
HD WIDENER
HW EYB4 M

C. H. F. Möring

Thomas Thyrnau.

Von der Verfasserin

von

Godwie-Castle und St. Roche,

Anne Henriette Johanna (Wach) von Paalzow.

Erster Theil.

Zweiter Abdruck.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1843.



In einem Thurmgemache der alten Hofburg zu Wien, welches in großartiger aber einfacher Ausstattung sich der Bewohnerin würdig zeigte, saß um das Jahr 1755 in einer Fensternische die Kaiserin Maria Theresia und las mit Aufmerksamkeit in einem mäßig starken Aktenstücke, welches von dem vor ihr stehenden Arbeitstische genommen schien, auf welchem in großer Ordnung Papiere, Bücher, Karten und Pergamentrollen lagen, die das Arbeitszimmer der hohen Frau erkennen ließen.

Sie war in der vollen Reife des mittleren Frauenalters und die Schönheit, die sie auszeichnete, trug den besonders festen und kräftigen Ausdruck eines edlen, gesicherten Selbstgefühls, welches jedem Zuge eine plastische Ruhe und eine Reinheit der Form erhielt, die fast an die Unvergänglichkeit dieser Reize glauben ließ. Die Mode der damaligen Zeit ließ keines der kleinen anmuthigen Mittel zu, womit die Mängel der Form hinter Locken, oder den Vortheilen verschiedenartiger Kopfbedeckungen sich zu verbergen vermögen. Die Kaiserin, wie alle Damen jener Zeit, gab ihr Gesicht von allem

Haar entblößt der Anschauung Preis, und die hochgewölbten Haarfrisuren wurden nur gekrönt durch kleine darauf schwebende Aufsätze, verschieden in ihrer Ausstattung nach Rang und Vermögen der Besitzerin. Bei Maria Theresia trat hierdurch die reinste ovale Gesichtsform hervor, die durch die Fülle einer unerschütterlichen Gesundheit stark in den Wangen und in dem Unterkinn bezeichnet war, ohne doch das Maaß der Schönheit zu verletzen. Sie hatte vollkommen das Ansehn, was wir mit historisch zu bezeichnen pflegen. Wer sie aufgerichtet stehen sah, mit der hochgehobenen graden Haltung des Hauptes, auf dem schönen runden Halse wie auf einer Säule ruhend, mit dem klaren Blick ihrer glänzenden blauen Augen und der rednerischen Fülle des scharf gezogenen Mundes — der mußte fühlen, sie gehöre zu den Gipfelpunkten ihrer Zeit, sie sei ein strebendes und schaffendes Werkzeug für die Entwickelung ihres Landes und ihr scharfes Erkenntnißvermögen habe in ihrem festen Willen d i e Stütze, die Gedanken — Thaten werden läßt.

Die Zeit, in welcher die hohe Frau sich so eben befand, war ein Ruhepunkt ihres bewegten Lebens. Sie konnte mit stolzem Bewußtsein auf die Resultate ihres sichern Willens sehen und sich in seltenem Maaße das Zugeständniß machen, daß sie den Sieg über die gehäuftesten Hindernisse sich selbst schulde.

Der Aachner Friede hatte ihre erblichen Rechte anerkannt, ihre Grenzen gesichert, die kriegerische Aufregung von ganz Europa zur Ruhe verwiesen, und sie mußte sich sagen, daß sie mit der Energie, welche sie entwickelt, sich selbst zu einem gefürchteten und geachteten Oberhaupte Deutschlands, ihren Gatten zum Kaiser erhoben, und in dem erlangten Besitz so vieler Vorzüge eine Garantie für die stolzen Pläne ihrer Zukunft habe.

Doch täuschte sie sich nicht über den augenblicklich friedlich erscheinenden Zustand Europa's. Zu wohl durch Kaunitz, ihren würdigen Repräsentanten bei den Friedensunterhandlungen zu Aachen, unterrichtet, sah sie in den schwachen Banden, die hier geknüpft waren, schon den Zündstoff neuer, unausbleiblicher Zwistigkeiten, und den Krieg erwartend, nutzte sie die trügerische Ruhe, die wenigstens einen Blick auf das innere Leben ihres Staates zuließ, um mit muthiger Hand die Wunden heilend zu berühren, die der langjährige, bis in das Herz ihrer Länder dringende Krieg überall geschlagen.

Die Größe der Schwierigkeiten schreckte die in voller Kraft sich fühlende Herrscherin nicht zurück, und in dem Kreise ihrer Unterthanen umherschauend, entdeckte sie bald die Geister, die ihr eine Stütze werden mußten, indem sie ihre Kräfte zu leiten und zu nutzen wußte.

Schon durfte sie bei den reichen Naturkräften des Landes in den fünf Jahren des Friedens sich der Symptome wiederkehrenden Wohlstandes freuen, und mit mütterlichem Eifer jede Bestrebung unterstützend, die irgend bleibend sich für das Wohl des Landes erweisen konnte, in welcher Richtung und Weise sie auch sein mochte, griff sie mit scharfsinnigem Geiste die Uebel an, gegen welche das Volk der Abhülfe von Oben harren mußte, da sie bei einer unvollkommenen Verwaltung und bei dem Mangel an einer geordneten Justizpflege und klaren Gesetzgebung tausend Leiden und Störungen verbreiteten, welche das Wohlsein des Landes aufhielten und der Rohheit und Willkür ein noch unverwehrtes Feld zum Spielraum ließen.

Die verschiedenen Elemente, aus denen ihr Reich zusammengesetzt war, vergrößerten die Mühseligkeit dieser Abhülfe. Die Provinzen des Kaiserreichs waren fast selbstständige Länder zu nennen. Jede hatte ihre alten Gerechtsame, die häufig auf Naturbedürfnisse gestützt, mit Schonung beleuchtet werden mußten. Die Betheiligten fühlten wol hin und wieder Bedrückungen; aber die Bildung fehlte, um die Ursache zu erkennen; am wenigsten wollte man sie alten, bequem gewordenen Gebräuchen zuschreiben, und war geneigt, diese zu schützen und eine Erleichterung zu bezweifeln, die zu Anfang

nothwendig eine Neuerung sein mußte, wie denn auch selbst die Verschiedenheit der Sprachen eine leichte Verständigung aufhielt. Dennoch gab die große Kaiserin den Plan nicht auf, diese Schwierigkeiten zu besiegen und ihr ganzes Reich unter dem Segen einer gleichmäßigen, weisen und jedes Individuum wahrhaft schützenden Gesetzgebung zu vereinigen.

Sie verfuhr dabei wie eine gute Mutter mit verwöhnten Kindern. Sie bestrebte sich, ihr wahres Bedürfniß in allen Beziehungen kennen zu lernen und die Berichte, die sie von Seiten der verschiedensten Personen zu veranlassen wußte, prüfend mit einander zu vergleichen, um selbst in der Seele der bewußtlos mit Uebeln Kämpfenden für die Hülfe zu entscheiden, die sie für sie als gut erkennen mußte. Sobald sie aber bis zu diesem Punkte der Entscheidung gelangt war, handelte sie auch mit der stolzen Wahrhaftigkeit und Entschiedenheit ihres Karakters; sie sprach aus, was sie geben und nehmen wollte, forderte Gehorsam, und erzwang ihn, wo er unverständig verweigert wurde.

Das Aktenstück, welches in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Kaiserin fesselte, enthielt die Ansicht eines jungen Adligen über Böhmen, ein Land, welches vorzugsweise das Nachdenken der Kaiserin in Anspruch nahm, da es bedeutend im Kriege gelitten und

von innern Hemmungen an einem schnelleren Aufschwung, ungeachtet der vorhandenen Hülfsmittel, gehindert schien.

Sie hatte die sorgfältige Durchsicht beendigt und indem sie sich erhob, zeigten ihre Züge den ruhig klaren Ausdruck, der von einer innern Befriedigung entstehend, jedes Angesicht verschönt. Ihr helles Auge richtete sich auf die Eingangsthür wie fragend, warum sie sich nicht öffne, und man hätte diesem Blicke wohl die Zauberkraft zutrauen mögen, die der Zufall herbeiführte; denn die Thür öffnete sich wirklich, und der Graf von Kaunitz, dieser große und würdige Theilnehmer ihrer erhabenen Herrscherpläne, trat, wie es ihm gestattet war, unangemeldet in dies Heiligthum seiner Gebieterin.

„Ihr kommt zur rechten Zeit," rief die Kaiserin sogleich, „ich habe so eben die Durchsicht der Denkschrift beendigt, die Ihr mir brachtet. In der That sie ist gut — es ist Schärfe der Auffassung drinnen — nicht unnützer Wortkram — die Dinge treten heraus — es ist nicht der Verfasser, oder dieser und jener, der das bemerkt und darthut — es ist die Sache selbst, die redet und sich erklärt."

Während dieser Anrede war der Graf, der niemals eine Sache die andere übereilen ließ, mit den drei vorgeschriebenen Verbeugungen fertig, und stand jetzt mit

seiner geraden, festen Gestalt vor dem Schreibtische der Kaiserin, der Beide trennte, und während aus dem blassen, mienenlosen Gesichte sein Auge mit der Schärfe eines Adlers schaute, sagte er mit der ihm eigenthümlich deutlichen und scharfen Betonung: „So dachte ich — und wagte daher diesen Aufsatz, der keinen offiziellen Karakter hat, der nur ein Studium, eine Uebung des jungen Mannes zu nennen ist, dem hinzuzufügen, was Euer Majestät bereits über diesen Gegenstand gesammelt haben."

„Es ist vielleicht das Brauchbarste," sagte Maria Theresia — „weil es eben ohne den Gedanken geschrieben ist, vor unser Auge zu kommen. Der junge Mann ist festzuhalten, Kaunitz — zu beschäftigen — Ihr solltet ihn Euch zuziehen — er muß empfänglich sein für eine große Schule — sein Kopf ist aufgeräumt!"

„Er begleitete mich nach Paris und Aachen," erwiderte der Graf. „Ich war geneigt, ihn die Dinge arbeiten zu lassen, zu denen ich persönliches und gesichertes Vertrauen bedurfte. Er verstand, die Notizen, die ich während der Konferenzen in meine Gedächtnißtafel zeichnete, mir geordnet aneinander zu reihen."

„Ah!" rief die Kaiserin — „er hat also schon seinen Platz gefunden! — Und dürfen wir seinen Namen wissen?"



„Es ist der Graf von Lacy!" erwiderte Kaunitz.

„Wie?" fragte die Kaiserin, „Lacy? Lacy? Ein Bruder unsers tapfern Hauptmanns? Ist diese Familie so reich an ausgezeichneten Männern?"

„Er ist nur weitläufig mit unserm tapfern Reiter-Hauptmann verwandt," sagte Kaunitz. „Auch seine Voreltern leiten ihre Familie aus der Zeit Wilhelms des Eroberers her, und längere Zeit muß die Familie des jungen Mannes in England verblieben sein. Erst sein Urgroßvater übernahm, mit all den Seinigen England verlassend, die Besitzungen in Böhmen, die ihm von seiner Mutter, einer böhmischen Fürstin Wratislaw, überkommen waren. Außer diesen ersten, sich ähnlichen Stammnachrichten haben aber beide Familien keine Verwandtschaft nachzuweisen."

Nachsinnend fuhr die Kaiserin fort, den Namen wie für sich zu wiederholen. „Ich glaube," sagte sie dann lauter, „die Prinzessin Therese hat mir den jungen Mann genannt, und ich vermuthe, er ist schön, oder galant, oder etwas der Art."

„Ihro Durchlaucht die Prinzessin sind allerdings Kennerin! sonst würde ich ihn nur für jung und schön halten; übrigens für zu solide fast — überhaupt für einen Sonderling," erwiderte Kaunitz.

„Doch warum zeigt sich der junge Mann so wenig

bei Hofe, daß wir dadurch in den Fall kommen, uns seiner nicht erinnern zu können?"

„Weil er ein Sonderling ist, Euer Majestät, aber einer von den Brauchbaren, die eben deshalb ein weiteres Feld übersehen lernten, auf welchem sie durch Anstrengungen einheimisch werden wollen. Er macht pedantische Forderungen an sich selbst, und wenn ich ihn nutzen will, muß ich ihn zugleich gewähren lassen. Ich kann ihn nicht fesseln, wie Andere wol; er ist zu unabhängig, und hat die unangenehme Eigenschaft nichts zu wollen."

Die Kaiserin lächelte, obwol sich auf dem Antlitz des Grafen keine Miene zeigte, die dies veranlassen wollte. „In Wahrheit, das ist eine unbequeme Eigenschaft," sagte sie dann. „Doch sind wir wegen der Seltenheit derselben gesonnen, ihm selbst unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Ihr werdet ihm sagen, daß ich diesen Aufsatz gelesen habe und mit ihm darüber sprechen will. Seine Ansichten über die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen gewinnen dadurch an Wahrheitskraft, daß er als Grundbesitzer die Nachtheile empfinden würde, wenn das Geschrei wahr sein sollte, womit man die Anregung dieser Sache von jenen großen Herrn beantwortet hören muß."

„Es ist allerdings wichtig, einen aus ihrer Mitte

bei gleichen Interessen von der Ansicht abfallen zu sehn, die sie als gerechtfertigt durch alle ihre Ansprüche geltend machen wollen. Auch, glaube ich, weiß er seine Gesinnungen zu vertreten."

„Sonderbar, Graf Kaunitz," sagte die Kaiserin, und eine dem Grafen sehr verständliche Röthe, die jede kleine Wallung der sanguinischen Frau verrieth, trat auf ihrer hohen Stirn hervor — „sonderbar, daß Ihr Euch jetzt erst erinnert, wie es zu unsern Wünschen gehörte, bei einer so schwierigen Aufgabe und nach dem erfahrenen Widerspruch, uns unter den dortigen Großen einen Beistand aufzufinden. Ihr theiltet, denke ich, unsere Freude über die Hoffnung, welche uns ein ehrwürdiger böhmischer Prälat machte, später vielleicht mit gutem Beispiel voran zu gehen, und sahet Euch mit uns nach dem Edelmanne um, der uns gleiche Unterstützung böte — und doch hattet Ihr bereits verwirklicht erfahren, woran Eure Kaiserin indessen als an eine Schwierigkeit zu denken genöthigt war."

„Eins nach dem Andern, Euer Majestät," entgegnete Kaunitz unerschüttert. „Die Proben, denen ich den jungen Mann unterwarf, um den Grad seiner Zuverläßigkeit zu erfahren und aus ihnen zu entnehmen, ob diese Ansichten sich würdig zeigten, die Aufmerksamkeit Eurer Majestät zu wecken, mußte ich

glauben, sei ein passenderes Geschäft für den Diener Eurer Majestät. Jetzt erst, nachdem ich den jungen Mann bewährt gefunden, erst seitdem ich ihn zu diesem schriftlichen Aufsatz ermuthigt und von seiner klaren Darstellung auf die Wahrheit seiner Ueberzeugungen zu schließen Ursache fand, erst seitdem habe ich geglaubt, könne seine Person ein Recht zur Berücksichtigung Eurer Majestät finden."

Die Kaiserin hörte mit leisem Nicken des Kopfes der sicheren Entgegnung ihres Ministers zu. Ihr eignes großes Herz war bis auf den Grund von dem vorherrschenden deutschen Nationalzuge, von Wahrheit und Offenheit, durchdrungen, und wo sie ihn bei ihren Umgebungen ohne Anmaßung und Rohheit hervortreten fand, hatte er sich ihrer Nachsicht, ja ihres Beifalls zu erfreun. Die hohe Achtung, die Kaunitz ihr dabei mit vollem Rechte einflößte, die oft erlebte Ueberzeugung von dem Werthe seiner Rathschläge und Beschlüsse, selbst wenn sie dieselben anfänglich nicht einsehen konnte, ließ sie, fast immer schon mit der Hoffnung, ihm beitreten zu können, auf seine Vertheidigungen horchen, und gerade für ihn schien sie sich dies verrätherische Nicken mit dem Kopfe angewöhnt zu haben, worin der Graf seine Anerkennung erkannte, noch ehe sie die Lippen öffnete.



„Es will uns selbst so als am zweckmäßigsten einleuchten," sagte sie dann mit dem Lächeln der Genehmigung, „und wir wollen sehn, ob wir jetzt diesen Mann so geschickt benutzen können, als Ihr, mein lieber Graf, ihn uns geschickt vorbereitet habt. Vielleicht schlägt er es doch uns nicht ab, irgend eine Stelle anzunehmen, die ihn uns bequemer nähert."

„Dazu ist in diesem Augenblick noch wenig Aussicht," sagte der Graf. „Er ist, wenn auch frei und unabhängig durch seine bedeutenden Besitzungen, doch nicht unabhängig von seinen Familien-Verhältnissen, wie es scheint. Diese stellen ihn unter auffallende Bedingungen, und ich habe nicht erfahren, ob sie für ihn selbst in geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind, oder ob er sie mir nur so erscheinen läßt."

„Nun! nun! wie läßt sich denn das an?" rief die Kaiserin, sich eifrig vorbiegend — „was glaubt Ihr denn — oder was sagte er darüber? Hat er noch Eltern oder Geschwister?"

„Weder das Eine noch das Andere," erwiderte Kaunitz. „Mir hat ihn Baron Binder zuerst empfohlen. Er studirte damals zu Regensburg die Reichspraxis, zu welcher er bereits in Leipzig und Leyden einen guten Grund gelegt; und da er gesonnen war, einen letzten Kursus zu Wien abzuhalten, lud ihn Baron

Binder in sein Haus, wo er ihn so vortheilhaft kennen lernte, daß er ihn mir empfahl. Auch ich theilte bald die Vorliebe des Barons, und da er die lebhafteste Neigung empfand, zu reisen, schlug ich ihm vor, mich nach Paris zu begleiten. Er willigte ein, und ein näheres persönliches Verhältniß entstand nun, welches mich bestimmte, ihn mit mir nach Aachen zu nehmen. Um ihn mir hier nützlicher zu machen, nahm er auf meinen Wunsch eine Art Titel an, und hier erst, bei seiner entschiedenen Weigerung Gehalt zu nehmen, erfuhr ich, daß er keine bindende Verpflichtungen eingehen dürfe, vermöge testamentarischer Verfügungen seines Oheims, dessen unmittelbarer Erbe er war, da sein Vater und der einzige Sohn seines Oheims früher starben. Seit unserer Rückkehr hat er mir mehr gestanden und meine Nachrichten über ihn lauten sonderbar genug. Er hat sich einer Dame gewidmet, von der man kaum glauben sollte, daß sie den schönsten Kavalier, den jugendlichen Mann von acht und zwanzig Jahren, zu fesseln vermöchte."

„Also eine Liebesgeschichte," sagte die Kaiserin kalt. „Das alte Hinderniß aller jungen Leute!"

„Ob man es so nennen darf, möchte ich doch kaum wagen zu behaupten. Euer Majestät mögen selbst urtheilen: Es ist die einzige nachgelassene Tochter des alten



Fürsten Morani, des Kammerherrn Seiner hochseligen Majestät des Kaisers."

„Die Fürstin Morani!" rief die Kaiserin — mit ihrer lebhaften Weise die Hände zusammenschlagend — „Geht — geht — Kaunitz — wo habt Ihr Euren klugen Kopf — sie ist ja älter als ich — war mir ein Spielfräulein — ist nie schön, kaum hübsch gewesen — die entführt uns den jungen Herrn nicht; denn Vermögen hat sie auch nicht, das wißt Ihr am besten, denn Ihr laßt ihr die bewilligte Pension auszahlen, und weiset die Rechnungen für die Baukosten in dem alten Palast Morani auf meine Chatulle an, damit er ihr nicht über dem Kopf zusammen bricht — also woraus soll denn da ein Liebesverhältniß werden?"

„Euer Majestät haben die Dame wol ganz aus den Augen verloren?"

„Sie bat nach dem Tode ihres Vaters um Erlaubniß, sich vom Hofe zurück ziehen zu dürfen. Ich sah sie seitdem nicht. Prinzessin Therese ist durch ihre Mutter mit ihr cousine germaine — sie besucht sie und erzählt mir oft von ihr — sie scheint gern bei ihr zu sein — aber, mein lieber Graf, die Zeit hat noch nie die Fehler eines unschönen Gesichts bei einer Frau verbessert, sie wirkt sogar zu unserm Nachtheil da, wo die Natur den Vorzug der Schönheit verliehen hat."

„Euer Majestät wissen," erwiderte der Graf, sich verneigend — „daß ich darin völlig unerfahren bin. Doch höre ich durch den Pater Franz und Georg Prey, daß sie sehr mit ihrer Geistesbildung beschäftigt ist, und ich dachte, dies könnten ihre Reize sein!"

„Eine Gelehrte also!" rief die Kaiserin spöttisch. „O! Graf Kaunitz, was man auch von Eurem zärtlichen Herzen zur Zeit gesprochen hat, es muß lange her sein, daß Ihr meinem Geschlecht Eure Aufmerksamkeit geschenkt, denn sonst würdet Ihr wissen, daß selbst van Swieten kein besseres Rezept gegen die Liebe schreiben könnte, als die Gelehrsamkeit einer Frau! Doch genug, Herr Staatskanzler," sprach sie plötzlich, ganz Kaiserin werdend — „wir wollen diese Mirakel nicht zum Nachtheil unserer heutigen Geschäfte weiter verfolgen — wir erwarten Euren Vortrag!"

Der Graf ordnete die mitgebrachten Papiere, und der Vortrag nahm seinen Anfang.

Der Gegenstand der eben mitgetheilten Unterredung, der junge Graf von Lacy — Wratislaw — wie die Familie sich jetzt zu Ehren der böhmischen Besitzungen der Aeltermutter nannte — war am selben Tage in seinem Arbeitszimmer und las mit gefurchter Stirn in einem langen, eng geschriebenen Briefe, dessen Inhalt keineswegs leichter oder erfreulicher Art sein konnte, denn es waren in dem schönen jugendlichen Angesichte alle Zeichen unangenehmer Aufregung ausgedrückt. Jetzt schien er damit zu Ende gekommen, er stand unmuthig auf, öffnete ein Fenster und sah nachdenkend in den kleinen Garten des Hauses; er wandelte dann wieder durch das Zimmer, setzte sich nieder, sah einzelne Stellen im Briefe nach — es schien aber dasselbe zu bleiben.

Doch besaß er nur sehr selten die Eigenheit, in Selbstgesprächen sich zu erleichtern, und so blieb dem Uneingeweihten sein Zustand ein Geheimniß, bis sich die Thür des Kabinets rasch öffnete und der junge Baron von Pölten leicht und fröhlich herein schlüpfte.

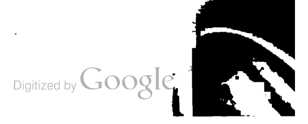
„Für mich gilt doch die Parole nicht, die Du an Deinen Kammerdiener gegeben!“ rief er heiter — „für mich bist Du doch zu Hause?“

„Wenn Du nicht selbst vor meinem finstern Ge-

sicht entfliehst!" erwiderte Lacy, sichtlich durch des Barons Eintreten erleichtert. „Aber ich bin in einer Stimmung, die ich in Wahrheit Anstand nehmen muß mit einem Andern als mit mir selbst zu theilen; und liebe Freunde ladet man am wenigsten dazu ein."

„Theilen!" lachte der Baron — „dafür behüte mich auch Gott, wenn theilen hier heißt: die Hälfte nehmen; auch nicht den kleinsten Theil Deiner Stirnrunzeln will ich haben — aber sie Dir verjagen helfen, dazu bin ich der Mann! Also beichte! beichte! ich wette, die ewig krächzende alte Eule, Dein Herr Vormund, hat wieder geschrieben, und da ich nun seit Jahr und Tag es ertragen muß, bloß zu erfahren, daß er Dich quält, so will ich endlich auch erfahren, warum er Dich quält — wo er die Autorität dazu her nimmt, gegen den achtundzwanzigjährigen mündigen Mann! He! willst Du beichten und Dich überzeugen, daß ich der lustigste, ausgelassenste und dennoch der treuste Freund meiner Freunde bin?"

„Davon bin ich fest überzeugt," antwortete Lacy — „doch denke ich," setzte er lächelnd hinzu — „ich verschulde es nicht, wenn Du nicht früher alles über meine Verhältnisse erfahren, was mir selbst bekannt ist; denn diese wirklich kennen zu wollen, hat Deine flüchtige Laune Dir nie wünschenswerth gemacht, und ich lege



wenig Werth auf den Trost, den wir von unsern Freunden durch eigentliches Wiedererzählen der zu nennenden Thatsachen empfangen. Trost erhalten wir, wenn wir uns geistig frei regen können mit denen, die uns verstehen — diesen hattest Du immer für mich bereit!"

„Nun ja! ungefähr so würde ich auch gedacht haben," sagte der Baron — „wenn ich mir Zeit genommen hätte, daran zu denken. Jetzt aber will ich mehr wissen, denn diese Falten auf Deiner Stirn müssen fort, ehe Du der schönen Baronesse Binder heut Abend die Aufwartung machst — deshalb — was hat dieser alte Advokat für Rechte über Dich?"

Lacy nahm den Brief vom Tische und sagte: „Das Recht, mich zum armen Manne zu machen, wenn ich nicht zurückkehre und seine sechzehnjährige Enkelin heirathe!"

Der Baron warf sich mit lautem Gelächter auf einen Sessel. „Verzeih!" rief er dann — „bist Du nicht der Graf Lacy? Rechtmäßiger Erbe der Herrschaft Wratislaw? Das ist zu toll!"

„Es sind Räthsel," sagte Lacy. „Aber Du wirst mir zutraun, daß ich nicht lammfromm ihnen gegenüber stehen blieb. Bei meiner Majorennität empfing ich mit der Uebergabe der bedeutendsten Einkünfte, einer klaren, musterhaften Darlegung meiner Verhältnisse, aller Rechnungen und Verwaltungs-Maaßregeln seit dem

Tode meines Oheims, zu gleicher Zeit die Klausel in seinem Testamente — des stolzesten, Ahnenberechtigtsten Mannes der Erde — die Enkelin des alten Herrn Thomas Thyrnau zur Gräfin von Lacy und meiner Gemahlin zu erheben, oder zu gewärtigen, daß Thomas Thyrnau mir die Verhältnisse darlegen werde, die mich des bedeutendsten Theiles meiner Besitzungen berauben würden. Nicht umsonst hatte ich indessen drei Universitäten besucht, um Reichsrecht zu studiren, und entschieden wies ich die Zumuthung dieser Klausel zurück, die mich in einem Grade empörte, wie es von einem jungen, stolzen Menschen zu erwarten war, der in dem Augenblicke, wo er glaubt, die größte Freiheit erreicht zu haben, in einen neuen unerträglichen Zwang gerathen soll, der ihm beleidigend, ungerecht erschien, entehrend und was Du noch sonst willst, um das Maaß eines unleidlichen Zustandes voll zu machen. Ich forderte Herrn Thomas Thyrnau auf, sich näher zu erklären, indem ich ihm mein gutes Recht entgegen hielt. Dies gute Recht bestritt er nicht; aber er warnte mich zu widerstehn und wiederholte: das Recht, die Andeutungen des Testaments zu verwirklichen, sei dessenungeachtet da, er würde aber nie damit hervortreten, wenn ich seine Enkelin heirathete."

„Lieber ließe ich mich zerhacken und zerstampfen,"



rief der Baron — „oder zöge als Bänkelsänger durch's Land, oder ginge unter Trenks Panduren, oder schnitte dem erlauchten Grafen von Kaunitz die Federn und zöge seine zwanzig französischen Uhren auf! Herzensliebster Lacy! Du wirst Dich doch von Advokaten-Kniffen nicht einschüchtern — nicht um Dein unverletzbares rechtmäßiges Eigenthum betrügen lassen?"

Die Stirn des jungen Grafen röthete sich etwas. „Ich fühle mich nicht eingeschüchtert," sagte er mit etwas gepreßter Stimme — „und denke, dies Gefühl soll mir immer fremd bleiben. Verwechsele damit nicht die Scheu, den letzten Willen eines Mannes anzugreifen, dem ich alles verdanke, was ich bin. Mein Oheim war der edelste, großartigste Mann, den die Erde tragen kann. Seine Fehler selbst, das heiße Blut der Lacy, ward bei ihm die Treibhausglut seiner Tugenden. Aber er war zugleich der adelstolzeste Mann; vergraben unter Stammbäumen und Geschlechtsregistern und von den Ahnen unseres Hauses, wie von einer Schaar geharnischter Geister umgeben. Aber wenn das Gefühl, auf eine lange Reihe ausgezeichneter Vorfahren blicken zu können, zu der Veredlung eines Nachkommen beitragen kann, so sah ich bis zum achtzehnten Jahre, wo ich seinen Umgang genoß, dies in dem erhabenen Greise verwirklicht; und wenn diese Jugendeindrücke und jedes

seiner Worte mich auf diese stolze Stellung hingewiesen haben, so wirst Du vielleicht jetzt besser den Eindruck erkennen, den mir sein letzter Wille machen muß, der allen Ueberzeugungen seines Lebens schroff gegenüber steht."

„Um so mehr würde ich an der Wahrheit dieses letzten Willens zweifeln — um so mehr alles diesem Thomas Thyrnau zuschieben! Gerade was Du mir eben mitgetheilt, bestimmt mich noch mehr, die ganze Sache für einen Advokaten-Streich zu halten, besonders da Du bei seinem Tode abwesend warst und das ganze Testament in geistesschwachen Stunden abgefaßt sein kann."

Der junge Graf ging ein paar Mal nachdenkend durch's Zimmer, dann blieb er vor seinem Freunde stehen und sagte, seine ernsten Augen lebhaft zu ihm aufschlagend: „Ich kann nicht! Es ist mir unmöglich, diesem Thyrnau ein solches Verbrechen zuzutrauen! Wir kennen uns beide nicht persönlich, denn obwol er der Rechtsanwalt unserer Familien war, so lange er überhaupt praktizirte, war doch in den früheren Jahren meiner Anwesenheit bei meinem Oheim, eine Entfremdung zwischen Beiden eingetreten, die ihren geselligen Verkehr aufgehoben hatte. Aber dessenungeachtet sprach mein Oheim von Thomas Thyrnau nie anders, als



von einem theuren Jugendfreunde; nie anders als mit der größten Hochachtung von seinem Karakter, seinen Fähigkeiten, seinen hohen Tugenden! Freilich bezeichnete er oft einen einzigen Fehler, einen Fehler, den er nie unterließ, an die große Kette der Lobeserhebungen zu reihen, die er stets seinem Namen hinzufügte — und dieser einzige Fehler macht mich jetzt, trotz der Abneigung, die ich gegen diesen Verdacht empfinde, gegen einen Mann mißtrauisch, an welchem sonst kein Makel zu finden ist. Dieser Fehler ist Stolz! Eitelkeit selbst nannte ihn mein Oheim; ein unbegrenztes Ankämpfen gegen die Vorrechte unseres Standes; ein dünkelvolles Erheben des persönlichen Verdienstes, und unter diesen Bedingungen ein gewisses Gleichstellen, das mein adelstolzer Oheim nicht immer in der Laune war, ertragen zu können. Ob die Kälte und Zurückhaltung, die damals unter beiden Männern vorherrschte, in solchen Reibungen ihren Grund hatte, oder, wie ich geneigter bin zu glauben, in einer bedeutenderen Störung zwischen ihnen liegen mochte, habe ich nie erfahren. Doch erzählte mir mein Oheim oft, wie die Familie des Advokaten und die unsrige früher in so großer Einigkeit gelebt, daß, obwol Thomas Thyrnau von seinen Geschäften getrieben oft in Prag seinen Aufenthalt nehmen mußte, seine Familie dennoch zuletzt auf dem

Stammgute bei meinem Oheim ganz einheimisch wurde und der Advokat immer mit der alten Freude dorthin zurückkehrte. Sehr wohl erinnere ich mich noch des alten Hauses, wo sie gewohnt hatten; es lag am Ende des großen Thiergartens und stand zu meiner Zeit leer. Wenn wir jagten oder spazieren gingen, zeigte mir mein Oheim stets von fern dies Haus; aber nie ging er vorüber oder trat ihm näher. Hatte er mir erzählt, wie einig er einst mit dessen Bewohnern gelebt, schwieg er dann nur um so länger still, und als ich anfing zu beobachten, sah ich, wie das wehmüthigste Nachdenken sich auf seiner Stirn lagerte, und wie er an solchen Tagen sich stets in seine Zimmer zurückzog. Nur einmal fragte ich ihn: wo denn alle diese lieben Menschen geblieben wären? Da sagte er mit allen Zeichen unverjährten Kummers: „„Todt! — Todt! Alle todt! Ich und Thomas, wir haben Beide Weib und Kinder begraben sehen, und sind unter tausend Schmerzen alt geworden!““ Seitdem fragte ich ihn nie wieder, denn ich konnte die Trauer nicht vergessen, die sein Angesicht ausdrückte, als er dies sprach."

„Das sind wirklich seltsam widersprechende Umstände," rief der junge Baron ernster als seine Art war — „denn diese Trennung der beiden Freunde läßt doch kaum den Verdacht zu, daß das sonderbare Testa-



ment unter dem persönlichen Einflusse von Thomas Thyrnau entstanden sein könnte."

„Ich verließ meinen Oheim in meinem achtzehnten Jahre, und fing meine Studien auf der Universität Leipzig an, und zwar mußte ich meinem Oheim versprechen, ohne Unterbrechung die drei Universitäten zu besuchen, die er für mich gewählt hatte. Ich mußte mich von ihm und von der Heimat auf so lange trennen, als meine Studien dauern sollten."

„Er hatte Dich also für den Staatsdienst bestimmt?" fragte ihn der Baron.

„Im Gegentheil! Er forderte von mir, nie eine dauernde oder bindende Stellung im Staate anzunehmen. Er wollte, daß ich das große Werk, was in seinem Kopfe entstanden war, einst ausführen sollte; er wollte mit einem Worte, daß ich theilweise das Joch der Leibeigenschaft, nach den weisen Grundsätzen, die er entwickelt in seinem Kopfe trug, auf unserer großen Herrschaft aufheben sollte, und um mich zu allen damit verbundenen Rechtshändeln auszurüsten, ließ er mich studiren und ordnete meine Studien so, daß ich befähigt sein könnte, dereinst mir und meinen Untergebenen selbst den nöthigen Rath, nach den Gesetzen des Landes zu ertheilen."

Der Baron lächelte. „Er wollte Dich also unab-

hängig machen von Advokaten und Gerichtshöfen! Er rüstete Dich also aus, um das Unrecht mit der eigenen Kenntniß der Gesetze bekämpfen zu können! Sollte das nicht schon Mißtraun andeuten gegen den Rath, dem er sich in Thomas Thyrnau unterziehen mußte? von dem er Dich unabhängig machen wollte?"

„Ich kann dies um so weniger glauben, als ihr Verhältniß nach meiner Abreise bald die vorige Innigkeit wiedergewann! Thomas Thyrnau gab Prag und seine dortigen Geschäfte auf und bezog das alte Dohlen-Nest, und mein Oheim war bald wieder so zu Hause dort, wie in dem eigenen Schlosse."

„Nun," rief der Baron, „siehst Du nicht ein, daß dann der Verdacht auch wieder wächst? Gewann er seinen alten mächtigen Einfluß auf's Neue, wie leicht konnte er ihn dann mißbrauchen, und gewiß liegt in dem vorliegenden Falle der bezeichnete Fehler — und sei es sein Einziger — klar und deutlich aufgedeckt. Seine Eitelkeit treibt ihn, seine Enkelin zur Gräfin Lacy zu erheben! Oder sein bürgerlicher Stolz, um zu beweisen, daß sein persönliches Verdienst an jeden Vorzug reiche, den Rang und vornehme Herkunft zu geben vermögen."

Wieder schritt Lacy nachdenkend umher; endlich aber sagte er, wie zu sich selbst: „Ich dachte das auch —

oder vielmehr ich denke es noch — ja ich muß fortfahren, es zu denken, um gegen die unsinnige Forderung dieses Testamentes fest zu bleiben. Aber ich will so wenig mit Dir heucheln, wie ich es mit mir selbst gethan; — ich glaube es dennoch nicht!"

„Nun" — rief Pölten lachend — „bester Freund! so gehe hin und heirathe! Heirathe die rothwangige Dorfschönheit von sechszehn Jahren — sie ist vielleicht so übel nicht! In Rücksicht des Adels, der ihr fehlt, wirst Du doch nicht strenger sein als Dein alter Oheim!"

„Wer weiß," sagte der Graf sinnend, „was ich gethan hätte, wäre der wunderliche Alte früher so dringend geworden als jetzt! Aber nach der ersten Mittheilung hierüber, welche das Testament nöthig machte, verharrte er lange in einem stolzen Schweigen, welches mich mit der Hoffnung einwiegte, er selbst gäbe eine Forderung auf, die so gegen alle Sitten und Gebräuche unserer vornehmen Familien streitet, daß ich diese Bedingung nie zu einer Sorge für mich werden ließ. Ich hatte nie an meiner persönlichen Freiheit gezweifelt; ich habe demgemäß gehandelt — selbstständig entschieden, jetzt kann ich die Forderung von Thomas Thyrnau nicht mehr erfüllen — weder Neigung noch Ehre erlauben es mir!"

Mit Heftigkeit fast hatte sich der junge Graf von seinem Freunde abgewendet. Er stand am Fenster und blickte über die Ufer der Donau hinüber und genoß den heitern Anblick der großartigen Stadt, die über dem kleinen Gärtchen ausgebreitet lag. Plötzlich wendete er sich nach seinem Freunde zurück und sagte: „Du hast mich schon so oft gebeten, Dich der Fürstin Morani vorzustellen, hast Du heute Zeit und Neigung dazu, so bin ich bereit, Dich dort einzuführen."

Pölten sah ihm lächelnd in die Augen; dann verneigte er sich tief und sagte: „Es ist eine Gunst, um die ich so oft vergeblich gebeten habe, daß ich nicht mehr darauf zu rechnen wagte. Um so mehr weiß ich es zu schätzen, daß endlich Dein felsenfestes Herz bricht und Du Deinen besten Freund Dein Glück willst theilen lassen, an welchem Du bisher, wie es schien, Niemandem Antheil gönntest."

Ohne die ironische Rede beachten zu wollen, sagte der Graf leichthin, daß die Fürstin sehr eingezogen lebe, bis auf einige gelehrte Freunde Niemand sehe, und es ihm daher nicht zugestanden, seine Bekannte dort einzuführen. „Jetzt aber," rief er mit einem warmen Blick auf seinen Freund — „jetzt wünsche ich selbst, daß Du sie kennen lernst."

Schnell unterbrach er den Versuch des Barons, ihm



zu antworten, indem er fortfuhr, als verstünde eine Erklärung sich von selbst: „Meine Bekanntschaft mit der Fürstin entstand noch bei Lebzeiten ihres Vaters. Ich hatte eine Empfehlung an ihn von meinem Oheim; doch damals verließ er schon das Zimmer nicht mehr, aus welchem er ein Jahr später als Leiche getragen ward. Hier lernte ich die edle Tochter kennen, deren Jugend in dem Krankenzimmer des Vaters verblüht war. Aber an der Seite des hochgebildeten Mannes, der in den schwierigsten Weltverhältnissen, an fremden Höfen, in ehrenvollen und wichtigen Sendungen alt geworden war, hatte sie dagegen einen Schatz von Bildung und Kenntnissen eingetauscht, in dieser Einsamkeit eine Güte und Reinheit der Gesinnung erhalten, und eine Weisheit der Weltanschauung erlangt, wie sie wenigen Frauen zu Theil werden kann. Ich habe sie in sehr verwickelten Verhältnissen, unter den nagendsten Sorgen aller Art mit dem Muthe eines Mannes, mit der Zartheit einer Frau handeln sehen, und," setzte er bewegt hinzu, „ich verdanke ihr sehr viel! — Als mich der Fürst bei sich aufnahm, geschah es aus Liebe zu seinem alten Freunde, dessen Neffe ich war. Bald gewöhnte er sich an mich, und als er nur noch des Mittags einen Kreis mit ihm alt gewordener Freunde sehen konnte, waren mir und seiner Tochter die Abende

überlassen und ich half ihr oft die langen Nächte hindurch den Leidenden durch Lektüre und Unterhaltung zu zerstreuen."

Der Baron ehrte die ernste und achtungsvolle Haltung, mit der sein Freund sprach; endlich sagte er: „Worin bestanden die großen Schwierigkeiten der Tochter? Ihre eigne edle und ernste Richtung mußte ihr dies Leben nicht so sehr erschweren, dächte ich."

„Der Fürst war Einer aus der fröhlichen alten Schule, die nicht begreifen wollen, daß man nur das ausgeben soll, was man hat. Er fragte immer nur: Was kommt mir zu, als Fürst Morani auszugeben? Das mußte da sein, und er hoffte dabei auf eine Ausgleichung, die um so mehr ausbleiben mußte, als Krankheit und Alter ihn nachgerade von all' den öffentlichen Stellungen verdrängten, die in früheren Zeiten häufig den Ausfall gedeckt, den seine ungebundenen Neigungen veranlaßten. Zur Zeit als ich Vater und Tochter kennen lernte, hatte Letztere die Verwaltung des Ganzen übernommen. Sie zahlte heimlich Schulden ab, und erhielt ihm, in dem beschränkten Kreise, den er noch übersehen konnte, allen Schein des alten Glanzes, ohne den er sich nicht anders als entwürdigt zu denken vermochte. Sie raubte mit ruhigem Bewußtsein ihrer Zukunft jede Stütze, jede Aussicht auf ein

anständiges, sorgenfreies Leben, und legte sich schon in dieser Zeit jede Entbehrung auf, die seinen argwöhnischen Augen zu entziehen war. So hat sie ihren großmüthigen Zweck erreicht! Er starb, umgeben von allen angewöhnten kostspieligen Bedürfnissen seines langen Lebens, und als sie, sein von ihm selbst angeordnetes fürstliches Begräbniß bezahlt hatte — war sie in dem fürstlichen Palast Morani — am Bettelstabe!"

Lebhaft rückte der Baron bei diesen Worten seinen Sessel näher zu dem Freunde hin, und blickte ihn mit so gespannter Erwartung an, daß sein schönes jugendliches Gesicht in höherer Farbe glühte. Graf Lacy stand dagegen auf und indem er wieder das Zimmer zu durchwandern begann, sagte er kurz: „Der edle Graf von Kaunitz erfuhr die Lage der Fürstin; er fühlte die Verpflichtung der Kaiserin, welche ihr sogleich in huldvollen Ausdrücken eine Pension sicherte und auch fortfährt, die Lage der verwais'ten Fürstin zu erleichtern."

Auch Baron Pölten erhob sich jetzt. Beide Freunde nahmen eine kurze Verabredung für den Abend und trennten sich, in diese bezuglosen Worte eine Wärme des Ausdrucks legend, die sie, ohne daß sie es beachteten, hinriß, sich zu umarmen, was sie sonst nie thaten.

Der Juli-Abend war weit vorgerückt, als der Graf Lacy endlich seinen Spaziergang beendigte und sich der Häuserreihe zuwendete, die an der Wallseite nach dem Neuthore zu, aufhörte eine zusammenhängende Straße zu bilden, da sich hier mehrere der bedeutendsten Paläste der in Wien ansäßigen Familien befanden, die von ihren weitläuftigen Gärten, und von den kleinen Gebäuden umgeben waren, wie man sie für die zugehörenden Dienstleute zu benutzen pflegte.

Der Graf nahte sich dem Palast Morani, welcher sich durch seine düstere, schwerfällige Architektur und durch den alten Baumwuchs auszeichnete, der sich, ohne von der Hand des Gärtners mehr gestört zu werden, über die eisernen Gitterthore des Vorplatzes erhob und das höhere Alter dieser Besitzung bezeugen half. Er zog die Glocke, und da kein Portier mehr das leere Eingangs-Häuschen bewohnte, er auch genau wußte, daß der einzige hochbetagte Diener dieses Hauses nur langsam den Weg über den gepflasterten Vorplatz zurücklegen könne, lehnte er sich gegen das Gitter des Hofes und blickte unter dem Schutz einer alten Linde sinnend in die vor ihm ausgebreitete Landschaft.

Der warme Sommertag wich jetzt der duftigen



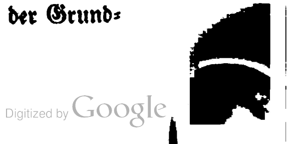
Kühle des Abends, aber die ganze Natur stand noch lautlos still, erschöpft von den glühenden Strahlen der Sonne, die der wolkenlose Himmel während des langen Tages ohne Unterbrechung ausgegossen. Die Zweige der alten Lindenbäume, die das Innere des Hofes im Halbkreis umzogen, hingen schwer von duftenden Blüthen nach allen Seiten hernieder; die Bienen nahmen scheidend mit wohlbehaglichem Summen die letzten Tröpfchen zu ihrer reichen Ausbeute, und man sah sie dann gegen den klaren Abendhimmel, den die sinkende Sonne am Rande glühend umsäumte, die Reise heimwärts antreten. Jenseit des Fahrweges in dem Gärtchen vor dem Hause des Jägers standen die Rosen in voller Blüthe; über das niedere Dach hinweg sah man in ein Kleefeld, dessen volle violette Blumen den erquikkenden Geruch von Wasser und Kühlung ausathmeten. Dahinter zeigte sich der schmale Streif eines Kornfeldes, dessen reife Aehren in den letzten Sonnenstrahlen wie Gold glänzten. Ueberall war der Ausdruck eines überschwenglich reichen Naturlebens. Alles schien fertig, schien den höchsten Punkt seiner Entwickelung erreicht zu haben, und indem man fast berauscht von dieser verschwenderischen Fülle und Schönheit war, fühlte man zugleich mit einer Art Wehmuth, es sei der Höhepunkt des Sommers mit allen seinen Reizen erreicht,

und umgeben von seiner Vollendung habe man nichts mehr zu erwarten, als Abschied nehmend dem langsamen Verschwinden seiner Schätze zuzusehen. Der junge Graf genoß mit vollen Zügen den Eindruck dieses schönen Momentes und indem er die Erhebung fühlte, die einer tieferen Auffassung der Natur selten fehlen wird, verschwanden die Schatten, die sich um seine Stirn gelagert hatten, und er bekam das alte belebende Gefühl seiner glücklichen und bedeutenden Stellung zur Welt. Kräftig richteten sich alle großartigen Pläne und Wünsche in ihm auf und gaben ihm eine freudige Erhebung. Er wendete sich nach dem Gitter zurück, und da der alte Diener den ersten Schellenzug überhört zu haben schien, wiederholte er ihn jetzt noch einmal, und ließ das Auge auf der Eingangsthür des dahinter sich erhebenden Schlosses ruhen. Dieses war ein langes Besitzthum der, eigentlich venetianischen Ursprungs sich rühmenden Familie Morani. Es war zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts von Octavio Burnaccini und im Karakter der damaligen Mode erbaut. Die Hauptfront, die nach dem Hofe, und die gegenüberliegende, die unmittelbar an den Garten stieß, waren von röthlichem salzburgischen Marmor, und die schwerfälligen Verzierungen von grauem und weißem Marmor. Die Zeit hatte nicht gesäumt, die grellen Kontraste dieses



Materials in eine übereinstimmendere Farbe umzuwandeln und trug wohlthätig dazu bei, diese gleichmäßig verbreitete Vermischung, wie die überladene Ausstattung jeder einzelnen architektonischen Linie, zu einer größeren Masse zu verschmelzen. Wellenartig bogen sich an der Hauptfront des Bauwerks, in der Mitte und an den Seiten einzelne Theile vor, bildeten im Innern halbrunde Zimmer und gaben die eirunde Form des Flurs, in welchem die künstlich geschwungenen Treppen emporstiegen. Die Eingangsthür war von einigen verfänglichen Säulen gestützt, deren gemischte Ordnung keine große Strenge verrieth; sie waren aber auch mit einer solchen Ueberladung heraldischer Zeichen und diese durch so schwerfällige Blumenketten und Engelgestalten verherrlicht, daß von ihrem Dasein wenig zum Bewußtsein der Beschauer kam. In demselben Geschmacke waren alle Fenster des ersten und zweiten Stockwerks verziert, während unter einem flachen Dache nur hier und da ein kleines oeuil de boeuf angebracht war, und über der schwerfälligen Einfassung der Platform zahllose Marmorfiguren in regellosen Gruppen die reizlosen Gestalten erhoben. Von allen Seiten sah aber der dahinter liegende Garten hervor und schloß sich, obwohl durch das Gitter gesondert, doch mit seinen Laubkronen an die Lindenalleen, die den Hof umzog. Das

Palais, das, wenn auch nicht zu den größten gehörend, da es ohne Flügel und nur von zwei Stockwerken war, doch von der Prachtliebe und den früheren Ansprüchen seiner Besitzer zeugte, machte jedes Mal einen ganz besondern Eindruck auf den Grafen Lacy; denn es war ihm ein Zeichen, wie die Zeit schonungslos die Umgestaltungen bewirkt, gegen die der stolze Sinn des Menschen sich im vollen Besitze bis an die fernste Zukunft gesichert hält. Die hochmüthige Geringachtung, mit der so oft die Mittel verschwendet werden, die ein großes Eigenthum darbietet, und die ein mäßiger Gebrauch und eine klare Uebersicht den stolzen Ansprüchen erhalten hätten, arbeitet alsdann der Zeit in die Hände, die jede Versäumniß rächt und endlich mit ihren verderblichen Erfolgen den sicher gewordenen Hochmuth überrascht, wenn er schon im Begriff steht, unter ihnen vergraben zu werden. So hatte der Fürst gelebt und hatte längst aufgehört, den ungestörten Anspruch an einen rechtlichen und ehrenhaften Namen zu besitzen, und dennoch durch den angemaßten Schein davon, das Gefühl behalten, als sei ein solcher ganz unzertrennlich von seiner Person, da er die zahllosen Bedrückungen und Wortbrüchigkeiten, womit er die Mittel erkaufte, um sein geträumtes Anrecht an Glanz und Ueberfluß zu erhalten, nicht zu den Ueberschreitungen der Grund-



säke rechnete, die er als Edelmann zu seinem privilegirten Besitze zählte. Der Graf hatte die einflußreichsten Erfahrungen in dem jetzt verödet vor ihm da liegenden Palaste gemacht, und sein Oheim, dieser wahrhafte Ehrenmann, der keine Beziehung des Lebens kannte, um ihn von der Strenge und Rechtlichkeit zu entfernen, die sein ganzes Wesen durchdrang, ahnte nicht, wie der Fürst Morani, den er von gleichen Gesinnungen erfüllt hielt, seinem Neffen die Lehre geben würde, daß hinter einem liebenswürdigen, geistvollen Aeußern ein hartes Herz und die größte Gewissenlosigkeit liegen könne. Als die verkauften und verpfändeten Besitzungen des einst so reichen Hauses Morani keine Hülfsmittel mehr darbieten wollten für die Summen, die immer wieder aufgenommen werden mußten, um den angewöhnten Glanz zu behaupten, wurden mit lachendem Munde die unwürdigsten Täuschungen wie Scherze vorgebracht, die Darleiher damit ihres Eigenthums beraubt und zahllose Personen in unverschuldetes Unglück gestürzt. Seine edle Tochter, die mehrere Heirathsanträge ablehnen mußte, um die Lage ihres Vaters nicht fremder Einsicht bloß zu stellen, sah er an seiner Seite ohne alle Vorwürfe verblühen, nichts bedenkend, als daß sie ihm für den Augenblick die angenehmste und bequemste Gefährtin war, und als er endlich durch Krankheit gefesselt

seine Angelegenheiten in die Hände seiner Tochter niederlegen mußte, forderte er von ihr die Erhaltung desselben frevelhaften Aufwandes, obwol er wußte, er beraube sie damit jeder Stütze für die Zukunft und werde sie bei seinem Ende, was er voraussah, am Bettelstabe zurück lassen. Aber neben diesen Schattenseiten besaß er hinreißend liebenswürdige Eigenschaften und war durch seine Freigebigkeit und Gefälligkeit, durch seine Sanftmuth und anscheinende Güte ein Gegenstand der Liebe und Verehrung.

Während der Graf mit der fliegenden Schnelligkeit des Gedankens dies Bild des Verstorbenen, welches sich ihm in einem jahrelangen, fast täglichen Umgange offenbart hatte, durchlief — richtete er die Blicke zu den hohen Fenstern hinauf, die einst von tausend Wachskerzen leuchteten und jetzt nur noch den glühenden Strahlen der Sonne einen kurzen Lichtglanz verdankten. Er wußte, hinter ihrem trügerischem Scheine verbargen sich leere Wände; Bibliothek, Gemälde- und Statuen-Sammlungen, prachtvolles Hausgeräth, Kunstgegenstände und Antiquitäten, wie die Bedürfnisse üppiger Tafelausstattungen — Alles war allmälig schon bei Lebzeiten des Fürsten verschwunden. Krankheit hinderte ihn, diese Räume zu betreten, und nur die wenigen Zimmer im Erdgeschoß blieben ihm in ihrem alten Glanze erhalten,

von denen aus er sich noch zuweilen durch die Gärten tragen ließ, oder bei geöffneten Fensterthüren den Duft seiner Orangerie genoß. Nach seinem Tode waren auch diese letzten glänzend eingerichteten Gemächer leer geworden, und die klösterliche Einfachheit, die schon seit lange die Zimmer der Fürstin ausgezeichnet hatte, war nunmehr die einzige Ausstattung der stolzen Wohnung.

Bei dieser Betrachtung öffnete der alte Diener mühsam das schwere Gitterthor und empfing mit tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen den willkommenen Gast des leer gewordenen Hauses, den einzigen Schutz der beiden trauernden Diener, ihren heimlichen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Wünsche und Hoffnungen!

„Mein lieber Alter," sagte der Graf — „bleibe einen Augenblick an der Pforte; es folgt mir bald ein Freund, den die Fürstin erlaubt hat ihr vorzustellen. Ich finde allein den Weg."

„Zu Befehl, Euer Gnaden," entgegnete der alte Diener — „Ihre Durchlaucht wandeln im Garten."

Der Graf schritt grüßend vorüber und trat im selben Augenblick in den Flur des Palastes, als die Kammerfrau der Fürstin langsam und mit einem trüben, kummervollen Ausdruck ihres kränklichen Gesichts darüberhin schlich. Sie blieb sogleich stehen, als sie den Grafen

erkannte, gewiß erwartend, er werde sie anreden, sie etwas zu fragen, oder ihr ein tröstliches Wort zu sagen haben.

„Du wirst mir doch erzählen, wie es hier steht, meine gute Gertraud," rief der Graf vertraulich — „wirst doch an einem alten Freunde nicht ohne Gruß vorüber-wollen?"

„Ach! nein," sagte Gertraud langsam — „das liebe Gesicht Euer Gnaden ist der beste Trost für mich arme Frau."

„Möchtest Du wahr reden! Aber was nutzen mir und Dir Deine guten Worte, wenn Du Dich immer hinter dem Berge hältst, mir nicht durch offenes Vertrauen zeigst, daß Dir mein liebes Gesicht das Gesicht eines Freundes ist?" Er bog sich dabei zu ihr nieder, in der Hoffnung, ihr ein Lächeln abzuringen; aber er sah, daß sie den Kopf tiefer senkte und Thränen, welche die ernste Frau selten weinte, über ihre Wangen flossen.

„Was giebt es?" rief der Graf jetzt ernstlich beunruhigt. „Sind neue Veranlassungen zu Kummer und Sorge, und will man sie mir wieder verheimlichen? Bin ich hier noch immer ein Fremdling?"

„Zürnen Sie nicht, Herr Graf!" erwiderte Gertraud. „Ich weiß wol, was Sie uns Allen hier sind. Unser Schutzgeist! unser rettender Engel!"



„Laß das!“ rief der Graf ungeduldig — „weder das Eine noch das Andere bin ich. Aber an meinem guten Willen darfst Du eben so wenig, als ein Anderer zweifeln. Ist der Fürstin etwas geschehen? Sprich! ich will es wissen!“

„Sein Sie nur nicht so heftig, Herr Graf,“ rief Gertraud. „Täglich geschieht ihr zu Leide — täglich — täglich. Sehen Sie es denn nicht, wie sie dem Grabe immer mehr entgegen welkt? Und wie kann das anders sein! Hat sie nicht schon seit vier Wochen Hieronymus, den alten ehrlichen Koch, der ohne Lohn, bloß um der Ehre willen ihr dienen wollte, verabschiedet? „Hieronymus,“ hieß es — „Du bist zu geschickt für meinen Dienst; Du kochst zu gut; ich kann Deine Küche nicht vertragen; ich darf nur einfache Kost genießen!“ Aber so einfach er nun auch kochte, immer noch war es zu gut, zu schwer zu verdauen. Endlich überraschte sie ihn eines Tages; heimlich hatte sie ihm eine Stelle in der kaiserlichen Küche ausgewirkt. Aber nun hätten Sie den alten Hieronymus sehen sollen; er weinte wie ein Kind, und obwol die Frau Fürstin unerschüttert that — ich weiß es besser!“

„Großer Gott!“ rief der Graf — „so muß sie ja darben!“

„Fast so gut wie das,“ entgegnete diese; „denn ich

habe Zeit meines Lebens nichts weiter gethan wie bügeln und falteln und die Fürstin kleiden. Aber was soll ich machen? Sie hätte wol ganz vergessen, kochen zu lassen, obwol sie alle Tage frägt, ob wir auch genug haben. Deshalb gehe ich ungeschickte Frau nun an den Heerd, und da bringen wir denn täglich die kleine Mahlzeit so wieder von der Tafel, wie wir sie auftrugen, obgleich sie nie unterläßt, davon auf ihren Teller zu thun, und wenn sie aufsteht, sagt sie: „Wo hast Du die Kochkunst gelernt? Du machst es ja wie Hieronymus!" Wie einem so etwas das Herz durchschneidet," rief sie schluchzend — „die Fürstin Morani — für welche ihre Kammerfrau kocht — das ist noch nie vorgekommen! Aber ich weiß wol, warum das alles geschieht! Sie kann mich mit ihrem gleichgültigen Gesicht nicht dumm machen! Der Herr Pater Prey der muß durch die ganze Stadt ziehn und auskundschaften, wo die selige Durchlaucht noch ein Restchen hat; und wenn dann die weißen Blätter ankommen, da macht sie ein so freundliches Gesicht, als geschehe ihr was Gutes, und dann heißt es gleich: „Kaufe nichts für meinen Anzug, ohne mich zu fragen; es ist so viel überflüssiger Putz vorhanden!" Daß Gott erbarm'! ich finde nichts mehr. Aber dann sollen freilich die brillantnen Schuhschnallen drücken und Georg Prey trägt sie fort. Und die Zit=



ternadeln und Busenschleifen, die großen echten Perlen, alles von der sel'gen Frau Mutter noch, und ihr an's Herz gewachsen, wo ist es? Die Kästchen freilich stehen da, aber wo ist der Inhalt?"

Immer blasser und blasser wurde das edle Gesicht des jungen Grafen bei der Rede der Kammerfrau. Er sah sich den wachsenden Leiden dieser Dulderin machtlos gegenüber und fühlte einen so ungestümen Schmerz, daß er ihn der Sprache beraubte. Heftig die Hände in einander gepreßt, starrte er die traurige Erzählerin an, und diese, die nun endlich dem Strom der Rede zu fließen gestattete und des Antheils bei ihrem jungen Liebling sicher war, fuhr — ihm näher tretend — fort: „Und damit wird es nicht genug sein! Es werden noch andere Pläne gemacht. Ja! ja! Und doch wäre ihr gerade das Gegentheil Noth; auf das Land müßte sie um diese Zeit, wie sie es sonst mit der seligen Fürstin that. Das bekam ihr; da hätten Euer Gnaden die Rosen sehen sollen auf ihrem vollen Gesicht. Seitdem das, Jahr aus Jahr ein, in der Stadt bleiben heißt, ist sie nicht wieder zu erkennen — und nun gar ein Kloster in Wien!"

„Ein Kloster!" schrie der Graf, dem dieser Schreck die Lippen brach. „Was soll das heißen? Die Fürstin will in ein Kloster gehen!"

„Schreien Euer Gnaden nicht so!" fuhr Gertraud lebendig fort — „wenn es aber möglich ist, geben Sie's nicht zu — reden Sie ab, oder thun Sie, ich weiß nicht was; genug geben Sie's nicht zu, denn in ein paar Jahren wäre sie des Todes!"

Sie wurden durch den Eintritt des Baron Pölten unterbrochen, der zugleich dem Grafen die Fassung zurückgab, die er fühlte nöthig zu haben. Gertraud verschwand durch eine Seitenthür, und obwol der Baron die tiefe Bewegung seines Freundes im ersten Augenblick erlauscht hatte, war der Graf doch zu bald Herr seiner Empfindungen geworden, um dem Baron Gelegenheit zu einer Frage zu gestatten. Der alte Diener öffnete eine Flügelthür, welche sich in der Mitte zwischen den schönen Treppen befand und Beide traten in einen großen Gartensaal, dessen gegenüber liegende, geöffnete Thüren den Blick in den, nach französischem Geschmack eingerichteten Garten zuließen, den die Sonne so eben mit dem rothen, duftigen Glanz des heißen Sommerabends erhellte. Doch folgte der Baron von Pölten seinem Freunde nicht so schnell, als ihn der forschend nach dem Garten gerichtete Blick dazu aufforderte, denn eben, daß Niemand gegenwärtig, schien ihm erwünscht, um einen Blick auf diesen Saal zu werfen, den früheren Zeugen vieler glänzenden Feste,

von denen er oft gehört, die aber vor seiner Gesellschaftszeit in Wien stattfanden. Der Graf gab auch, sein Verlangen beherrschend, augenblicklich nach und ward ihm selbst zum Cicerone, als er die umherschweifenden Augen des Barons bemerkte.

„Das Deckenstück," sagte der Graf — „wird für ein Meisterwerk von Daniel Gran gehalten. Es ist eine von den oft wiederholten Darstellungen des Bacchus und der Ariadne auf einem von Panthern gezogenen Wagen. Der Fürst," setzte er mit einer, niemals von Pölten wahrgenommenen Bitterkeit hinzu, „liebte die Attribute seines Lebens in den dazu passenden Allegorien zu verewigen. Du wirst diesen ganzen Saal in Uebereinstimmung finden mit dem bacchantischen Zuge dieses schwelgenden königlichen Paares dort oben!"

Der Baron sah, daß die Wände in Art des Deckengewölbes fortgeführt waren. Zwischen kostbaren Spiegeln, die in reichen goldenen Einfassungen in den Wänden eingelassen waren, fanden sich Wandgemälde angebracht, die dem frivolen Sinne des übersiedelten französischen Geschmackes huldigend, auf sehr rücksichtslose Weise die bekannten Liebesscenen der alten Götterwelt darstellten. Wo diese Bilder die Wände nicht bedeckten, zeigten sie den reinsten kararischen Marmor, von welchem das Auge herabgleitend auf dem Fußboden haften

blieb, der eine kunstreiche Mosaik von vielfarbigem Marmor darstellte. Aber diese Wände, die mit ihrer üppigen Ausstattung der Zeit noch eine Weile zu trotzen verhießen, waren auch der einzige Ueberrest von Einrichtung in diesem großen Raume. Sonst befand sich kein Meuble mehr darin, und nur innerhalb der Gartenthüren lag ein kleiner dürftiger Teppich, auf welchem einige alte verschossene Sessel und ein kleines Tischchen von Ebenholz mit einst vergoldeten Füßen standen.

„Welch' königliche Räume!“ rief der Baron im Anschaun versunken — „und welcher Kontrast liegt in ihrer Verödung!“

„Ja,“ sagte der Graf mit gepreßter Stimme, die von seiner großen Bewegung zeugte — „ein Kontrast, der das Blut in den Adern erstarren macht und unsern alten Scherz: „daß jeder Mensch irgend eine Seite habe, wo er dem Wahnsinn unterworfen sei,“ hier zu einer traurigen Wahrheit umgestaltet. Du hättest den Fürsten kennen sollen! So lange er lebte, war es nicht möglich, ihn zu hassen. Ganz übersah ich auch damals seine Vergehungen nicht; jetzt aber, jetzt halte ich ihn entweder für einen Bösewicht oder für einen Wahnsinnigen — und jetzt,“ setzte er gereizt hinzu — „fühle ich eine lebhafte Neigung, den versäumten Haß nachzuholen.“

Pölten lächelte verlegen. Er wußte nicht recht in die Stimmung des Freundes einzugehen; der Boden, auf dem er sich mit ihm befand, war ihm fremd; es war ihm daher willkommen, daß ein Blick in den Garten ihn eine Dame gewahren ließ, die an der Seite eines Herrn langsam um den Springbrunnen herum wandelte, der in der Mitte des baumreichen Gartens auf einem freien Blumen-Parterre seine kühlenden Strahlen in die Luft hinaus sandte. „Ist das die Fürstin Morani?“ rief er und zog den Freund gegen die Thür.

„Sie ist es,“ sagte der Graf mit völlig verändertem Gesicht und eilte zur Thüre hinaus, von seinem Freunde in nicht mäßigem Erstaunen gefolgt.

Die Fürstin sah bei einer Wendung des Weges ihre beiden Gäste und richtete ihre Schritte ihnen entgegen. Der Baron von Pölten bekam dadurch Gelegenheit, sich mit dem Aeußeren der Dame bekannt zu machen, ehe er ihr vorgestellt wurde; denn obwol sie einander entgegen gingen, war der Weg doch lang genug, um zu jeder Beobachtung Zeit zu lassen.

Die Fürstin war etwas über mittlere Größe und erschien vielleicht noch größer durch die Geradheit ihrer Haltung, die ihren Kopf besonders hoch gehoben zeigte. Sie hatte einen kleinen schmalen Fuß, der sich beim Gehen mit großer Gleichmäßigkeit hob und senkte, doch

behielt ihre Figur dabei etwas unbewegliches. Schon in dieser Entfernung konnte er bemerken, daß alle Ansprüche der Jugend hinter ihr lagen; später entschied er sich für sechs bis acht und dreißig Jahr. Sie trug ein schweres schwarzes Moorkleid und obwol sie in ihrer Einsamkeit den kleinen Reifrock abgelegt hatte, ohne welchen man in Gesellschaft nicht erscheinen konnte, behielt ihr Kleid dennoch die bauschige Rundung, die der Mode etwas nachkam. Ihr Gesicht hatte starke, marquirte Züge; ihre Stirn war zu hoch und ohne Rundung stark an den Seiten, wodurch sie mehr breit erschien; ihre Nase war groß, gebogen, und trat sehr aus dem Gesichte hervor. Wie alle Leute von starker Nase hatte sie einen kleinen Mund; aber ihre dünnen Lippen gaben diesem Vorzug keinen Reiz. Das ganze Gesicht war lang und schmal, obwol die Umrisse und das feine Kinn das hübscheste waren. Sie trug nur den kleinen Kammstrich mit Puder und einige Locken um den Nacken; darüber war ein kleines schwarzes Flortuch genommen und unter dem Kinne leicht ineinander geschlungen. Ein weißes dreieckiges Spitzentuch war um ihren Hals sauber festgesteckt, und aus den weißen Manschetten ihrer Aermel kamen runde wohlgeformte Arme, deren Weiße, gewiß sehr absichtslos, durch einen kurzen schwarz seidenen Handschuh gehoben wurde, aus denen

eine große aber gleichfalls schön geformte Hand hervorsah. Sie trug den unentbehrlichen Fächer, und wenn gleich ihr aller Schmuck fehlte, ohne welchen man damals selten eine Dame angezogen sah, und weder Jugend noch Schönheit diesen Mangel ersetzte, fühlte der Baron doch, daß die ganze Erscheinung etwas imponirendes, durchaus edles und anziehendes habe. Als er ihr näher kam, ward dies Gefühl durch Theilnahme bei dem Anblick ihres kränklichen Aussehens unterstützt. Ihre Haut hatte die gelbliche Bleiche und todte Färbung einer Wachsmaske und ihre tief liegenden sanften Augen einen Ausdruck des Leidens, der durch die gesenkten starken Augenbrauen noch vermehrt wurde, die fast über der Stirn zusammen liefen.

Der Graf war ihm voran geeilt; er sah, wie sie ihn mit einem feinen Lächeln und plötzlichen Erröthen empfing, und nachdem sie seine Worte angehört, dem neuen Gast sogleich entgegen ging, mit einer verbindlichen Beschleunigung ihrer Schritte.

„Es ist mir schwer geworden, Herr Baron," hob sie an, so wie sie sich so weit genaht, daß er sie verstehen konnte — „dem Grafen Lacy die lange Vernachläßigung meines Wunsches nach Ihrer Bekanntschaft zu verzeihen. Sie, fürchte ich, werden Ihren Freund vertheidigen wollen und gestehen müssen, daß Sie

sich selbst geweigert haben, dies einsame Haus zu betreten."

„Welche Strafe müßte dann der gegenwärtige Augenblick sein, der mich das volle Gewicht einer solchen Vernachlässigung würde fühlen lassen," rief der Baron mit einer lebhaften Verehrung in Ton und Blick. „Ich wage jetzt nicht einmal meinen Freund anzuklagen, wenn er mich so lange dieses Glückes unwerth erkannte, indem ich mir selbst in diesem Augenblicke das Recht dazu absprechen möchte."

„Sie sind zu höflich, um wahr sein zu können," erwiderte die Fürstin lächelnd. „Wir wollen lieber bekennen, daß unser vermittelnder Freund uns genug von einander gesagt hat, um unsere neue Bekanntschaft mit der Hoffnung auf ein freundliches Beisammensein beginnen zu können. Sein Sie mir daher willkommen, und erlauben Sie mir, Ihnen den ehrwürdigen Priester vom Orden Jesu, Herrn Georg Prey von Luseneck, vorzustellen."

Die Herrn begrüßten sich und die Fürstin fuhr sogleich fort: „Wir werden es dem ehrwürdigen Herrn zu danken haben, wenn die glorreiche Geschichte eines Theiles unseres Vaterlandes — ich meine unser schönes Ungarn — einst in ihrer vollen Wahrheit auch unseren Nachkommen gegenwärtig wird. Herr Prey beschäftigt



sich, die großen Quellen, die unsere Archive und Bibliotheken enthalten, zu einem Gesammtwerke zu vereinigen, welches uns eine vollständige Uebersicht gewähren wird. Ein lang gefühltes, dringendes Bedürfniß dieses Landes!"

Der Baron Pölten begann eine Unterhaltung mit dem so ehrenvoll Bezeichneten, dessen sanftes, schüchternes Wesen wie sein verkümmertes Aeußere ganz den großen Preis verrieth, um den er in ununterbrochener Anstrengung das verdienstlichste Geschichtswerk der damaligen Zeit entstehen ließ. Da der Baron einen Aufenthalt in Ungarn gemacht und eine besondere Vorliebe für dies schöne Land nährte, welches das Vaterland seiner Mutter war, ward er bald mit dem würdigen Gelehrten in ein anziehendes Gespräch verflochten. Man erstieg indeß die wenigen Stufen, die zu der mäßig über den Garten erhobenen Platform führten, auf welcher das Schloß stand. Es machte sich von selbst, daß der Graf und die Fürstin vorangehend, dadurch ein wenig von den beiden Folgenden getrennt wurden, und indem sie bei der eintretenden Kühlung dort auf und nieder wandelten, der Graf Gelegenheit fand, die Fürstin mit größerer Freiheit anzureden.

„Theure Claudia," sagte er, — „der heutige Abend, der in seiner fast verschwenderischen Schönheit alle Schätze des Sommers vor uns ausbreitet, er erinnert

mich daran, daß wir die Mitte desselben erlebt haben, und daß Sie noch nichts über die wichtigen Pläne entschieden haben, die ich Ihnen vor einigen Wochen vorlegte, die im Verlauf Ihres Befindens immer dringender geworden sind und die ich mit Schmerz, fast möchte ich sagen mit Vorwurf gegen Sie, so gleichgültig und unbeachtet von Ihnen sehen muß.

Die Fürstin schwieg einen Augenblick und der Wechsel ihrer Farbe, den des Grafen spähendes Auge erlauschte, verrieth ihm ihre tiefe Bewegung.

„Lieber edler Freund!“ sagte sie nach einer Pause sehr leise, „ich glaube, die Zeit zu diesen Plänen ist vorüber — auch dachte ich, Sie hätten dies selbst eingesehen — und wenn ich sie nicht weiter erwähnte, durfte ich deshalb fürchten, auch Sie würden mich mißverstehen?“

„Claudia,“ sagte der Graf, „Sie haben mich seit längerer Zeit nicht mehr allein empfangen. Ich werde entweder nicht angenommen, oder ich finde den Pater Franz oder Georg Prey bei Ihnen. Mit vollem Herzen komme ich und gehe mit bekümmertem von Ihnen. Habe ich alle Rechte über Sie verloren? Haben Sie mir Ihr Vertrauen entzogen und wollen Sie mir nicht einmal sagen, womit ich ein so schmerzliches Loos verdient habe?“



„Ich habe Ihnen mein Vertrauen nicht entzogen," entgegnete die Fürstin ruhig. „Es ist fest begründet in all den traurigen und dennoch theuren Erfahrungen, die ich mit Ihnen zugleich machte. Sie sollten meine Weise, die Sie so wohl kennen, die zurückhaltend ist, die es nicht zur Freundschaft zählt, alle kleinen Vorfälle des Lebens zu besprechen, besser verstehn — denn Sie können es. Wenn ich Sie in der Gegenwart unserer edlen und gelehrten Freunde sehe, fühle ich nicht minder das Vergnügen Ihrer Nähe."

Der Graf seufzte und schwieg. Er empfand ihr Bemühen, ihn von sich abzuhalten, und ein Gefühl von Ungeduld, eine Heftigkeit ergriff ihn, wie er sie selten kannte. Ehe er jedoch Zeit fand, ihr zu antworten, wendete sie sich zu den beiden nachfolgenden Herrn und richtete ihre Worte an den Baron von Pölten, ihm die schöne Aussicht zeigend, die man von der Terrasse aus genoß. „Es ist ein Vorzug, den dies Palais dadurch genießt, daß es außerhalb der eigentlichen Stadt, in den Linien liegt, und zwar in dem Theile, der eine so schöne Ansicht der Donau gewährt. Als dies Palais erbaut ward, waren diese Vorstädte noch nicht befestigt; um diese Besitzung lagen Felder, Wiesen und ein kleines Dorf, welches zum Schlosse gehörte. Doch waren Ihre Freunde, die Ungarn, bei ihrer früheren oft übel-

launigen Stimmung in nicht ganz angemessener Weise bis unter die Thore der Stadt gedrungen, und die armen wehrlosen Vorstädte hatten, wie zur Zeit des Türkenkrieges, ein gleich trauriges Schicksal zu erfahren. Der Kaiser Leopold ließ daher im Jahre 1704 diese Vorstädte befestigen, und obwol wir viel von unserm Grund und Boden verloren, und namentlich unser Dörfchen verschwunden ist, hat die Ansicht von dieser Terrasse doch einige hübsche Punkte auf die entstandenen Bastionen, wie überhaupt dieser Theil zwischen der neuen Bastion und dem Thore gleichen Namens der schönste zu nennen ist — und einige Wiesen und Felder haben wir ja noch immer behalten!"

„Meine Vaterstadt ist mir leider noch fremder, als jeder andere Ort meines bisherigen Aufenthaltes," erwiderte der Baron, „und ich bin deshalb besonders dankbar für jede Auskunft; denn um nicht ganz beschämt vor den bekanntesten Gegenständen zu stehen, muß ich in Wahrheit anfangen, die Chronik dieser Stadt zu studiren."

„Ich wußte das," sagte die Fürstin. „Aber wollen Sie mir erzählen, wie es kam, daß man vorzog, Ihre Erziehung ganz in Paris zu vollenden?"

„Weil mein Vater in Paris noch die Reste der Glanzperiode Ludwig des XIV. erlebt hatte, und dagegen

bei der Rückkehr sein Vaterland für so wild und barbarisch erklärte, daß er es wol zum Abrichten von Bären und zur Hetze wilder Thiere, aber nicht zur Erziehung eines Menschen geeignet hielt. Mein Vater vermählte sich daher nach dem Beschlusse der Familie; aber einige Jahre nach meiner Geburt kehrte er mit seiner Gemahlin und mir nach Paris zurück, und ich bin bis auf einige Besuche, die wir dem Vaterlande abstatteten, mit Gewalt zum Franzosen gemacht worden."

„Sollte das unsern Feinden wirklich gelungen sein?" lächelte die Fürstin — „so hätten wir Sie bei den Friedens-Traktaten billig mit einschließen sollen, als zur Rückgabe unrechtmäßigen Eigenthums gehörend!"

„Es würde dabei gegangen sein, wie bei der ganzen Aachner Friedensunterhandlung," mischte der Graf ein, bestrebt seine Stimmung zu bewältigen. — „Es würden Grenzstreitigkeiten eingetreten sein und schwer zu entscheiden, wem man das Recht zuzugestehen habe, da der augenblickliche Inhaber kaum selbst darüber Aufschluß zu geben vermocht hätte."

„Meinen Sie, lieber Graf?" sagte die Fürstin, mit einer sichtlichen Erheiterung seine Einmischung empfindend — „nun, so müssen wir eben so wie unsere große Kaiserin für ihre Grenzen, uns bemühen alles zu sammeln und geltend zu machen, was uns unser

Recht an den Besitz Ihres Freundes sichert; und ich bin jetzt so stolz auf mein Vaterland, daß ich hoffe, die Mittel, die uns zu Gebote stehn, sind nicht gering."

„Das sind sie in Wahrheit nicht!" rief der Graf lebhaft — „und sie wachsen täglich in dem großen Geist unserer erhabenen Kaiserin, in dem Beistande des ausgezeichnetsten Staatsmannes, des edelsten Menschen, des herrlichen Kaunitz! Dessen Geist Colberts und Richelieus Eigenschaften vereinigt, der das Ausland und all' unsere Feinde beherrschen und im Innern die Quellen segensreicher Industrie, weiser Aufklärung und wissenschaftlicher Blüthe entwickeln wird! Er ist der Träger der großen Gedanken, die in der schönen Stirn unserer Pallas Theresia entspringen. Er weiß, wenn er sie empfängt, auf welchem Boden sie wurzeln können, und verpflanzt sie nach seiner weisen Kenntniß der Kultur — und bald wird man die Früchte sehen, wenn uns der Frieden bleibt."

„Ja Frieden!" sagte Georg Prey — „Frieden, wird durch so jähe Sprünge in der Aufklärungsmethode, wie der Herr Fürst von Kaunitz belieben, nicht sonderlich gesichert. Ich denke, die weltliche Einmischung in die Erziehung, in die Wissenschaften wird sich bestrafen; sie wäre uneingeschränkt der geistlichen Sorgfalt anheim zu stellen gewesen, welche die Aufklärung nie auf Un-

kosten der allgemeinen kirchlichen Wirksamkeit verbreitet, und den Zügel des Gehorsams über die Gemüther der Menschen dabei zu halten weiß."

„Wir können nur erstarken, und mächtig uns dem andrängenden Geiste der Zeit entgegen stellen," rief der Graf — „wenn wir überall frische Elemente der Thätigkeit verbreiten. Kaunitz ist auch darin unübertroffen groß, daß er nicht in dünkelvoller Ruhe leidliche Zustände für unverbesserliche hält; daß er, furchtlos wie ein Löwe, dennoch den Feind groß nennt, wenn er es ist! Wie schön ist zum Beispiel seine Bewunderung für Friedrich, den König von Preußen. Er weiß, daß er unser größter Feind ist, unser gefährlichster; aber dies hindert ihn nicht, dieses außerordentliche Genie auf dem Throne anzuerkennen; ja! wenn er mit Einem die Herrschaft Deutschlands theilen möchte, wäre es mit ihm, denn er hat nicht nöthig, seinen Feind zu verkleinern; er freut sich seiner Größe in dem Gefühl des Widerstandes, dessen er in seinen eignen Kräften sich bewußt ist!"

„Wir wollen sehn, wohin dies eigenmächtige Streben nach Neuerungen führen wird," nahm Georg Prey wieder das Wort. — „Der beste Rath kommt doch immer von der Quelle der erleuchtetsten Weisheit, in der seit Jahrhunderten die Kenntnisse aller Reiche der Welt

zusammen strömten. Rom und sein erhabenes Oberhaupt trägt die Schicksale der Völker am Herzen, wie die Mutter das Kind."

„Aber Rom kann nicht allen seinen Kindern gleich nahe sein," sagte der Graf — „und aus der Ferne mißkennt man leicht das Bedürfniß in einer oder anderer Hinsicht. Die fromme Kaiserin und Kaunitz, die beide keine Größe verkennen, wollen sicher nie dem Schutze sich entziehn, den sie in Rom als väterliche Autorität verehren. Aber sie müssen eben deshalb annehmen, daß Alles, was *sie* zum Wohl des eignen Landes verfügen und vollbringen, des Beifalls von dorther gesichert sein muß, da Rom ja nichts zu wollen vorgiebt, als eben das Wohl seiner Kinder in Christo!"

„Aber steht darüber dem Laien so sichere Entscheidung zu," rief Georg Prey — „daß Ihre Majestät sogar die kleinen väterlichen Ermahnungen Rom's, die durch unsere geheiligten Bischöfe, zur Stärkung der Geistlichen in ihrem Berufe, verbreitet werden, und die als Ausflüsse väterlicher Ermahnungen und Rügen nicht vor das Auge einer weltlichen Macht gehören, zu verbieten wagt; oder sie erst ihrer Ansicht unterwirft, als könnten nur von *ihr, der weltlichen Behörde*, die Bestimmungen für unser heiliges Reich im Staate ausgehn, wie dies deutlich ihr letzter Erlaß vom Jahre



1749 darthut, durch welchen die Bekanntmachung jeder päpstlichen Bulle ohne kaiserliches Placitum streng untersagt wird. Es möchte jedoch, wie wir mit bekümmertem Herzen sehn, schwerlich hiermit sein Bewenden haben, da noch außerdem eine verderbliche Neigung nach selbstständiger Einmischung in das Reich des heiligen Rom's sich in diesem Lande kund giebt."

„Ich könnte nur das eben Ausgesprochene wiederholen," sagte der Graf, — „die physische Unmöglichkeit thut sich dar, daß Rom das innere Bedürfniß unseres Landes so kennen sollte, wie die Regentin desselben und ihr eben so unterrichteter Minister. Jede Verordnung des Papstes ist ja ihrer Aufnahme sicher, wenn sie nicht gegen dies Bedürfniß streitet, was Rom doch allein mit seiner väterlichen Gewalt befördern will. Warum dies Zürnen, wenn man wirklich nichts weiter will als das Wohl des Landes?"

„Herr Graf! Sie sind nicht umsonst so lange in Frankreich gewesen!" sagte Georg Prey mit einem ironischen Lächeln.

„Kann sein!" erwiderte er. „Gewiß wenigstens hat Frankreich einige Zeit früher uns dieselbe Anordnung vorgemacht; denn Ludwig XIV. war es, der den Erzbischof von Paris nach Vincennes schickte, da er gegen das Gebot des Königs eine Bulle des Papstes

direkt empfing und verheimlichte. Glaubt man Deutschland noch nicht die Mündigkeit zugestehn zu dürfen, deren Erklärung man sich von Frankreich einige sechszig Jahre früher mußte gefallen lassen?"

Die Fürstin, die ungern die Unterhaltung zum Streit werden sah, ging ihrem alten Diener einige Schritte entgegen, der, aus dem Schlosse kommend, ihnen nahte, und eine Meldung an sie zu haben schien. Er verneigte sich jedoch nur und ging vorüber, um sich an den Grafen Lacy zu wenden.

„Es befindet sich ein kaiserlicher Lakai im Vorzimmer, welcher Euer Gnaden zu morgen früh neun Uhr auf die Burg zu Ihrer Majestät der Kaiserin befiehlt."

Einen Augenblick sah man, daß der Graf erstaunte; dann gab er seine ehrfurchtsvolle Antwort und wollte die Unterredung fortsetzen, als der alte Diener hinzufügte: auch der Fürst von Kaunitz habe geschickt und bäte den Grafen, noch diesen Abend nach der Hof- und Staatskanzlei zu kommen. Dies ließ den Grafen einsehn, daß er den Abend nicht bleiben könne und er fühlte sich so aufgeregt, daß er kaum wußte, ob er es wünschen solle. Nach kurzem Nachdenken war er entschlossen, sich zu entfernen. Sein Auge suchte die Fürstin; schon ruhte das ihrige mit einem Ausdruck von Sorge auf ihm, der seinem verwundeten Herzen wohl that.

„Ich muß um die Gnade bitten, mich zu entlassen," sagte er, sich ehrfurchtsvoll ihr nahend. „Doch kann ich mich heute nicht entfernen, ohne um eine Stunde zu bitten, in der ich Euer Durchlaucht einige Nachrichten mittheilen darf, die mich um Rath bitten lassen."

Die Fürstin schwieg verlegen; dann sagte sie ausweichend: „Wie soll ich eine Stunde bestimmen? Sie wissen ja, daß mein Haus Ihnen immer offen steht."

Wieder fühlte der Graf, daß sie sich ihm entziehen wolle, und der schmerzliche, vorwurfsvolle Blick, den er auf sie richtete, erschütterte sie so, daß sie die Augen zur Erde senkte. Doch der Graf überwand auch dies Mal die Entmuthigung, und sich schnell entschließend, erwiderte er rasch: „So lassen Sie mich Sie morgen nach der Audienz bei der Kaiserin allein finden!" Ohne ihre Antwort abzuwarten, verbeugte er sich, und da Herr von Pölten zu gleicher Zeit Abschied nahm, gewann er Raum, auf Georg Prey zuzugehen, und indem er seine Hand herzlich schüttelte, rief er: „Nicht wahr, mein lieber Prey, wir streiten wol und treten uns tapfer entgegen, aber Freunde bleiben wir doch!"

Der sanfte und wohlwollende Georg Prey, der nur über die Vorrechte seines Standes allzu reizbar wachte, und trotz seiner Studien, die wol geeignet waren, ihn

in dem Buche der Geschichte die Wahrheiten aufzudecken, die seine Bande hätten locker machen können, war dennoch zu tief und zu sehr von Jugend auf in das blinde Gehorsams-System der Jesuiten eingewöhnt, um sich ihm entziehn zu können. Doch hatte er in mehr als einer Hinsicht eine besondere Vorliebe für den jungen Grafen, und er sah ihm so freundlich in die Augen, daß an einer Versöhnung nicht zu zweifeln war, obwol er jäh in allen Entgegnungen, nicht gleich das rechte Wort fand. Als aber der Graf die Hand los ließ, um sich zu entfernen, stotterte er leise und eifrig: „Auch ich, Herr Graf! fände mich benöthigt, ein Wort des Vertrauens über die Fürstin Claudia mit Ihnen zu sprechen!"

„Wann ehe?" entgegnete der Graf eben so leise, denn Pölten war jetzt, Abschied nehmend, mit der Fürstin herangetreten.

„Ehe Sie morgen zur Fürstin gehen, nach der Audienz — im Profeß-Hause — am Hofe zu Maria Königin der Engel." Er wendete sich dann schneller, als ihm gewöhnlich war, und bat die Fürstin um Erlaubniß, die Nacht auf der Platform des Daches einige astronomische Beobachtungen anstellen zu dürfen. Die Fürstin neigte anmuthig bejahend das Haupt, und die Herren empfahlen sich ihr zu gleicher Zeit.

Als sich die Thüren schlossen und die Fürstin sich allein sah, setzte sie ihre Wanderung auf der schönen freien Terrasse langsam fort, und wer sie dahin gehen sah, hätte das tiefste und gefühlvollste Herz verkennen und wähnen müssen, sie wäre ohne Theilnahme für die Schönheit der Natur, ohne Empfänglichkeit für die Reize dieses Tages, der mit dem entzückenden Wechsel einer sternenhellen Nacht, alle Düfte der zahllosen Blüten, alle erquickenden Lüfte, wie sie von dem Strome her sich über Wiesen und Felder drängten, verschwenderisch verbreitete. Plötzlich blieb sie stehn, von einer neuen Erscheinung dieser wunderbaren Nacht geblendet. Der Vollmond zeigte sich über den waldigen Wipfeln des Gartens, und Claudia wartete mit angehaltenem Athem, bis die glänzende Scheibe vollständig an dem reinen Gewölbe des Himmels emporgestiegen war. In diesem Augenblick klangen durch die stille Nacht die fernen Töne einer sanften Musik an ihr Ohr. Hörner und Flöten lös'ten einen mehrstimmigen Gesang bald ab, bald begleiteten sie ihn. Horchend wendete sich die Fürstin gegen den Rand der Terrasse.

Auf dem wasserreichen Befestigungsgraben, der am Fuße des sich sanft niedersenkenden Gartens hinfloß und nur durch eine wallartige Untermauerung von oben nicht

sichtbar, ihn begrenzte, glitt, von dem klaren Licht des Mondes wie am Tage erhellt, ein großer offner Nachen dahin, in welchem eine heitere Gesellschaft versammelt war, die den schönen Abend durch Gesang und Spiel feierte. Die Fürstin hörte deutlich jede Wendung der anmuthigen Musik; selbst einzelne Worte des Textes glaubte sie zu verstehen und als die Sänger endlich schwiegen, drang heiteres Geschwätz und fröhliches Lachen zu ihr empor. Lange blieb die Fürstin stumm und lehnte sich in unbeweglicher Stellung an eine große Blumenvase. Plötzlich schien die Spannung in ihr den höchsten Punkt erreicht zu haben; rasch wendete sie sich, und die Hände schmerzlich in einander ringend, rief sie: „Und ich bin allein! verlassen, verarmt an allen Banden, die Liebe und Natur um tausend Menschen schlingen! Wie ein Schatten, der vor Jahrhunderten lebte und in eine ausgestorbene Welt zurück kehrte, um keinen Anklang mehr zu finden — so stehe ich da!" Ihre Augen streiften das Palais, das im Glanz des Mondes sich heiter erhellt zeigte. Die Fürstin verhüllte ihr Gesicht. „Leer! leer!" seufzte sie — „leer wie dieses Schloß, die ganze Welt! O mein Gott, warum gabst Du mir dies warme, liebebedürftige Herz?"

In diesem Augenblick schwollen die sanften Töne des fernhin gleitenden Nachens wieder zu ihr empor.

Sie brach in Thränen aus. „Und er" — sprach sie so weich, als begleitete sie die Töne des Gesanges — „er — der mir ein Herz anbietet — eine Heimat — ach! mehr wie das Alles — die Seligkeit, mit ihm, für ihn leben zu können! Er, der mich das als Fabel angestaunte Geheimniß einer tiefen heißen Liebe lehrte. — Ihn, dem ich den warmen Pulsschlag der Jugend verdanke, das Aufblühn eines erdrückten Herzens — ihn soll ich aufgeben! Aufgeben müssen — weil ich mich dieses Glückes unwerth erklären muß; weil ich so arm, so leer an Jugend, Schönheit und Glück geworden bin, daß ich erröthen muß, an eine Gemeinschaft mit ihm zu denken! O mein Gott! wie habe ich Deinen Beistand nöthig, wenn ich siegen soll. O lasse das Gefühl meines Unwerths hell und lebendig in mir bleiben und vergieb mir den heißen Schmerz, den ich erleide. Freudig kann ich nicht sein — nur gehorsam!" Sanfte Thränen flossen jetzt ungestört über die bleichen Wangen; immer leiser, immer ferner tönte die fortgleitende Musik an ihr Ohr. Endlich ruhte die schöne Nacht in ihrer hehren Stille noch allein um die Trauernde und die Thränen versiegten, und sie fühlte ihr ergebenes Herz ruhiger schlagen, und das große Vorhaben ewiger Entsagung, was sie als Scheidewand zwischen sich und dem liebevollen Ungestüm, der ihre

Vorsätze bedrohte, aufführen wollte, trat wieder vor sie hin und sie versprach sich auf's Neue, ihm treu zu bleiben.

„Dich werde ich auch dort behalten!" rief sie, ihre Arme gegen die Natur ausstreckend — „auch dort wirst Du blühen und grünen, herrliche Natur — und Deine Sterne bleiben über mir, und Dein Mondenlicht leuchtet jedem Unglücklichen. Wo anders als hier werde ich ruhiger fühlen, denn das zehrende Weh der Sehnsucht haftet hier an jedem Stein, an jedes Baumes Wipfel, in dem Kelche jeder Blume, in jedem hüpfenden Tropfen der Fontaine. O dieser Zauber, den Du mit grausamer Schönheit vor mir ausbreitest, er fand erst in mir durch ihn sein Dasein — durch diese tiefe, Alles verklärende Liebe! — Und *ihn* werde ich behalten — und mit der Zeit ohne Schmerzen!"

„Täusche Dich nicht, meine Tochter!" sagte plötzlich eine leise und gerührte Stimme, und als die Fürstin erschrocken aufsah, stand Georg Prey in so demüthiger Stellung an ihrer Seite, mit so ernster trauriger Miene, daß die Fürstin, die augenblickliche Verlegenheit überwindend, ihm kindlich die Hand reichte. Ernst fuhr der Geistliche fort: „Du kämpfst vergeblich gegen die Wünsche Deines erwachten Herzens, und sie widerstehen Dir, weil sie unschuldig sind, und weil die



Gründe, mit denen Du sie zu besiegen denkst, erkünstelte sind, von Natur und Wahrheit gleich weit entfernt."

„O ehrwürdiger Vater!" rief die Fürstin — „wiederholt Eure verführerischen Worte nicht! Dies ist das Einzige, worin ich Euch nicht trauen darf, denn Ihr kennt die Welt nicht. Ihr wißt nicht, wie jede ungleiche Verbindung im Verlauf der Zeit sich rächt für die Unnatur, die ihr aufgebürdet wird; Ihr habt nicht gesehen, wie die Welt mit ihrem Hohn und ihren tyrannischen Gewohnheiten bereit ist, jede, von ihrer hergebrachten Regel abweichende Weise zu züchtigen, und wie sie nach und nach die bessere Ueberzeugung, wie lebhaft sie auch im Anfang entgegen stehen mag, umstürzt und untergräbt. Aber was ist die Welt gegen das Weh, was sich mir in ihm selbst bereiten könnte, wenn ich fühlte, daß ich ihn um die Freuden betrogen hätte, die allein Jugend dem jugendlichen Manne gewähren kann; wenn ich ihn darben sähe, ihn, der zur reichsten Ausbeute des Lebens berufen ist!"

„Und dennoch liebst Du ihn, meine Tochter! Dennoch liebt er Dich mit der vollen schönen Energie, die all' seine Gefühle, all' seine Handlungen bezeichnet. Und ist das nicht das erste Erforderniß einer Gott gefälligen Ehe? Sollte sie nicht aushalten dür-

fen für zwei Menschen, die so viel zu ihrer Erhaltung besitzen?"

„Ja bei mir!" rief die Fürstin — „bei mir wird diese Liebe aushalten bis an's Ende meines Lebens; denn ich sah es oft, was ich jetzt selbst erfahre — wenn die Liebe im spätern Alter noch einmal unser Herz ergreift, ist sie stärker und unzerstörbarer, als in allen früheren Lebensperioden. Keine Erwartung, keine Hoffnung, kein neues Erlebniß, wie es in der Jugend sich in unsere Empfindungen theilt, unsere Gedanken abzieht oder durch andere Hoffnungen zerstreut, tritt im späteren Alter, wo all' diese Aussichten hinter uns liegen, ihr entgegen. Unsere reifere Erkenntniß giebt im Gegentheil diesem Gefühl ein Bewußtsein, was jeden Wechsel unmöglich macht!"

Georg Prey seufzte, als die Fürstin am Ende dieser feurigen Erörterung in Thränen ausbrach. „Und mit diesem leidenschaftlichen Grunde Deines Herzens willst Du in ein Kloster treten? Was heißt das? Und was glaubst Du damit Gutes oder Lebenswerthes zu thun? Prüfe Dich; ich widerhole es Dir, prüfe Dich; denn Du bist auf alle Weise im Irrthum! Deine Entsagung ist von Stolz und Eitelkeit der Welt durchdrungen! Du willst den Mann nicht beglücken, den Du liebst, weil Du fürchtest, die Welt könnte auf Dich



zeigen und Dir den Mangel an Jugend, Reichthum und Schönheit zum Vorwurf machen! Dein Trieb nach der heiligen Ruhestätte des Klosters ist nicht das demüthige Verlangen nach ungestörter Gemeinschaft mit Gott und seinen Heiligen — Du willst auch hier dem Götzen Deines Herzens dienen und in irdische Schmerzen versenkt, Gottes heilige Freistätte blos bewohnen, um Dich gegen die äußeren Verführungen Deines Herzens zu sichern. Aber hoffe nicht auf Frieden! Es folgen uns die Leidenschaften, dieser Fluch der Erbsünde, an jeden Platz der Erde, und der Ort ist es nicht, dem wir die Errettung davon schuldig werden. — Claudia! meine geistliche Tochter, mit väterlicher Liebe sage ich Dir, ich gebe vorläufig meine Einwilligung zu Deiner Einkleidung nicht! Viel lieber zu Deiner Vermählung mit dem edlen Lacy!"

„Vater! Vater!" sagte die Fürstin bebend — „welchen Streit facht Ihr auf's Neue in meinem Geiste an? Von Euch, meinem Beichtvater, hoffte ich Stärkung, Ermunterung zu meinen Vorsätzen, und Ihr wendet Euch von mir, Ihr tretet auf die Seite meines schwachen Herzens?"

„Ich kann irren," antwortete Georg Prey sanft und ruhig, „denn ich bin ein Mensch, trotz des ehrwürdigen Priestergewandes. Aber Du hast Dich mei=

ner Einsicht anvertraut; ich habe Dir gegeben, was sie entscheidet. Thue nun, wozu der Geist Dich treibt und bitte Gott, Dich zu erleuchten."

Er gab ihr den Segen und verließ sie. — Die Fürstin war nun wieder allein und richtete sich empor. — Sie blickte auf's Neue um sich her; es war dieselbe großartige und schweigende Natur. Der Nachen kam zurück; die Hörner klangen in heiteren Weisen; dazwischen ward gelacht und gescherzt; auch dies war dasselbe wie noch vor wenigen Augenblicken, aber die Fürstin weinte nicht mehr; ihr Herz klopfte laut; sie bog sich über den Rand der Terrasse und suchte die Glücklichen, und ein Lächeln spielte um ihren Mund. Sie fühlte sich nicht mehr allein — denn wir horchen schnell der Lehre, die uns Befriedigung für unser Herz verheißt, und glauben ihr, ehe unser Verstand es zugiebt.

In einem einfachen, aber prächtigen Hof-Kostüm harrte der Graf von Lacy vor dem Kabinet der Kaiserin Maria Theresia. Vom Grafen von Kaunitz am Abend vorher über die Absichten der Kaiserin unterrichtet, fühlte er bei dem Gedanken, der erhabenen Frau seine heiligsten und theuersten Gefühle vortragen zu dürfen, und bei ihrer einstigen Verwirklichung ihres Schutzes



genießen zu sollen — eine warme und freudige Glut durch sein Inneres strömen; und vor Allem stand das Bild des edlen verklärten Greises an seiner Seite, der diesen Herzschlag in ihm geweckt hatte. Er fühlte, er werde mit ihm kämpfen und sein Andenken werde aus ihm reden, wie der edle Oheim gedacht!

Niemals durften die bestellten Personen lange warten, denn die Kaiserin hatte jene weise Zeiteintheilung, die jedem Geschäft seinen unbestrittenen Raum zuläßt, und so öffnete sich auch jetzt die Thür und der Graf von Lacy ward hinein gerufen.

Wieder ruhte die Kaiserin in einem Lehnstuhl vor ihrem Schreibtisch; da sie sich aber nach dieser Audienz in den Staatsrath begab, so war sie im vollen Kostüm, welches ihrer natürlichen und majestätischen Schönheit etwas so Großartiges gab, daß Jeder fühlen mußte, die Natur habe hier Alles vereinigt, eine Herrscherin darzustellen. Lacy fühlte mit Entzücken diesen Eindruck. Die volle Begeisterung eines Unterthanen schwellte sein Herz, und der prüfende Blick der Kaiserin war vielleicht nicht minder mit dem Unterthan zufrieden, dessen Züge nicht verloren durch die warme Sprache des Herzens.

„Lacy!" hob die Kaiserin an — „Graf Lacy! der Name hat einen guten Klang in unserm Ohre — wir

sind geneigt, vortheilhafte Voraussetzungen zu machen! Doch höre ich, Ihr habt keinen Anspruch auf Verwandtschaft mit dem tapfern Lacy, dem Schrecken meiner Feinde."

„Wir finden die Wurzeln unseres Stammbaums in England, und unsere Ahnherren fochten mit Wilhelm dem Eroberer," erwiderte der Graf. „Dieselben Angaben hat, wie ich höre, der tapfere Graf von Lacy über den Ursprung seiner Familie. Die verwandtschaftlichen Grade wurden versäumt nachzufragen; später wird dies immer schwieriger; wir halten uns jetzt blos für Namensvettern."

„Und es scheint," sagte die Kaiserin huldvoll lächelnd, „ich soll im Frieden in dem Namen Lacy einen eben so tapfern Vorkämpfer bekommen wie im Kriege. Der Staatskanzler wird Euch gesagt haben, daß ich Euren Aufsatz über Leibeigenschaft gelesen. Er trifft mit den Absichten zusammen, die ich später für mein schönes Böhmen auszuführen denke, und ich sehe mit Wohlgefallen, daß der gute Geist, den ich dazu in den reichen Grundbesitzern vorfinden müßte, und der mir bis jetzt noch sehr gefehlt hat, sich in Einigen wenigstens zu regen beginnt. Könnt Ihr mir noch andere unter Euren Landsleuten nennen, in denen achtbare Gesinnungen der Art sich zeigen, oder in denen sie vielleicht

durch in Betracht zu nehmende Mittel angeregt werden könnten?"

„Wenn diese Gesinnung nicht eigentlich als eine ausgesprochene zu bezeichnen ist, und Personen in dieser Hinsicht nicht namhaft zu machen wären," sagte der Graf — „dürfte doch dem Geiste zu vertrauen sein — dem wahrhaften Unterthanen-Sinn, der in Böhmen verbreitet ist."

Die Kaiserin wiegte den Kopf leise von einer Seite zur andern. „Wir sind immer geneigt, das Beste bei unsern lieben Böhmen vorauszusetzen," sagte sie dann, „doch ist, nach unsern Erfahrungen, nicht gerathen, die Gesammtzahl nach dem Beispiel zu beurtheilen, was Ihr und Euer Oheim, wie es scheint, zu geben geneigt waret. Gesteht es! Ihr habt bei Euren Standesgenossen wenig Anklang gefunden? Man müßte uns denn falsch berichtet haben, was wir Euch empfehlen, nicht zu versuchen, selbst wenn Ihr damit meine Hoffnungen für das Wohl meiner Unterthanen nähren wolltet."

Bis zur Stirn erröthend trat der junge Graf unwillkürlich einen Schritt zurück, dann hob er den schönen Kopf zur Kaiserin empor und die Bewegung hatte ihn ungewöhnlich gefärbt. Bald wieder gefaßt, sagte er ruhig: „Meine Ueberzeugung, der Eure Majestät

die Gnade hatten nachzufragen, ist die eben ausgesprochene Meinung: daß in der Gesammtgesinnung meiner Landsleute sich der Geist befindet, der zum Bewußtsein geführt, im Stande sein wird, die Segnungen zu erkennen, die Eure Majestät beabsichtigen. Ich wollte damit nicht sagen, daß der Wunsch danach oder die annähernden Ideen dafür bereits vorhanden seien. Ging dies aus meinen Worten hervor, so habe ich mich falsch ausgedrückt, und Eure Majestät wollen es meinen Worten, nicht meiner Gesinnung zurechnen, welche den Gedanken einer Täuschung auf jedem Platz der Erde verabscheuen würde."

„Nun, nun!" sagte die Kaiserin lächelnd — „wir sind leicht zu verletzen, wie ich merke, wir haben kriegerisches Blut, wenn auch mit der Feder in der Hand statt des Degens." Sie wollte fortfahren, als die Thür sich hinter ihr öffnete und ein schöner großer Mann eintrat, den Lacy sogleich für den Kaiser erkannte.

„Sie kommen zur rechten Zeit, mein Gemahl," sagte Maria Theresia mit der holdesten Freundlichkeit sich sogleich erhebend und ihm entgegen gehend. — „Wir haben hier einen von unseren böhmischen Großen, den Grafen Lacy, der uns überreden will, seine Landsleute warteten nur unserer gnädigen Hand, um ihre alten

verrosteten Vorrechte und Privilegien hinein zu legen! Aber er verleugnet dabei das hitzige Blut der Böhmen nicht, denn ich fürchte, wir haben ihn eben beleidigt und er wird bei Eurer Majestät Recht verlangen gegen uns."

Die unverkennbar gute Laune der hohen Frau konnte über den Sinn der Worte nicht in Zweifel lassen. Der Kaiser neigte daher huldvoll den Kopf und sagte, die Hand seiner Gemahlin ergreifend: „Nun, Graf Lacy! auf welche Weise können wir Euch Recht schaffen gegen unsere Gemahlin?"

Sie standen jetzt beide neben einander, und vielleicht gab es nie ein vollkommeneres Paar als Franz den Ersten und Maria Theresia! Die vollendetste Schönheit, die höchste Würde und der unaussprechliche Zauber, den ein hoher Geist, ein edles Herz nach Außen hin verbreitet, war hier vereinigt, und der junge Graf, der sie nie so nah und neben einander gesehen hatte, mußte den Tribut der Bewunderung zahlen, der sich in den Herzen aller ihrer Unterthanen vorfand. Vielleicht hatte er schon zu lange geschwiegen! Aber das kaiserliche Paar sah mit Wohlgefallen auf den jungen Mann, und Beide waren nicht geneigt, sein Schweigen zu seinem Nachtheil auszulegen. Der Graf ließ sie auch nicht länger warten; schon hatte er den

Kaiser begrüßt; sein Herz wallte über in einem unbeschreiblichen Gefühl der Begeisterung. „Ich kann bei Euren Majestäten kein Urtheil erwarten über das einzige Gefühl der Erde, welches Ihnen entzogen ist!"

„Wie?" sagte die Kaiserin ein wenig überrascht — „Ihr seid nicht blöde — und wir wollen lieber aufhören in Räthseln zu sprechen, wenn's Euch beliebt; wir erfahren dann vielleicht, an welches Gefühl wir keine Ansprüche zu machen haben!"

„An das der Unterthanen-Liebe!" rief der Graf rasch und mit einem glühenden Blick seiner ausdrucksvollen Augen — „an das schönste, reinste Gefühl der menschlichen Brust! Eine Liebe, welche lebt, ohne die gewöhnliche Nahrung der Erwiederung zu bedürfen — ein Gefühl, das leer ist von jedem Egoismus, das nichts will und nöthig hat, als das Glück, zu lieben; das den erhabenen Gegenstand, dessen Stimme vielleicht nie an das Ohr dessen drang, der es nährt, und ihn dennoch mit derselben Wärme durchdringt, die ihn Leben, Gut und Blut freudig darbringen läßt für die Erhaltung desselben. Dies Gefühl, dessen höchste Reinheit ich als den Triumpf der menschlichen Befähigung erkenne — dies Gefühl ist es, weshalb ich mich in diesem Augenblick vor Euren Majestäten zu beneiden wage, wenn ich auch zugleich ahne, daß — dies Gefühl

einflößen zu können, vielleicht meinem stolz empfundenen Vorrecht die Waage hält!"

Die Augen der Kaiserin streiften mit einem zierlichen Lächeln ihren Gemahl. Sie hatte schon die letzten Worte des Grafen mit dem Takt haltenden Nicken ihres Kopfes begleitet, jetzt sagte sie: „Ihr seid ein Schwärmer, Graf! Was fangen wir mit Euch an? Einen ruhig besonnenen Geschäftsmann dachte ich zu finden — von Euren Akten und von Eurer Reichspraxis wollte ich hören — und jetzt — ich glaube — ich muß nach Euren Versen fragen!"

„Ich würde diese Frage nur mit dem Geständniß meiner Unfähigkeit beantworten können. Vergeben mir Eure Majestät den lebhaften Ausdruck dieses heiligen Gefühls! Der Gedanke riß mich hin: wenn Eure Majestät die Unterthanen-Liebe kennten, würde ich nicht den Verdacht erregt haben, Eure Majestät täuschen zu wollen."

„Dahin also mündet Euer schöner Pathos aus!" rief die Kaiserin, sich zu ihrem Gemahl wendend und ihm liebevoll in die Augen sehend — „Ihr seid ein stolzes, reizbares Herz! Aber," fuhr sie freundlich fort, plötzlich auf ihn zutretend: „Ihr seid von guter Art — und jede Weise findet Gnade bei uns, wenn sie auf reinen Grund schließen läßt. Ein redlich Herz

zweifelt ungern nur an der Redlichkeit des Andern. Eure Kaiserin wird fürder nicht geneigt sein, Euch der Täuschung zu bezüchtigen! Wir sind entschlossen, Euch über die Angelegenheiten in unserm Königreich Böhmen in Rath zu nehmen" — fuhr sie fort — „und dachten Euch in unserer Hof= und Staatskanzlei eine Anstellung zu verleihen, da der Graf von Kaunitz Euch uns bezeichnete, als im Geschäftsstyl schon erfahren, und auf den tauglichen Universitäten für die Reichspraxis vorbereitet. Was sagt Ihr zu unserm Vorschlag?"

„Daß ich mein Geschick beklage!" rief der Graf — und wer hätte zweifeln dürfen, daß er es beklagte? „Aber," fuhr er, in Ehrfurcht sich der Kaiserin nahend, fort, — „ich darf einer Verfügung — ja mehr noch — ich darf eines feierlich gegebenen Wortes wegen, nicht in bindende Verhältnisse zum Staatsdienst treten."

Die Kaiserin hörte, wie wir wissen, das Erwartete. Doch hatte die kurze Unterredung mit dem jungen Manne, ihren Wunsch, ihn zu benutzen, eher vermehrt als verringert.

„Ist das die praktische Auslegung Eures patriotischen Enthusiasmus?" sagte sie daher scharf, in der Absicht, ihn heraus zu locken.

„Ich glaube ja, Euer Majestät!" entgegnete der junge Mann. „Es ist gewiß dieselbe Unterthanen=Liebe,

die nichts zu ihrer Nahrung nöthig hat, und dennoch in weiter Ferne dem erhabenen Monarchen ein warmherziger Arbeiter bleibt für jede Anregung, die von dieser Höhe aus die Thätigkeit der Treuen fordert — um große Gedanken in's Leben einzuführen."

Die Kaiserin wandelte jetzt langsam auf und nieder und ihr lichtes Auge streifte bald ihren Gemahl, bald den Grafen. „Ihr wollt uns damit sagen," sprach sie nach einem kurzen Schweigen — „wir bedürften auf jeder Stelle Unterthanen, die uns zu verstehen vermöchten, um unsern Willen auszuführen! Wir hatten selbst darin einige Erfahrungen gemacht und es ist Zeit, uns daran zu erinnern!"

„Doch scheint es mir," fiel hier der Kaiser ein — „daß ein so guter Unterthan als Ihr, Graf Lacy, es billig der Kaiserin überlassen müßte, wo sie ihn am nützlichsten erachtete."

„Euer Majestät! — ich habe die Freiheit verloren, irgend Jemandem, wer er auch sei, dies Recht über mich zuzugestehn. Eure Majestäten wollen deshalb Ihrem getreuen Unterthan nicht zürnen!"

„Euer Oheim erzog Euch?" fragte die Kaiserin — „warum bliebet Ihr nicht bei Euren Eltern?"

„Ich verlor Beide in meiner Jugend" — erwiderte der Graf.

„Wir wollen" — hob die Kaiserin sich gegen ihren Gemahl wendend an — „wenn Euer Liebden nichts dagegen haben, uns seine Familien-Verhältnisse erzählen lassen."

Beide setzten sich nieder und der junge Graf mußte daran denken, die einfachsten Thatsachen, wie es ihm schien, zu einer Erzählung für seine hohen Zuhörer einzurichten.

„Mein Großvater hatte zwei Söhne, von denen der jüngste mein Vater war. Er vermählte sich früh mit meiner Mutter, einer Gräfin Protikoh; meine Eltern lebten meist in Italien, und nur wenige Jahre vor ihrem Tode kamen sie mit mir nach Deutschland zurück, und wir lebten dort in Thein bei meinem Oheim, oder in Prag, wo meine Eltern starben. Vor ihrem Ende übergaben sie mich der Sorgfalt meines Oheims, bei welchem damals noch sein einziger Sohn, mein Vetter lebte. Ich weiß nicht zu sagen, warum dieser es zurückwies, sich zu vermählen; doch entstand hieraus oder aus andern, mir unbekannten Gründen eine Spannung zwischen Vater und Sohn, und mein Vetter, den ich unendlich liebte, lebte auf einem fernen Gute, von allen Menschen zurückgezogen, und als ich in Regensburg studirte, erreichte mich die Nachricht seines Todes.

Dem vereinsamten Vater trat ich von da an in alle Sohnesrechte, und indem ich sein Erbe ward, legte er

in mir alle die großen und schönen Pläne nieder, die er für die Veredlung und Entwicklung seiner Unterthanen entworfen und theilweis schon auszuüben suchte, und verlangte von mir, daß ich mich diesem selben Berufe ausschließlich widmen, nie eine andere Stellung im Leben annehmen, mich zu diesem Berufe allein ausrüsten solle."

„So scheint es," hob der Kaiser an — „daß die Ansichten über die nothwendige, theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft in dem Kopfe dieses Eures Oheims entstanden?"

„Dieser Gedanke war der Kern seines Lebens!" rief der Graf mit Wärme — „und vorbereitend suchte er auf seinen Gütern die Empfänglichkeit dafür zu wecken."

„Und habt Ihr im selben guten Geiste fortgewirkt?" sagte der Kaiser. „Ist der verständigen Ansicht darüber schon zu vertraun? Erkennen Eure Unterthanen den Vortheil, der Ihnen damit zugestanden wird?"

„Ich war seit zehn Jahren nicht auf meinen Gütern, Euer Majestät! Streng und wohlüberlegt, wie mein Oheim in allen seinen Beschlüssen war, verlangte er von mir ein ununterbrochenes Studium der mir vorgeschriebenen Reichspraxis. Selbst sein Tod durfte

mich nicht zurückführen, und er billigte meine damaligen Reisen mit dem jetzigen Grafen Staatskanzler, da er sie für keine bindende Anstellung hielt und mit jedem Mittel zu meiner Entwickelung wol zufrieden war."

„Da möchte Eure eigne Bekanntschaft mit Euren Gütern," sprach der Kaiser — „wol nöthiger sein, wie Euch Eure Unerfahrenheit glauben läßt. Ihr könnt große Veränderungen finden, und, wie anzunehmen ist, ungünstige; denn die Abwesenheit des Herrn kann bei beabsichtigten Neuerungen nicht vortheilhaft wirken."

„Meine Abwesenheit ward, wie ich erkennen muß, vielleicht mit größerem Erfolge gekrönt, als meine junge Erfahrung zu erreichen gewußt hätte. Ich bin nicht fremd geblieben mit dem Zustande meiner Unterthanen! Ein ausgezeichneter Mann — ein Freund meines Oheims, stand an der Spitze aller meiner Geschäfte, und er vermochte es, im Geiste meines Oheims fortzuwirken. Ich werde ihm nur nachzuahmen haben, wenn ich an seine Stelle trete."

„Seid Ihr des Mannes sicher? Habt Ihr so ausreichendes Vertrauen zu ihm?" fragte die Kaiserin rasch — „Kennen wir ihn?"

„Es ist ein Advokat, Euer Majestät! Thomas Thyrnau ist sein Name."

„Der Name ist uns bekannt," fuhr die Kaiserin

fort. — „Er muß irgend einen Anspruch an unser Gedächtniß machen — ich denke, er gehört zu den Männern, die wie Horneck — Justi — Sonnenfels — sich mit Staatswirthschaft und höherer Industrie zu meinem Wohlgefallen beschäftigen. Doch jetzt will ich wissen, wie Ihr mit ihm steht?"

Der Graf schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich weiß es nicht! Es liegt ein Geheimniß zwischen uns, was mich von ihm zurückstößt — mich mißtrauisch und kalt gegen ihn macht, wenn ich mich anderseits von seinem Geiste und seinem edlen Karakter hingerissen fühle."

„Dürfen wir im Vertrauen sein?" sagte die Kaiserin. — „Bis der Zeiger hierher weist," fuhr sie fort, auf eine Pendule zeigend — „können wir Euch noch Zeit gönnen."

Der Graf fühlte sich überrascht. Er gehörte nicht zu den Menschen, die gern und leicht über ihre Privatverhältnisse sprechen, und er würde jedem Andern ausgewichen sein; aber in der Gegenwart dieser beiden hochgestellten Personen lag ein Gefühl von Isolirung, die mehr wie jede andere Stelle das Vertrauen zu sichern schien, da jede Verbindung aufhören mußte, wo so verschiedene Verhältnisse obwalteten. Dies kleine feste Gemach, vor jedem Lauscher gesichert, schien eine Hei-

mat für jedes Geheimniß! — Der Graf fand sich bald zurecht und mit der Offenheit, die ihm eben so natürlich war, erzählte er den Inhalt der uns bekannten Unterredung mit dem Baron Pölten.

Das Erstaunen der beiden hohen Herrschaften war sehr groß und hatte etwas so wohlwollendes, daß der Graf sich seines Vertrauens freute. Bald unterbrach ihn jedoch die lebhafte Kaiserin mit der Frage: „was er beschlossen?"

„Ich werde mich in keinem Falle mit der Enkelin von Thomas Thyrnau vermählen!" rief der Graf mit mehr Heftigkeit, als passend war. „Mein Oheim hat mir nie persönlich von diesem Plan gesprochen — mich bindet kein ihm gegebenes Wort!"

Die kluge Kaiserin blickte scharf nach dem Grafen hin, dann sagte sie: „Ihr seid wahrscheinlich schon anderweitig gebunden — habt die Gemahlin schon gewählt, ohne Zuthun von Thomas Thyrnau?"

Dies war zu viel für den Grafen. Eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht. Als er schweigend die Augen erhob, streiften sie die Pendule; eben stand der Zeiger auf der bezeichneten Stelle; er verneigte sich tief. Die Kaiserin verstand ihn — sie lächelte. „Die willkommene Pendule, wollt Ihr sagen, überhebt Euch der Antwort! So geht denn für heute. Ich wünsche Euch

jedoch an den Cour-Tagen zu sehen — meldet Euch beim Oberhofmeister — ich werde die Zeit bestimmen, um Euch über die Angelegenheiten Böhmens zu vernehmen. Wollen Euer Liebden die Gnade haben, den Grafen zu empfangen?" sagte sie zu ihrem Gemahl.

„Die Empfehlung der Kaiserin macht mir Vergnügen und ich denke, wir wollen Euch gewogen und behülflich bleiben, wo Ihr unseres Schutzes bedürfen könntet."

Beide Herrschaften entließen den Grafen.

Die Audienz hatte länger gedauert, als zu erwarten stand. Der Graf befahl dem Kutscher nach dem Wiener Viertel, auf den Hof, in das Profeß-Haus der Jesuiten zu Maria Königin der Engel zu fahren, und trotz dem was er eben erlebt, und trotz der großen Lebhaftigkeit, mit der er es erlebt, war es doch in dem Augenblick, als er den Weg nach dem Profeßhause einschlug, rein aus seiner Seele verschwunden, und nur was Georg Prey ihm über die Fürstin Morani zu sagen haben könnte, erfüllte seine Seele.

Aber Georg Prey hatte den Grafen nicht erwarten können. Er hielt einen Vortrag über Polemik und

durfte sein Auditorium nur in der gebräuchlichen Pause verlassen. Der Graf harrte in der quälendsten Unruhe im Vorzimmer, mit dem Auge die Thür bewachend, aus der Georg Prey hervortreten sollte.

Endlich öffnete sie sich; aber mit ihm kamen mehrere seiner Zuhörer, die zugleich Bekannte des Grafen waren, da dies Kollegium auch von Laien besucht ward. Georg Prey, der nicht das kleinste Geschick besaß, sich aus Verlegenheiten zu ziehen, stand in diesem Kreise mit unruhigen Mienen und Bewegungen. Schon läutete die Glocke zum Anfange des zweiten Theiles der Vorlesung, als der Graf sich rasch aus der Unterhaltung mit seinen Bekannten losmachte, gerade auf Georg Prey zuging, diesen am Arm nahm und ihn in eine Fensternische führte.

„Gottlob! daß Sie mich erlöst!“ rief der arme geängstigte Pater, „doch haben wir gar wenig Zeit zu unserm wichtigen Gespräch, deshalb hören Sie mich schnell an. Die Fürstin hat hinter meinem Rücken bei dem Herrn Erzbischof von Wien Schritte gethan, um ihre Aufnahme bei den Karmeliterinnen zu bewirken. Da hierzu aber noch kaiserliche Verfügung und sowol weltliche — als Zeugnisse des jedesmaligen Beichtvaters von nöthen sind, war die Fürstin in dem Falle, sich an mich wenden zu müssen, und so erfuhr ich — wie ich

hoffe zur rechten Zeit — ihr Vorhaben, welches ich seitdem redlich bekämpft habe, da es gegen meine Ueberzeugung ist, daß sie in dem dermaligen Zustande ihres Herzens sich zur frommen Gemeinschaft in diesem heil'gen Hause eignet. Da ich glaubte, Sie, Herr Graf, könnten auch bei lang bestehender Freundschaft einen näheren Antheil an dieser Nachricht nehmen, wollte ich sie Ihnen nicht vorenthalten. Vielleicht daß in Ihrer Stimmung für die Fürstin das wirksamste Gegenmittel so gewagter Schritte liegt, welches ich Ihrer Einsicht überlasse, doch jede zweckdienliche Hülfe dabei im Voraus verspreche."

Abermals läutete die Glocke. Der Vorsaal war bereits leer — und der Graf drückte bis zum Schmerze die Hände des treuen Freundes. „Steht mir bei — ich eile jetzt zu ihr — hoffentlich berede ich sie, dem Kloster zu entsagen, und dann sind wir Alle glücklich!"

Ein Lächeln — diese seltene Erscheinung auf dem ehrlichen Gesichte Georg Prey's — glitt darüber hin und er eilte mit kleinen kurzen Schritten schnell von dem Grafen fort und in den Hörsaal zurück. Dieser stieg in seinen Wagen und trat bald darauf in den uns bekannten Gartensaal der Fürstin Morani ein.

Die Fürstin saß in dem Hintergrunde des Saales, auf den jetzt die Sonne ihre glühenden Strahlen senkte.

Aber der kühle Marmor der Wände und des Fußbodens sicherte selbst in dieser heißesten Jahreszeit den Bewohnern einen lieblichen Aufenthalt. Die Fürstin saß in derselben Kleidung wie am vergangenen Abend vor einem kleinen Tischchen und schien zu lesen, behauptete diesen Schein jedoch nicht länger, als der Graf eintrat, sondern zeigte ihm unverholen ihr erröthendes Gesicht.

„Claudia! liebe Claudia!“ rief dieser lebhaft und zärtlich und saß im selben Augenblick neben ihr und küßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte. „Gottlob!“ fuhr er fort — „daß ich Sie allein finde! Ich habe Ihnen viel zu sagen.“

„O! erst von der Kaiserin!“ sprach die Fürstin, „ich hoffe doch, es ist Ihnen nichts unangenehmes begegnet? Ich habe Sorge empfunden — ich konnte sie nicht beherrschen,“ fuhr sie fort, indem plötzlich ihre Augen in Thränen schwammen.

Der Graf erblickte diese Zeugen ihres tiefen Gefühls mit einer süßen Befriedigung und ehe sie Zeit hatte, sich zu fassen, rief er überwältigt: „Claudia! Sie wollen mich verlassen und lieben mich doch! In ein Kloster wollen Sie gehen und wissen, daß ich unglücklich werde, wenn Sie mein Schicksal von dem Ihrigen trennen!“

Die Fürstin verhüllte ihr Gesicht und schluchzte laut. „Ich bin entschlossen,“ fuhr der Graf nun ernst

und bewegt fort, „nicht eher Sie zu verlassen, als bis ich Ihre Einwilligung zu unserer Verlobung habe. Ich besitze bereits das Theuerste — das Röthigste — Sie können nicht zurücknehmen und Sie werden so grausam nicht sein, zurücknehmen zu wollen, was Sie mir in Ihrer Liebe gegeben. Sie können an der meinigen nicht zweifeln; Sie wissen, daß sie begründet ist in Ihrem Werth und gesichert durch meinen festen Karakter. Welche Scrupel sind es, mit denen Sie immer wieder auf's Neue mein Glück verzögern, da die Nothwendigkeit, der Welt unser Verhältniß darzulegen, von Tag zu Tag dringender wird; da das Bedürfniß, Ihnen Schutz und ausreichender Beistand zu werden, immer mehr hervortritt?"

„Ach!" rief die Fürstin — „das ist es — das verführt Sie eben! Sie fühlen, wie elend, wie unglücklich und verlassen ich in der Welt da stehe — und Mitleiden täuscht Sie über unser Verhältniß!"

„Nein, Claudia!" sagte der Graf fest — „nicht Mitleiden, sondern das egoistische Gefühl, ohne Sie nicht mehr glücklich sein zu können! Mein Verstand, mein Herz, meine ganze Denkungsweise ist so mit der Ihrigen verwebt, daß ich oft kaum weiß, ob Sie oder ich das Eine oder das Andere geäußert; uns von einander trennen, hieße, den vollkommensten Seelenbund

auflösen, den je Menschen knüpften, die nicht durch die Bande der Natur auf einander angewiesen sind!"

„Dies empfinde ich auch," stammelte die Fürstin — „und ich bin deshalb so weit gegangen, Ihnen die Schwäche meines Herzens zu bekennen. Aber dies Gefühl schließt noch nicht die Nothwendigkeit einer näheren Verbindung in sich, denn diese würde gerade den Gegensatz hervorheben — die Ungleichheit, die in unseren äußeren Verhältnissen liegt. Mein Alter — meine Kränklichkeit — der Mangel jedes äußeren Reizes — ja lassen Sie mich hinzusetzen — meine Armuth! Wo soll ich die Kraft hernehmen, diese Dinge gering zu achten? zu ertragen, wenn ich dadurch Ihr Leben, Ihre Zukunft bedroht sehe? Sie betrogen halten muß um die Freuden der Jugend und eines Gesammtlebens, das Ihnen diese Ansprüche mit einer Ihrem Alter angemessenen Gefährtin in allen Beziehungen zu sichern vermöchte?"

„Claudia!" sagte der Graf ruhig — „ich höre diese Einwürfe eines uneigennützigen Selbstgefühls nicht zum ersten Male. O! sein Sie nicht zu stolz auf meine Unkosten — dann will ich Ihnen noch einmal wiederholen, was Sie jedoch schon wissen: es wäre mir unmöglich, eine jüngere Frau ohne Reife des Geistes und Karakters zu lieben. Der hochmüthige Wunsch der

meisten Männer, sich ein junges, unentwickeltes Wesen zu wählen, um sich gewissermaßen einen Spielball ihrer Launen zu erziehn, und in der Unerfahrenheit, in der geringen Bildungsstufe eines solchen unmündigen Wesens sich den Tribut für eine Anerkennung oder selbst Bewunderung zu sichern, die ihnen eine gereifte edle Frau versagen würde, diesen Wunsch habe ich nie gehegt — und wäre mit solchen Eigenschaften der höchste äußere Reiz verbunden — ich würde in seiner Befriedigung kein Glück finden. Ja! ich bin stolz genug zu glauben, daß ich die Nähe einer reifen und ausgezeichneten Frau nicht zu fürchten habe. O! Claudia — wollen Sie mich anderes lehren?"

Die Fürstin schwieg — und der Graf fuhr fort: „Ihre Gesundheit wird sich erholen, wenn Sie erst dem zärtlichsten, sorgsamsten Gatten die Pflege dafür überlassen werden. Ob Sie schön sind — oder nicht — ich weiß es nicht, theure Claudia! Aber das weiß ich, daß ich Sie mit unbeschreiblichem Vergnügen ansehe — daß in Ihren Zügen Ihr Karakter ausgedrückt ist — dieser schöne edle Karakter, der mir mein Glück verheißt, wenn Sie einwilligen, mir anzugehören. Auch bin ich vielleicht weniger für weibliche Schönheit empfänglich, als Andere meines Geschlechts; sie ist für mich erst dann vorhanden, wenn sie sich durch den in-

nen wohnenden Geist belebt — und ich fand ihn noch nie mit Jugend und Schönheit vereinigt. Ich bin daher zu dem Glauben gekommen, daß die Eigenschaften, die mein Herz befriedigen können, sich nur im späteren Alter beisammen finden — und es scheint mir, daß diese Anforderung meinerseits einen Anspruch enthält, der viel seltener und schwerer zu befriedigen ist, als wenn meine Wahl von Jugend und Schönheit bedingt wäre."

Noch immer schwieg die Fürstin; aber die Thränen versiegten. Der Graf nahm noch einmal das Wort: „Habe ich nun abermals Ihre Einwendungen besiegt? Werden Sie endlich jeden Zweifel beseitigt finden, oder wollen Sie es noch erwähnen, daß Sie mein fürstliches Vermögen nicht durch das Ihrige vermehren können?"

„Nein! nein!" rief die Fürstin lebhaft — „dies unverschuldete Unglück will ich mir nicht aufbürden. Mein Besitz war einst darin dem Ihrigen gleich und wie es mein Rang erfordert. Aber, theurer Freund! Sie — Sie sind achtundzwanzig Jahr! Das ist ein Einwurf, der zugleich für Sie selbst nicht zu beantworten ist — der wie die Zeit uns ein Geheimniß bleibt, dessen Aufdeckung wir nicht vorher sagen können. Jetzt! jetzt fühlen Sie dies Alles — jetzt ist alles Wahrheit in Ihnen. Aber — ich bin achtunddreißig Jahr — und als Frau habe ich Erfahrungen gesammelt, die mir sa-

gen: Ein Mann erlebt erst nach diesem Alter seine volle, bestimmte Entwickelung; die Lebenserfahrungen gehen erst an, wenn die Studienjahre vorüber sind!"

Der junge Mann bekämpfte nicht ohne sichtliche Bewegung seine aufsteigende Empfindlichkeit. Doch sammelte er sich bald und sagte lebhaft: „Wenn dies wäre — wenn Sie mir blos die Erfahrungen eines Schulknaben zugestehn — was hat es mit meiner Bewerbung zu thun? Warum soll ich nicht an Ihrer Seite die Lebenserfahrungen machen können, die Sie für mich erst angehend glauben?"

„Weil diese Erfahrungen alsdann sehr leicht einer festen Verbindung mit mir sich feindlich zeigen können — und diese ist dann unauflöslich, — einen schmerzlichen Widerspruch erzeugen würden, den durch meine Einwilligung veranlaßt zu haben ich mir zum Vorwurf machen müßte!"

„Es ist genug, Claudia!" sagte der Graf, fast heftig aufspringend. „Ich fühle, worauf Sie hindeuten — ich habe umsonst an Ihrer Seite gelebt — Sie widerrufen das Zeugniß, das Sie mir einst zu geben pflegten — und das, was früher in Ihrem Herzen für mich redete, ist jetzt daraus verschwunden!"

Er hatte sich erhoben und von ihr gewendet. Sein Auge schaute glühend in den sonnenhellen Garten, der

unter den heißen Strahlen, mit sich senkenden Blüten da stand — leidend unter der unentbehrlichen Wohlthat dieser brütenden Hitze, die das Maaß des Bedürfnisses fast überschritt. Es rührte sich kein Lüftchen. Am unteren Horizont schwebte ein gelblicher Dunst, der die glühende Atmosphäre andeutete. Nur über den nächsten Punkten, wo die dunklen, kräftig entgegen stehenden Baumgruppen ihre Kronen erhoben, zeigte sich der Himmel im tiefen Blau ohne das leichteste Wölkchen. Des Grafen Gefühl war so gebildet für Naturschönheit, daß er unter allen Umständen ein Auge dafür behielt. Auch jetzt versenkte ihn dies reife, vollendete Sommerbild in ein wohlthätiges Träumen. Ein Zug Tauben flog wie glänzende Flocken über den Garten und bei der tiefen Stille, die ringsum herrschte, hörte man selbst die zahllos summenden Insekten, die jeden Kelch, jedes Blatt besuchten. Sonst regte sich nichts um die beiden tief bewegten Menschen, die — wie die Natur — der Glut ihrer Gefühle unterliegend, das Haupt in stummen Leiden neigten. Da hörte der Graf an dem Rauschen ihres Kleides, daß sich die Fürstin erhob. Er wendete sich rasch. „Lacy!" sagte sie kaum hörbar — und streckte ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Schmerz die Hand entgegen — „Lacy! soll ich Ihr Schicksal sein?"

„Wenn Sie wollen, daß es ein glückliches sei!“ rief er — ihre Hand mit Freude strahlenden Blicken fassend.

Sie antwortete nicht, aber sie zitterte so heftig, daß er sie umfaßte — und sie war nun nicht mehr allein! — Der Mann, den sie zuerst und mit dem Feuer der Jugend liebte — stützte ihre brechende Kraft und ihr Haupt ruhte an seiner Brust.

„Heute verlasse ich Sie nicht wieder,“ rief Lacy, nachdem der heilige Ernst des ersten Augenblicks in jugendliche Heiterkeit bei ihm übergegangen war. „Lassen Sie mich zu Gertraud und zu dem alten Bernhard gehen; sie sollen mein Glück erfahren, und Gertraud muß ihren Küchenzettel für den geringen Appetit erweitern, den mir die Freude gelassen hat.“

„So bin ich denn also gänzlich verrathen?“ sagte die Fürstin lächelnd. „Auch meinen neuen Koch kennen Sie schon?“

Nichts Seligeres für ein weibliches Herz, als in der Nähe des Geliebten eine kurze Trennung! Nach vollständig erlangter Sicherheit ein einsames Ausruhn in dem Gefühl des Besitzes! — Die Fürstin fühlte erst, wie der Graf sich entfernte, den ganzen zauberhaften Umschwung ihres Lebens. Sie enteilte in ihr Kabinet und sank vor ihrem Betpult nieder — und ihre Gedanken — ihr klopfendes Herz waren Gebete! Sie fühlte

sich namenlos selig. — Sie schaute umher und grüßte die ganze Welt mit dem Gruß der Liebe und Versöhnung. Selbst ihr Wunsch nach Jugend und Schönheit schien erfüllt; sie fühlte sie in sich; sie dachte nicht mehr daran, wie viel oder wenig ihr nach Außen zugetheilt war. Als ob von ihm, dem überschwänglich Reichen, auch diese Gaben abhängen würden, so vertrauensvoll übertrug sie Alles in das Gefühl, ihm anzugehören.

Der Graf sandte seine Equipage nach dem Profeßhause an Georg Prey, denn die alte glückliche Gertraud erklärte, auch den ehrwürdigen Herrn Pater noch satt machen zu können. Nachdem die beiden treuen Diener durch des Grafen Vermittelung der theuren Gebieterin ihren Glückwunsch dargebracht, ergriff sie wirklich der alte Geist des Hauses, die Verschwendung; denn während Gertraud alles zu braten und zu kochen begann, was ihr in den Weg kam, sammelte Bernhard die Reste ehemaliger Tafelausstattung, und chinesische Vasen, freilich von ungleicher Größe, mit den reichen Blumen des Gartens geschmückt, standen neben Sèver Porzellantellern und Meißner Püppchen, die in Blumenkörben Salz und Pfeffer hielten; dazwischen gespartes Silbergeschirr — „und Gottlob!" seufzte er — „noch drei silberne Bestecke!"

Das schöne Obst des Gartens ließ die Tafel sogar reich erscheinen, und in dem Eise, das der lang vergessene Eiskeller spendete, kühlten sich ein paar staubige Flaschen aus einem kleinen Winkel der sonst reich gefüllten Kellergewölbe.

„Ich bin selbst von meinem Reichthum überrascht!“ sagte die Fürstin freundlich lächelnd, als sie zwischen Lacy und Georg Prey Platz genommen hatte. „Ich sehe, mein ehrwürdiger Freund, wir haben noch viel übrig gelassen! Graf Lacy bekommt eine reiche Braut.“

„Sie spotten zwar,“ rief Lacy — „aber ich muß gleich mit dem Bekenntniß herausrücken, daß ich mich der Mitgabe freue, die Sie mir hoffentlich nicht entziehen werden — ich meine den Palast Morani! Ich liebe dies schöne kleine Palais ganz vorzüglich und sehe es nie, ohne es in Gedanken mit meinen Bau- oder sonstigen Plänen in Verbindung zu bringen. Ich bin Enthusiast für diese alten kostbaren Architekturen, und wie willig ich auch den Tadel des Sachverständigen anhöre — über darin enthaltene Ueberladung — vermischte Ordnung — verfehlte Verhältnisse, — es raubt mir nicht das innige Wohlbehagen, womit ich mich an der glücklichen Laune des Erbauers ergötze, der an nichts zu denken genöthigt schien, als an das Zusammenhäufen von allem, was die Welt an Motiven wie an

Material und Form ihm Schönes darzubieten vermochte, und es unbekümmert neben einander Platz nehmen ließ — eine bunte und dennoch nicht reizlose Erinnerung alles bekannten Schönen! Diese schwerfälligen Genien, die ihre verzeichneten Beine in die Luft strecken, und die großen Blumenketten, wie Wurfscheiben gefaßt haltend, auf uns damit zu zielen scheinen, sind lächerlich, unschön sogar; aber sie machen an dem unförmlichen Kuppelgewölbe, das plötzlich oben abdacht, in der Gesammtheit einen reichen, belebten Eindruck. Ich weile dann mit um so mehr Genuß auf den herrlichen Masken, die dazwischen wie Wappenschilder angebracht wurden und den schönsten Motiven des Alterthums entnommen sind. Diese Thürstücke, die mit der Decke korrespondiren, auf buntem Grunde ihre Schnörkel von weißem oder grauem Marmor tragen und irgend ein Familienbildniß umkränzen, um dessen Schönheit oder Aehnlichkeit man sich wenig zu kümmern geschienen hat, zeigen plötzlich zwischen dem Wahnsinn allegorischer Attribute, Raphaelische Verzierungen, dem Vatican entraubt, die sich mit der höchsten Anmuth und Schönheit hindurch schlingen. Ja selbst diese Wellenlinien in den Façaden, welche wie halbe Erker, unfertige Tempel erscheinen und dem gebildeten Baukünstler Konvulsionen machen — wie anmuthig stellen sie sich im Innern zum Bedürfniß

des Wohnens zurecht! Man könnte denken, ein behaglicher Besitzer habe im übermüthigen Bestreben, von dem Mittelpunkte seines Gemaches in die Runde schauen zu können, die Wände langsam vorgedrängt — gerade so viel, um drei Ansichten zu gewinnen — und wenig genug, um den klimatischen Nachtheilen entzogen zu bleiben. Ja! unser Klima und zugleich unsere ehrenwerthe deutsche Bildung, die mit keinem Vorzug des Auslandes unbekannt blieb, hat diese kleinen Verschrobenheiten, glaube ich, erzeugt! Die gothischen, zehn Fuß dicken Mauern, in denen man freilich auf Felsspitzen schwebend gegen Sturm und Wetter gesichert war, mußten mit der Uebersiedelung unserer Vorfahren nach den Städten sich verlieren, wo aller Grund für diese Bauart aufhörte. Mit den leichteren, helleren Räumen dieser späteren Wohnungen traten Bedürfnisse der Ausstattung ein, die wir alle schon in dem, durch seinen ewig klaren Himmel und seine alte Kultur begünstigten Italien vorfanden. Da zogen wir nun herüber, was uns bei unserm empfänglichen Bildungstriebe ansprach, und hier an Ort und Stelle traten die Beschränkungen erst hervor, denen wir uns, von Klima und abweichendem Bedürfniß erzeugt, unterwerfen mußten.

Für mich ist ein solcher Palast — und der Palast

Morani ist gerade ein solcher — eine Geschichte unserer Kultur in der anmuthig verschlungenen Chiffre-Sprache dieser vermischten Motive."

„Sie erinnern mich daran," sagte die Fürstin — „wie ich nach meiner Rückkehr aus Italien, wo mein Vater die Herstellung seiner Gesundheit hoffte, von dem Anblick dieses Palastes mich überrascht fühlte, obwol ich ihn von Kindheit an bewohnt und mich an seine Eigenthümlichkeit gewöhnt hatte. Jetzt erst war mir das Auge geschärft für diese barocke Mischung, und ich beschäftigte mich oft damit, unter dem Wust verschrobener Auffassungen die schönen Vorbilder heraus zu finden, die darin verschlungen waren. Doch wissen Sie, daß ich kaum noch ein gesichertes Anrecht daran habe? Der edle Graf von Kaunitz, dessen gnädiger Verwendung ich meine Pension von der Kaiserin verdanke, fühlte wol, daß sie nicht ausreichen würde, den Palast Morani auf festen Füßen zu erhalten. Er sagte mir daher, daß die Kaiserin wünsche, ihrer Stadt Wien den Schmuck dieses schönen Hauses zu sichern, und da ich als Frau mit baulichen Gegenständen wenig Bescheid wissen würde, habe sie ihrem Hof-Bau-Amt aufgetragen, ihn unter Aufsicht zu nehmen. In Folge dieser gütigen Weise, mir eine Last zu erleichtern, haben sich denn in verschiedenen Zwischenräumen Arbeiter aller

Art eingefunden, um das Ganze klopfend und hämmernd im wohnlichen Zustande zu erhalten."

„Nun," sagte der Graf lächelnd — „wenn die Kaiserin erst mein Recht an die Besitzerin kennt, wird sie, denke ich, nicht abgeneigt sein, mich auch als Bau-Commission anzuerkennen."

„O! Graf! woran erinnern Sie mich" — rief die Fürstin — „das unerträgliche Aufsehn, was unsere Verbindung machen wird — wie soll ich es ertragen!"

„Deshalb nehmen Sie meinen früheren Vorschlag an und gehn Sie nach Schloß Tein, wo Sie in der Ruhe des Landlebens ungestört die erste Bekanntmachung unserer Verlobung abwarten können, während ich hier alle Verhältnisse so stelle, wie sie Ihnen alsdann bequem sein können."

„Thun Sie das, Frau Fürstin!" sagte Georg Prey — „und damit sich Ihre etwaigen Scrupel über die Schicklichkeit des Schrittes heben mögen, will ich mich zu ihrem Begleiter anbieten; denn mein demüthiges Gesuch an meine hochwürdigen Oberen, mich von meinem Lehramt zu entbinden, um mich ungestört dem Studium der zu sammelnden Urkunden überlassen zu können, ist mir huldreichst gerade heutigen Tages bewilligt worden. Da ein vorläufiges Copiren alter Handschriften mir zunächst liegt, welche mir voll Vertrauen

zu einem längeren Gebrauch überlassen sind — denke ich — werden sich diese nach Schloß Tein mitführen lassen, und unter Ihrem wohlgewogenen Schutz möchten sich Landluft und grüne Wiesen erquicklich zeigen für meine etwas angestrengten Augen."

Wirklich hörte die Fürstin diesen Vorschlag mit ungemeinem Vergnügen. Sie wünschte, sich dem ersten Aufsehn zu entziehn, dem sie nicht entgehn zu können einsah, — und fürchtete doch, indem sie das Schloß des Grafen zu ihrem Landaufenthalte wählte, einen unzarten Schritt zu thun, der sie der Nachrede aussetzen könne.

„Um so weniger wird dies der Fall sein," fuhr der Graf mit seinen Ueberredungen fort — „wenn, wie es meine jetzige Stellung erfordert, mich alle Welt am Hofe gegenwärtig sieht; wobei wir nicht unterlassen dürfen, uns die Billigung der Kaiserin zu sichern, womit dann der Masse augenblicklich die Ansicht gegeben ist. Erlauben Sie mir daher nur, diesen einen höchst wichtigen Schritt einzuleiten, so sollen Sie mit allem Uebrigen verschont bleiben."

Die Fürstin willigte ein, alles der Kaiserin anheim zu geben, und der Graf bat nun, ihm eine genauere Darlegung seiner Lage zu erlauben, da sich für den Augenblick einige sonderbare Umstände zeigten, die,

wenn auch ohne eigentlichen Einfluß, dennoch der theuren Braut nicht unbekannt bleiben durften.

Da aber indessen die Sonne den Garten verlassen hatte und ein leichter Ostwind die Luft kühlte, verließ die kleine Gesellschaft den Eßsaal und stieg in den Garten hinab, dessen sanft gesenkter Boden an einer Brüstung endete, über die man in den breiten wasserreichen Graben sah, der, als eine Ableitung der Donau, beständig einen schönen Wasserspiegel hatte. Am andern Ufer zeigten sich Wiesen, Felder und kleine Wohnungen, die, wenn sie von geringerem Werth waren, außerhalb der Festungslinien der Vorstädte angelegt werden durften, und die zwischen leicht wachsenden Fruchtbäumen und niederem Weidengebüsch gar anmuthig gelagert erschienen.

In einer seitwärts erquickend geordneten Schattenpartie des Gartens befand sich auf der Mauerbrüstung ein tempelartig herausgebauter Balkon, den der sel'ge Fürst zum Angeln benutzt hatte. Noch jetzt war er ein wohlerhaltner Aufenthalt für seine Tochter, den der alte Bernhard nicht versäumte sorgsam zu säubern, mit blühenden Gewächsen zu schmücken, die alten brokatnen Kissen, mit denen die Marmorsitze belegt wurden, vorsichtig zu hegen und nur während der Stunden auszulegen, wo er den Besuch der Fürstin daselbst erwarten

durfte. Auch jetzt fanden die langsam diesem Lieblingssitz entgegen Wandelnden den alten Bernhard schon ihrer wartend, indem er ihnen den trefflich duftenden Kaffee bereit hielt.

Man nahm Platz und als Bernhard entlassen war, erzählte der Graf seinen aufmerksamen Zuhörern von den sonderbaren Ansprüchen des Herrn Thomas Thyrnau und von seiner hinzugefügten Drohung.

Weit weniger, als wir vielleicht mit dem gewissenhaften und ängstlichen Karakter der Fürstin verträglich finden möchten, wirkte diese Nachricht auf sie. Wer jedoch die Zeit beachten will, in der die Fürstin ihre Erziehung erhalten hatte und in der sie lebte, wird begreifen, daß ihr eine Vermählung des Grafen Lacy mit der Enkelin des Advokaten Thyrnau so durchaus unmöglich schien, daß sie die Sache selbst kaum der Ueberlegung werth halten konnte, diese auch gar nicht bei der Fortsetzung des Gesprächs erwähnte, sondern nur über die Sonderbarkeit eines Mannes wie Thomas Thyrnau, dessen Werth sie schon längst durch den Grafen kannte, ihr Erstaunen äußerte.

„So muß ich es auch ansehn!" entgegnete der Graf. — „Eine unbegreifliche Sonderbarkeit ist es — die ich nur erklären kann, wenn ich des einzigen Fehlers — seiner großen Eitelkeit gedenke, die ihn hart-

näckig gegen den Unterschied der Stände ankämpfen ließ und die ewige, ungelöste Streitfrage zwischen meinem Oheim und ihm war — und wozu ihm sein allerdings großer eigner Werth viel Veranlassung gab."

„Wer wollte auch die Möglichkeit einzelner, bevorzugter Menschen in jenen Kreisen der Gesellschaft leugnen!" sagte die Fürstin. „Besonders danken wir den Männern der Wissenschaften und Künste recht schätzenswerthe Zeugnisse ihrer gleichen Geistesbegabtheit; und auch Frauen zeigten auf ihrem Platze Verdienst und Würde, die ihnen unbestritten verblieben; aber dies kann doch kein Grund werden, sie für unsere Zirkel passend zu halten, für die ihnen immer die angeerbte Gewohnheit höherer Gesinnungen und äußerer Formen fehlen muß."

„Claudia! Claudia!" rief der Graf lächelnd — „fordern Sie mich nicht in die Schranken, daß ich Ihnen entgegne, was ich von Thomas Thyrnau gelernt habe! Ganz stehe ich dem alten Freigeist nicht ab — und Sie, meine edle Freundin, dürfen Ihren schönen Schwestern aus dem Bürgerstande noch manche Rechte zugestehn, ohne an Ihrem hohen Stande zur Verrätherin zu werden."

„Ich bin gewiß nicht abgeneigt, mich besser zu unterrichten," entgegnete die Fürstin — „und danke

Ihnen schon eine große Erweiterung meines Gesichtskreises. Die Schranken, welche die Erziehung um mich gezogen, sind in vieler Hinsicht eng gewesen; ich bin mehr mit den ergrauten Geschichten der Völker bekannt, wie mit der Geschichte unserer Tage, und endlich mehr vertraut mit Italiens jetzigem Zustande, als mit dem meines Vaterlandes."

„Sie dürfen auch Italien eben so gut Ihr Vaterland nennen, wie dies alte Kaiserreich," sagte Georg Prey. — „Schon der Name verräth den Ursprung, und die hochselige Frau Fürstin waren ja von venetianischen Nobilis abstammend."

„Auch habe ich oft und lange in diesem schönen Lande gelebt," sagte die Fürstin — „und meine Liebe dafür ist gewiß treu, denn sie ist mit meinen Jugenderinnerungen verwebt."

„Machen Sie mich nicht eifersüchtig, Claudia!" sagte der Graf, von seiner inneren Zufriedenheit zum Scherz getrieben — „ich verlange, dies soll Ihre Jugendzeit sein — hier sollen Ihre liebsten Erinnerungen wurzeln!"

„Es wird sein, wie Sie wünschen, lieber Lacy! Ich will die späte Blüte meines Lebens gewiß nicht niederbeugen, weil sie etwas die Zeit versäumt hat; denn ich fühle es, sie ist darum doch aus meinem tiefsten

Dasein entsprossen und trägt alle Elemente ihrer Entwickelung in sich — als wäre es Frühling!" setzte sie lächelnd hinzu. „Wenn Gott fortfährt, sie mit etwas Sonnenschein zu begünstigen, soll sie neben den Besten gelten können."

Der Graf küßte fast mit Andacht die Hand der geliebten Braut. Man fuhr dann fort, die näheren Umstände ihrer beiderseitigen Verhältnisse zu bereden, und der Graf sah mit großer Erleichterung, daß die Fürstin Morani durch das geheimnißvolle Andringen von Thomas Thyrnau gar nicht beunruhigt ward und ihm daher nur die eigne Sorge übrig blieb.

Diese Unterredung ward plötzlich durch einen langsam näher rückenden dreistimmigen Gesang unterbrochen, der von der Wasserseite herkam. Es hörte sich bald heraus, daß es Kinderstimmen waren, die unentwickelt, blos richtig sangen. Und doch lag ein Zauber in dem Gesange! Die jugendliche Kraft der Töne, die durch keine Kunst gemildert ward und die aus der Tiefe hervordringend, wie das Geschmetter der Nachtigall, in der ganzen Herausgabe ihrer Töne sich kaum genug zu thun schien, diese Jugendlust, die darin lag, fesselte die Zuhörer in lautlosem Aufhorchen! — Es war eins von den eigenthümlichen Volksliedern der Oestreicher, die zwischen neckender Naivetät und sentimentalem Ernst

mitten inne stehn. Der Refrain war immer: „Frag nur den Kuckuck, der sagt Dir Dein Glück!"

Die Fürstin begleitete lächelnd und mit dem Fächer Takt schlagend das Lied; als es aber unter dem Balkon verhallte, erhob sie sich lebhaft und ihr ganzes Gesicht erheiterte sich, als sie nach dem Wasser hinunter blickte.

„Dürfen wir? dürfen wir?" schallte es von unten herauf. „O ja! Kommt geschwind!" rief die Fürstin — während Lacy schon an ihrer Seite stand und erstaunt den Inhalt eines kleinen hölzernen Nachens betrachtete, der so eng und gebrechlich, so schwankend und unsicher erschien, daß er das ängstliche Gesicht der gütigen Claudia vollkommen begriff, die halb scheltend, halb zur Vorsicht ermahnend, unruhig dem Landen der kleinen Gesellschaft zusah.

Es waren drei Kinder von verschiedenem Alter — ein Knabe, ein älteres und ein jüngeres Mädchen. Erst hob man das kleine Mädchen heraus, dann entstand ein Streit zwischen den beiden Zurückbleibenden, die in gleichem Alter sein konnten, wodurch aber gerade das Mädchen sich mehr dünkte, und verlangte, der Knabe solle zuerst folgen — was das Leichtere war — sie wolle den Kahn mit dem Ruder festhalten. Doch mit der ganzen knabenhaften Wildheit setzte sich jener zur Wehr und nach einem kurzen Kampf um das Ruder, was Beide

hielten, ließ der Knabe plötzlich los, und als das Mädchen dadurch taumelte, umschlang er sie im selben Augenblick mit Kraft und Geschick, und trotz des lauten Schrei's aus ihrem Munde, that er mit ihr einen gewagten aber glücklichen Sprung bis auf die erste Stufe der Marmortreppe, die zu dem Balkon empor führte.

„Du wirst sie umbringen!" schrie die Kleinere, die voran gekommen war. „Ich werde es Frau Barbara sagen, wie abscheulich Du bist gegen die arme Magda; die wird sehr böse sein!"

„Kinder sprechen nicht mit!" rief der Knabe freudig und triumphirend umher blickend. „Es ist ihr kein Leid geschehen und sie soll schon sehn, was meine Arme vermögen!"

„Artig!" rief Magda, die Aelteste. „Es ist nun so gut! Aber künftig wird Herr Egon nicht vergessen, mit wem er es zu thun hat."

„Mit einem Mädchen!" rief lachend der Knabe — „die doch wol nicht stärker sein will als ich?"

Alle lachten wie Kinder, die schnell mit ihrem Witze zufrieden sind — dann flogen sie die Treppe hinauf, der Fürstin entgegen. Die Mädchen standen leuchtend vor Freude und knixend vor ihr, während der Knabe, mit einem Fuße in der Hand, auf dem andern vor Lust und Freude hüpfte.

Der Graf konnte nun auf ebenem Boden die Gruppe betrachten, und sein Erstaunen war in mehr als einer Hinsicht sehr groß. Die Kinder schienen aus den niedrigsten Ständen; ihre Kleidung war ganz gering, obwol bei der Aelteren, wie aus dem Bürgerstande. Aber was hatte dagegen die Natur für Reichthümer über sie ausgeschüttet! Das kleine Mädchen mochte zehn Jahr alt sein. Sie war sehr fein und schmächtig gebaut und ihr Engelsantlitz hatte die verrätherische Feinheit der Farbe, die den Keim körperlicher Schwäche andeutet. Aber wer hätte an spätere Gefahr denken können, wer ihr in's Antlitz sah! Diese weiße mit blauen Adern durchzogene Stirn, an welcher die kleine durchsichtig feine Nase mit plastischer Schärfe angeschlossen war; dieser Engelsmund, voll und roth; die Grübchen in Kinn und Wangen, und die dicken goldblonden Locken, die nicht zusammen gehalten von der kleinen rothen Tuchkappe, die darüber saß, diese fast vergruben. Aber vor allem ihre blauen Augen mit dem großen schwarzen Augensterne — dieser runde volle Schnitt und der lachende Blick! — Das Röckchen war kurz, von schwarz und grauer Wolle, wie arme Leute selbst zu spinnen und zu weben pflegen; das Mieder war von grobem blauem Tuche, ihr fehlte das Jäckchen; ein weißes aber grobes Hemdchen war um den Hals zuge-

bunden und an den Armen in einen Aufschlag über den Oberarm gelegt. Blaue, grobe Strümpfe und schwere Schuhe mit dicken Sohlen machten ihren ganzen Anzug aus, von dem man noch außerdem das Gefühl hatte, es sei ihr bester, denn er trug keine Spur von Gebrauch. Das Kind war sauber, bis zu der geschwärzten Sohle des groben Schuhes!

Gleich war zu erkennen, daß der Knabe ihr Bruder sei. Die Aehnlichkeit trat hervor; auch er war blond, nur hatte er die Färbung der Gesundheit, die man in der Luft bekömmt, und das gebräunte Gesicht zeigte sich desto auffallender gegen den blendend weißen kräftigen Hals, den das offene Hemd verrieth. Er hatte nicht, wie die Schwester, die hohe verklärte Stirn; im Gegentheil karakterisirte dies seine Eigenthümlichkeit, daß seine Stirn kräftig gewölbt, aber niedrig war, und die glühenden blauen Augen zu drücken schien. Dies gab ihm aber gerade etwas außergewöhnliches — etwas geheimnißvolles. — Es war ein Zug, an welchem man oft durch viele Generationen hindurch die Mitglieder einer Familie erkennt. Auch Lacy fragte sich, wo er diese Züge schon gesehn? — Der Knabe hatte von demselben Wollenzeug wie seine Schwester ein kurzes Höschen und eine offne kleine Jacke an; die Strümpfe waren auch von blauem Zwirn, die Schuhe grob und auf

die Dauer gemacht. Auch ihm fehlte jede Ausstattung der Wohlhabenheit; keine Schnallen an den Knieriemen und Schuhen, keine blanken Knöpfe, die damals kaum dem Geringsten fehlten. Diese Kinder schienen nichts der äußern Zuthat verdanken zu sollen und ihre Schönheit war nur um so auffallender.

Eben so bei dem größeren der Mädchen! Sie war älter als ihre beiden Gefährten und in dem ersten Aufblühn jungfräulicher Schönheit, aber wunderlich verpuppt in einer fast puritanischen Kleidung. Sie hatte eine große gesteifte Haube von Kammertuch auf, die mit Backen, die steif betüllt waren, fast bis auf den Hals reichte. Aus diesem Bollwerke nun blickte ihr zaubervolles bräunliches Angesicht hervor, mit einem Saum von rabenschwarzem glänzendem Haar eingefaßt, dessen Fülle den bauschigen Haubenkopf veranlaßt hatte, durch den man ineinander gedrehte Zöpfe schimmern sah. Ihr ganzer Kopf, von der Stirn bis zum Kinn wie gemeißelt, hatte die eirunde Form, über deren Schönheit uns die Antike belehrt; alle inneren Theile waren fein und regelmäßig; vorzüglich war die Nase gerade und vollendet schön; nur der Mund war fast zu geschlossen, und die Mundwinkel senkten sich etwas. Man verstand diesen festen Mund aber erst, wenn man die tiefen, ernsten braunen Augen sah, die klug und

seelenvoll blickend, wie die Verkündigung eines ungewöhnlichen Karakters aussahen. Ihr Kleid war von schwarzer Serge; es war ziemlich lang und in steife Falten gelegt; das Mieder schien noch immer zu weit für die schlanke Taille, und über die fein gerundete Büste war ein sauberes weißes Tuch von gesteifter Leinwand fest mit Nadeln gesteckt. Die Aermel reichten bis zur Hand, die braun und ungeschont, aber vollkommen schön und länglich schmal war.

„Aber" — rief die gütige Fürstin, Allen ihre Hände zum ehrerbietigen Kusse überlassend — „wieder seid Ihr auf dem gebrechlichen Kahn gekommen! Habt Ihr Euch denn nicht vor Schelte gefürchtet?"

„Er ist ja nicht gebrechlich," rief der Knabe — „Ihr denkt es nur, weil Ihr es nicht versteht. Der Meister Guntram gäbe ihn uns gar nicht, wenn er nicht sicher wäre!"

„Und daß Ihr nicht schelten solltet," rief Hedwiga, das kleinere Mädchen, mit einem zärtlichen Anschmiegen ihres Köpfchens — „darum sangen wir! War das nicht schön?"

Die Fürstin lachte so versöhnlich, daß das gute Einverständniß nicht zu bezweifeln schien; aber indem sie sich von Hedwiga aufrichtete, gewahrte sie mit einigem Erstaunen, daß Magda wie eingewurzelt stand

und ihre ernsten dunklen Augen unverwandt auf den Grafen Lacy richtete, während ein geheimnißvoller Ausdruck von Forschen, Schrecken und Verwirrung ihre Augenlieder zitternd auf und nieder hob.

„Magda! Magda!" rief die Fürstin zwei Mal, ehe das Mädchen sie hörte. Dann fuhr es erschrocken zusammen, sah Alle im Kreise lebhaft an, wandte sich um und machte einen Versuch, die kleine Stiege nach dem Wasser hinunter zu laufen.

Doch Egon warf sich ihr in den Weg, die Fürstin rief sie mit Hedwiga vereint, und wie zur Besinnung kommend, sah man — obwol sie noch mit dem Rücken nach Allen gewendet stand — daß sie sich aufrichtete, wie um Athem zu schöpfen; dann drehte sie sich rasch auf dem Absatz um, an Allen vorüber schaute sie noch ein Mal auf den Grafen Lacy, und dann deckte Purpurröthe ihr Angesicht; und sie sah zur Erde — und ihr kämpfender Busen zeigte eine heftige innere Erregung.

Mitleidig, obwol nicht wenig überrascht, stellte sich die Fürstin vor sie und hob ihr liebliches Gesicht, worauf ein Chaos von Gefühlen spielte, sanft empor. „Du hast mir sicher von der Frau Aebtissin etwas zu bestellen", sagte sie liebreich, und sie umschlingend führte sie das bebende Mädchen in den Schatten der nächsten Gebüsche.

Indessen war der Graf nicht minder von dem kleinen Vorfall überrascht; seine Augen folgten den beiden Davongehenden, und als er von hinten den eulenartigen Putz des jungen Mädchens sah, rief er fast laut: „Wer sollte dieses Engelsantlitz in der tollen Verpuppung suchen!“

Doch Georg Prey, der mit der Zeit eine eifersüchtige Oekonomie trieb, hatte ein kleines Büchelchen und einen Silberstift zur Hand genommen, denn es schien ihm, daß er hier ganz überflüssig werde. So sah sich der Graf mit seinem Ausruf und den beiden andern Kindern allein, auf die er schnell zuging, denn sie schienen ihm Alle reizende Wesen. Der Knabe lag hinten über gegen die Brüstung des Balkons und schlug mit einer Weidenruthe in die Luft. Sein Ausdruck war düster und trotzig, und seine Augen hafteten an dem Gebüsche, in welchem seine junge Gefährtin so eben mit der Fürstin verschwunden war. Hedwiga aber hatte sich neben ihm gebückt und holte durch die durchbrochene Brüstung eine weiße Windenranke herein.

„Bist Du denn schon ein alter Bekannter von der Fürstin Morani?“ fragte der Graf den Knaben, während er Hedwiga scherzend an ihren dicken Locken zog.

Der Knabe sah zum Grafen empor — so trotzig und wild, als wolle er ihm nicht Rede stehn. Mißmu-

thig und rauh sagte er dann nach einem Weilchen und warf den Kopf dabei in die Höhe: „Lang genug!"

Der Graf lächelte. Er bog sich nieder und half Hedwiga die Ranke herein ziehen. Freudig schlug diese in die Hände, als er sie ihr abgepflückt reichte, und er setzte sich nun und zog die Kleine zu sich heran.

„Erzähl mir doch, Hedwiga — hast Du noch Eltern? — Wo wohnst Du denn?"

„Am Walle" — rief Hedwiga — „bei Frau Bäbili, der Klosterpächterin, welche die Kühe hält. Wir haben Mora — aber nicht unsere Mutter".

„Aber Egon ist Dein Bruder?" fuhr der Graf fort.

„Komm Hedwiga," rief der Knabe auffahrend — „wir wollen nach Hause!"

„Ohne Magda?" fragte die Kleine erschrocken und ergriff des Grafen Arm — „Du willst doch nicht ohne Magda fort!"

„Doch! doch!" sagte Egon und schaute glühend und unverwandt in das Gebüsch. „Magda ist ganz thörigt — ich habe ihr nichts gethan — nein! nein! nicht einmal gedrückt habe ich sie — und da läuft sie fort und thut so bös mit uns!"

„Magda war ja nicht bös" — sagte begütigend Lacy — „gleich kommt sie wieder."

„Warum sah sie Euch denn so starr an" — rief

hervorbrechend der Knabe — „was habt Ihr denn mit ihr? Warum hat sie sich denn vor Euch erschrocken?“

Der Graf blickte erstaunt auf den wilden Knaben, der plötzlich sein ganzes Innere und vielleicht mehr als er selbst wußte, verrieth, und mit dem Scharfsinn seiner kindischen Liebe zu Magda auf den Blick eifersüchtig war, den sie dem Grafen gegönnt.

„Du bist ein tyrannischer Bursche!“ sagte der Graf lachend. „Dir thäte wol gut, in strengere Zucht zu kommen! Hast Du einen Herrn, oder was treibst Du? Sitte fehlt Dir noch!“

Der Knabe schlug sein glühendes Auge auf, vielleicht noch mit der Neigung zu trotziger Erwiderung. Aber es lag in dem Aeußern des Grafen eine Mischung von Strenge und Güte, die den Uebermuth niederdrückte. Er wandte sich daher blos halb zur Seite und blickte stumm auf seine Schwester.

„So sprich doch!“ sagte Hedwiga. „Wir sind bei Mora, und Egon lernt Lesen bei'm Klostervoigt — und dann helfen wir Mora Wolle krempeln — und Guntram, der Waffenschmid, lehrt ihn die Waffen schmieden, und dann fechten sie mit den Degen, die Guntram schmiedet.“ —

„So!“ sagte der Graf und vertiefte sich in die himmlischen Augen des jungen Kindes, dessen klare En-

gelsblicke ihn ganz bezauberten. Er glaubte nun Alles zu verstehen — die hilflose Armuth der Kinder, welche die Fürstin in ihrer Lage nicht erleichtern konnte — und doch, von den reizenden Wesen angezogen, ihnen ihre Liebe geschenkt hatte. Schnell dachte er an Mittel, ihr zu Hilfe zu kommen; er blickte noch einmal auf den trotzigen Knaben und ihre Augen begegneten sich. Sein schönes anziehendes Gesicht war wieder ruhiger geworden; die geheimnißvolle Stirn zog den Grafen an, als müsse er sie ergründen. Es lag so viel Kraft und Entschiedenheit in diesem Wesen — und sein erfahrner Blick erkannte den ächten Jünglingssinn! Er bedachte seine Worte — ihm nur erst Rede abzugewinnen, schien ihm das Nöthigste.

„Du liebst also, die Waffen zu schmieden?" sagte er freundlich.

„Ja, Herr!" erwiderte der Knabe — „aber ich liebe mehr, damit zu fechten, als sie zu schmieden!"

„Du bist klug!" sagte der Graf lachend. „Damit wirst Du es aber in Deiner Kunst nicht weit bringen! Bist Du in der Lehre bei Meister Guntram?"

„In der Lehre?" fragte der Knabe erstaunt — „Wo denkt Ihr hin? Nein, ich besuche ihn und lerne ihm manches ab — und ruht er aus, dann fechten wir."

„Willst Du denn nicht etwas Tüchtiges lernen?

Du bist doch alt genug dazu! Hast Du denn keine männliche Verwandte?"

„Das ist es eben. Mora will von nichts hören" — erwiderte der Knabe, immer offener und freier sich dem erweckten Interesse hingebend. „Wäre sie ein Mann, würde sie mich schon in der Kriegskunst üben lassen, damit ich auch dabei wäre, wenn sie wieder kämen die Herrn Preußen und Franzosen. Das sollte was werden!"

„Ich bin der Graf Lacy — willst Du in meine Dienste treten?" sagte dieser rasch entschlossen.

„In Ihre Dienste?" fragte der Knabe wieder ganz erstaunt. — „Ich diene nicht" — setzte er bestimmt hinzu.

„Nun! Du bist ein merkwürdiger Gesell" — rief Lacy, fast unangenehm überrascht.

„Aber" — unterbrach ihn der Knabe — „ich will Mora fragen, ob ich einem Grafen dienen kann?"

„Thue das!" entgegnete Lacy, „höre, ob Du Deine erhabene Person so weit herablassen darfst."

Der Knabe fühlte den Spott und ward roth. Doch plötzlich zeigte sich die Fürstin mit Magda; er sah sie früher als der Graf und schien im selben Augenblick alles Andere zu vergessen.

Magda hatte ihre gleichmäßige bräunliche Gesichts-

farbe mit einem glühenden Roth der Wangen vertauscht. Die Augenwimpern glänzten in kaum getrockneten Thränen und die schöne Eigenthümlichkeit dieser länglichen Augen — mit den halbgeschlossenen Augenliedern lieblich zu zucken, als ob kleine Blitze herausführen — war noch auffallender nach den deutlichen Spuren vergossener Thränen.

Sie ging auf Egon zu, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte: „Egon, willst Du wol gleich wieder mit mir nach Hause fahren? Ich — ich habe etwas zu besorgen.“

Der Graf horchte auf jedes Wort dieses kleinen Geheimnisses. Die Stimme war ängstlich gepreßt, aber von einer Melodie, daß er jedes Wort klingen fühlte. Er nahte sich ihr und sagte: „Liebes Mädchen — Du hast einen jungen trotzigen Freund! Willst Du ihn mir nicht geneigt zu machen suchen? Du hast wol mehr Gewalt über ihn als Andere!“

Das Mädchen erstarrte bei Lacy's Anrede wieder zur Bildsäule. Dann schüttelte sie hastig den Kopf und sagte: „Nein! nein! ich habe keine Gewalt über ihn! Er ist blöde — nicht trotzig — Ihr könnt leicht mit ihm verkehren.“

Die Fürstin schritt hier ein. „Geht jetzt, liebe Kinder,“ sagte sie. Man sah sich nach Hedwiga

um. Sie saß neben Georg Prey, und ihre Lieblichkeit hatte selbst den abgeschlossenen Denker aufgestört. Er zeigte ihr das Titelblatt des kleinen Buches, in welchem er gelesen, das mit Vergoldung und bunten Farben ein schönes Wappen und große Schrift zeigte. Entzückt sah sie bei jeder Erklärung zu ihm auf, und er blickte erstaunt in ihre blauen Augen, und seine versteinerten Züge waren glatt und weich vor Wohlgefallen; er hielt sorgfältig die Ranke, die sie ihm zum Halten gegeben und stützte sie selbst, damit sie bequem sehen könne.

Lacy und die Fürstin wechselten lächelnd Blicke des Einverständnisses, als sie die Gruppe gewahrten; Georg Prey erröthete bis an die Schläfe, als er sich so beobachtet sah und wollte eben Hedwiga auf die Erde heben, als diese — jetzt hörend, daß sie Abschied nehmen sollte — ihren Arm um seinen Hals schlang und ihm einen Kuß auf die Stirn gab.

Georg Prey prallte zurück, als habe er einen Stich bekommen. Hedwiga fuhr aber herzlich fort, ihm zu danken und fragte, ob er immer hier sei — und sagte, sie werde bald wiederkommen — und was des kindischen Geschwätzes mehr war, wobei sie so lieblich lächelte, daß Georg Prey alles vergaß und immer mit dem Kopfe nickend sagte: „Komm nur — komm! ich werde schon da sein!“

Jetzt sprang sie zur Fürstin, die sie mit den andern Kindern entließ. Aber als der kleine gebrechliche Nachen nun abfuhr, war Egon der einzige Thätige. Magda saß stumm und unbeweglich mit dem Rücken nach dem Balkon gewendet; nur Hedwiga hielt sie mit den Händen vor sich fest. Aber vergeblich bat diese, noch einmal zu singen. Die kleine Gesellschaft blieb stumm und entschwand bald den Augen der Nachschauenden.

Es schien, als müsse erst dem Auge ganz genügt werden. Denn Beide, Lacy und die Fürstin, blieben stumm, bis der kleine Nachen verschwunden war — dann rief der Graf zuerst: „Aber um Gotteswillen, beste Claudia! wo haben Sie diese drei Feenkinder her? Die haben die Elfen aus einer Königswiege gestohlen und sie dem armen Manne zugetragen. Haben Sie größere Schönheit und mehr wie dies, größeren geistigen Zauber gesehn? Das braune Mädchen — und Hedwiga dieses Engelsbild — und Egon — er hat mich zwar behandelt, als wäre er meines Gleichen und könne mich zum Zweikampf fordern — aber welch ein prächtiger Junge ist es! Wo haben Sie denn die Götterkinder gefunden?"

„Das freut mich! das freut mich!" rief Claudia — „Den Eindruck erwartete ich! Eben so groß war mein Erstaunen, als ich sie zuerst sah. Sie kamen singend



auf dem Kahn hier vorüber; und als sie zu mir herauf sahen, verloren sie die Richtung des Kahns und stießen an die Treppe. Ich hatte keine andere Hilfe als mich selbst, ich lief hinunter; Magda reichte mir augenblicklich Hedwiga, während Egon den Kahn aufrecht zu halten suchte. Doch rief ich Bernhard zu Hilfe und ließ sie Alle aussteigen. Wie ich sie vor mir sah, war mein Erstaunen so groß als das Ihrige, ich war ganz bezaubert und quälte sie mit Fragen, die aber wenig eintrugen. Es sind keine Feenkinder, lieber Graf! Die Wiege des armen Mannes ist von der Natur mit diesen Schätzen beschenkt worden! Alle wohnen im Bereich des Ursulinerhofes; Magda bei einer Base, die sie Frau Barbara nennt. Die Kinder nennen ihre Pflegerin Mora, wahrscheinlich die kindische Umdrehung eines andern Namens. Ob Magda arm ist, weiß ich nicht; die Geschwister sind es, das ist gewiß; doch fragte ich nicht weiter nach — ich wollte nicht Armuth kennen, die ich nicht zu lindern vermochte," setzte sie sanft und wehmüthig hinzu. „Aber unsere Freundschaft war seitdem entschieden, und oft kommen sie singend daher geschwommen; dann ist immer eine große Freude unter uns, denn so schön sie sind, so wohlgesittet sind sie zugleich, und bei aller naiven Unkenntniß unserer Formen scheint ihnen doch das Gemeine völlig fremd zu sein."

Der Graf schwieg, denn er konnte nichts Anderes sprechen; seine Gedanken hingen wie gebannt an dem eben Erlebten, und er wünschte noch eine Frage zu thun; aber eine ihm selbst unerklärliche Scheu hielt die Worte in ihm zurück. Doch sah er plötzlich, über seine Zerstreuung verlegen, vom Boden auf zur Fürstin und diese — sei es, daß sie ihn errieth, sei es, daß es sie selbst trieb — sagte: „Und heute das wunderliche Wesen von Magda! Sie haben wol gesehn, welche Bewegung Ihr Anblick ihr erregte — aber ich habe nicht erfahren, was es war. Sie war so verlegen, daß sie weinte; aber so entschieden sie sonst ist, es kam keine verständige Antwort heraus."

„Das ist nicht schmeichelhaft für mich!" sagte Lacy erröthend. „War meine Erscheinung ihr so abschreckend, so muß ich eine schlechte Meinung von mir fassen!"

„Das war es nicht! Sie sagte ein paar Mal: „„Ihr seid sonst immer allein, und ich weiß nicht, warum ich ihn kenne — und warum er so aussieht wie ein Bekannter."" Doch ließ ich bald das Fragen und trachtete nur danach, ihre Thränen zu stillen, indem ich ihr Blumen zeigte, die sie liebt. Aber dennoch bat sie mich immer, ich solle sie fort lassen, sie schäme sich so sehr! — Erinnern Sie sich des Mädchens?" fragte die Fürstin

dann, zum Grafen gewendet — „Sahen Sie das liebe Kind schon?“

„Nein! nein!“ erwiderte Lacy — „ich sah sie gewiß nie, denn man kann sie nicht vergessen, wenn man sie einmal sah. Ich glaube, sie ist wunderschön — und doch ist ihre Farbe so ungewöhnlich braun.“

„Aber die dunkeln Augen und das schwarze Haar erklären dies hinreichend“ — fuhr die Fürstin fort. „Sie ist eine von den Schönheiten Italiens, die wir Nordländer zu Anfang gar nicht begreifen, eben weil ihnen der Farbenreiz fehlt, den wir erst nach und nach in dieser braunen Färbung entdecken lernen. Wie rein sind die Formen ihres Kopfes und vorzüglich ihre antike Nasenbildung. Hedwiga dagegen ist die vollständige Blüte des Nordens — diese Farbenpracht — diese goldnen Locken und die großen blauen Augen.“

„Daß ihr Zauber mächtig ist“ erwiderte der Graf „sahen wir an Georg Prey. Gesteht es, ehrwürdiger Herr! das kleine Engelsmädchen wird sich in Eure frommen Betrachtungen drängen. Und vollends der Kuß — der Kuß! Ihr müßt ihn beichten gehn und einige Pönitenz dafür diktirt bekommen!“

Georg Prey lächelte zu dem gutmüthigen Scherze und sagte dann: „Wenig habe ich das Weib in seiner vielerwähnten Schönheit zum Gegenstande meiner Be-

trachtungen gemacht; aber wenn solche Augen nicht unter den Versuchungen des heiligen Antonius waren, so konnte er schon siegen! Das wäre ein Köpfchen zu einem Bilde der Vermählung der heiligen Katharina — das findet sich nicht oft."

Scherzend über die besondere Bewunderung des ehrwürdigen Herrn, verließ man den Garten und trennte sich für den Rest des Abends.

Wie männlich sich auch der Graf Lacy seiner Freiheit und Unabhängigkeit bewußt blieb, die Sorge, die er über die gegen die Fürstin erwähnten Verhältnisse empfand, war vorhanden und lag besonders in der Furcht, hier auf irgend einen phantastischen Plan von Thomas Thyrnau zu treffen, in welchen er den alten Grafen Lacy verflochten und der — wenn auch unausführbar — ihnen doch nicht so erschienen war. Jeder Widerspruch konnte daher unangenehme Aufregung veranlassen und eine Beleidigung werden, die ihm — dem Freunde und dem Andenken seines Oheims gegenüber — unendlich schmerzhaft schien. Am liebsten wäre er der Aufforderung des alten Mannes gefolgt und selbst nach Tein ge-



gangen. Aber er konnte Wien nicht in einem Augenblicke verlassen, wo die Kaiserin gewissermaßen Beschlag auf ihn gelegt, und so dachte er daran, ihm ausführlich zu schreiben, als ihm auf's Neue ein Brief von Herrn Thomas Thyrnau übergeben ward.

„Warum fahren Sie fort, sich mir zu entziehn," lautete eine Stelle dieses Briefes. „Das sind falsche „Maaßregeln, die Ihnen zu nichts helfen und mir die „Laune verderben. Sie müssen jetzt hierher kommen; „die Eröffnung des Testamentes, die Erfüllung der „darin enthaltenen Bedingungen darf nicht länger ver„schoben werden. Ich habe Ihnen noch vorher Wich„tiges zu sagen, und trotz meiner Aufforderungen wider„stehen Sie, als ob Sie mit einer Beleidigung bedroht „würden."

„Das ist nicht der Geist, den Ihr ehrwürdiger „Oheim in Ihnen vorzufinden hoffte, und ich kann, in „seinem Geiste denkend und handelnd, damit nicht zu„frieden sein." — Dann kamen wieder viele Angelegenheiten der Verwaltung — später fuhr er fort: „So „lang ich Vormund war, ging das recht gut, ich konnte „und mußte für Sie einstehn; aber jetzt wo Sie schon „so lange mündig sind und Alle das wissen, da will ich „nicht mehr auf die zweifelhaften Gesichter stoßen, die „mein gutes Recht nur halb anerkennen. Thomas

„Thyrnau hat nicht nöthig, Versicherungen seiner „Wahrhaftigkeit zu geben!“

Obwol der Graf an den rauhen, fast befehlshaberischen Ton in den Briefen von Thomas Thyrnau gewöhnt war und ihn mit der Ruhe ertrug, die ihm seine eigne Tüchtigkeit gab, reizte er ihn doch immer bis zum stolzesten Widerspruch, so wie er die Angelegenheit berührte, die dem Grafen eine unbezweifelt tolle Anmaßung über seine Freiheit erschien. Lebhaft eilte er im Zimmer auf und nieder, den Unmuth bekämpfend, den er so stark in sich erregt fühlte, und auf's Neue schien es ihm dringend nöthig, selbst nach Tein zu gehn und dem alten verwöhnten Manne durch seine persönliche Erscheinung die Täuschung zu nehmen, er habe noch mit dem achtzehnjährigen Jünglinge zu thun. Auch hoffte er durch die schonende und dennoch bestimmte Entgegnung, mit der er jede Einmischung in seine Privat-Angelegenheiten abweisen und ihm seine jetzt entschiedene Verlobung dagegen stellen wollte, dem alten anmaßlichen Herrn die Lust zu weiterer Verfolgung zu nehmen. Dies endlich für das Nöthigste erkennend, fiel es ihm ein, dem Grafen Kaunitz, der ihm so ausgezeichnetes Wohlwollen bewies, seine sonderbare Lage offen zu entdecken, in der Hoffnung, der Graf werde ihm entweder zu einer schnelleren Audienz bei der Kaiserin verhelfen,

oder ihm die Erlaubniß zu seiner kurzen Abwesenheit verschaffen.

Bis dahin mit seinen Beschlüssen gekommen, überraschte ihn der Eintritt des Baron von Pölten, wie immer wohlthuend; denn trotz des jugendlichen Leichtsinns des Barons, wußte er doch, welch ein rechtlicher und treuer Karakter in ihm lag.

„Ich komme von Deiner Braut, mein Lieber!" rief er — „und bringe Dir ihre Grüße. Nimm Dich in Acht! ich fange an, Deinen Wahnsinn zu begreifen und verliebe mich vielleicht für die Stunden, wo Du nicht dabei bist, in diese Geistes-Schöne!"

Der Graf lachte. „Du stellst Dein Lob in so sichere Grenzen, daß mir gewiß kein Zweifel bleibt, bis wie weit Du ihr nur das Recht ihres Geschlechts — ich meine das der Schönheit — zugestehst, und so glaube ich, bist Du mir wenig gefährlich, denn ohne den Gürtel der Venus wird Dich keine Frau in Gefahr bringen."

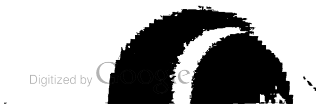
„Das ist wahr, Lacy! und Du weißt, daß ich Dich fast haßte bei der Nachricht von dieser wahnsinnigen Verlobung. Ja! wenn ich die Fürstin nicht sehe, scheint es mir noch immer besser, ich entführe Dich — oder tödte Dich im Duell — oder überzeuge Kaunitz, daß Du das Vaterland verräthst, und lasse Dich zehn Jahre

nach der Festung bringen — denn über kurz oder lang mußt Du ihr doch davonlaufen, und dann hast Du die Schuld! Jetzt käme alles auf die Rechnung Deines tollen Freundes, dessen Sündenregister schon so groß ist, daß es nicht viel verschlägt, wenn noch mehr hinzu kommt."

„O!" sagte der Graf — „der kürzeste Weg wäre ja immer, wenn Du mich an meinen anmaßlichen, weiland Vormund verriethest und ihn und seine Enkelin mir in den Weg führtest. Sieh hier, mein Freund! da ist wieder ein Pröbchen von der Redekunst des alten Herrn — müssen kommt in jeder Zeile vor, und wenn ich acht Jahr alt wäre und die Schule nicht besuchte, in der er mich sehen wollte, könnte ich kaum bestimmter zurecht gewiesen werden!"

Kopfschüttelnd las der Baron den ihm dargereichten Brief des alten Herrn und ernster, als seine Art war, sagte er dann: „Daß die Alten doch immer vergessen, daß Kinder, die sie erzogen, endlich auch Männer werden. Sie wollen das, aber sie übersehen, wann die Zeit dazu herangekommen ist, und fahren in ihrer Weise fort, als wäre noch erst zu erwarten, was doch nur auf ihre Anerkennung harrt."

„Daraus entstehen so viel unglückliche Spannungen zwischen dem Alter und der Jugend," fuhr der Graf fort — „eine nothwendige Trennung, da der junge rei-



fende Geist sich dem Drucke entziehen muß, der seine selbstständige Entwickelung hindert. Wie schön könnte ein ehrendes Vertrauen des Alters wirken, kaum entwickelte Keime zu pflegen! Die glühende Sehnsucht zum Beispiel, die in einem Jünglinge lebt, ein Mann zu werden, und die ihn so reizbar, so wild, so excentrisch macht und tausend Verwechslungen der Kraft mit der Rohheit, der Freiheit mit der Zügellosigkeit gebiert — wie könnte sie in die rechte Bahn gelenkt werden, wenn ihm frühzeitig ein ehrendes und anerkennendes Vertrauen entgegen käme, das seinen Hoffnungen Erfüllung verhieße! Wie manche Thorheit würde er sich nehmen lassen, wenn er sich gehoben und anerkannt fühlte in dem kleinen schon errungenen Besitz! So war mein Oheim! So ist Thomas Thyrnau nicht!"

„Schüttle ihn Dir ab," rief der Baron — „seine Weise wird immer unerträglicher!" Der Graf sagte ihm dagegen, was er beschlossen, und forderte seinen Rath.

„Hoffe nicht, jetzt fort zu kommen!" entgegnete ihm Pölten. „Hat die Kaiserin einmal ihr Auge auf Jemand gerichtet, so muß er ihr stehn. Auch ist das billig, denn es kreist manches in ihrem Kopf und sie, wie ihr großer Minister, bewirken nur deshalb so viel, weil sie die Kunst besitzen, beständig das Nöthigste, das, was zuerst geschehen muß, zu erkennen und es durch

nichts aus dem Bereich ihrer Thätigkeit verdrängen zu lassen. Wenn Du an der Reihe bist, kömmst Du heran und nicht früher, nicht später — das glaube mir. Aber Du sollst darauf warten, damit Du zwar, aber nicht die Kaiserin einen Augenblick Zeit verliert."

„Ich fürchte, es ist so!" sagte der Graf. „Aber es bringt unleugbar für mich Verlegenheiten mit sich und macht mein Verhältniß zu dem alten Despoten immer schlimmer."

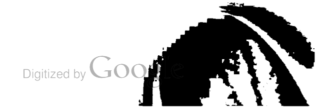
„Glaubst Du," sagte der Baron, „daß es Dir nützlich werden könnte, wenn ich nach Tein ginge? Vielleicht bringe ich den Alten zur Vernunft; vielleicht kann es Dir nutzen, von mir zu hören, wie dort Alles steht. Nach Prag wollte ich überdies; Urlaub kann ich jetzt leicht bekommen, denn Graf Nadasti sammelt erst gegen den Herbst seine Kavallerie-Regimenter und Alles ist beurlaubt, was darum anhält."

Beide Freunde wurden durch den Gedanken lebhaft erregt. Es schien manches Gute zu versprechen, wenigstens vermittelnd einzuschreiten. Bevor sich Beide trennten, ward die Reise des Barons fest beschlossen. Der Graf bat ihn, über seinen Palast in Prag zu bestimmen und wollte, ohne den zu nennen, der käme, Befehle ertheilen, Alles in Stand zu setzen.

Das glorreiche Haus Habsburg hat seinen alten Ruf großer Frömmigkeit in der katholischen Christenheit auch dadurch an den Tag zu legen gesucht, daß es in der Hauptstadt seines Reiches einen großen Flächenraum an die geistlichen Stiftungen der verschiedensten Ordens-Bekenntnisse überließ und diese ausgedehnten Besitzungen, die in allen Richtungen Wiens vertheilt lagen, mit allen Begünstigungen ausstattete, die diesen Stand damals über jedes andere Unterthanenverhältniß erhoben. Zwischen gewerbtreibenden Stadttheilen zeigten sich die weitläuftigen Ansiedlungen dieser Klöster, die hinter wohlverwahrenden Mauereinfassungen ihre großen Besitzungen zu schützen wußten, und obwohl nach Innen der lebendigsten Thätigkeit nicht entbehrend, doch als Insassen einer Stadt, dieser durch ihre Absonderung von der Straße, stets in dem großstädtischen und volkreichen Ansehn, welches man von einer Residenz erwartet, Abbruch thaten. Später, bei zunehmenden Zugeständnissen und in Folge der industriellen Bestrebungen dieser geistlichen Corporationen fand sich für solche Zwecke das Grundstück des Kloster- oder Stifts-Gutes besser durch Bauten benutzt. Man fing an, im Innern abgrenzende Mauern zu ziehen, die zunächst das Kloster-

gebäude mit Kirche, Gärten und den nöthigen Dienstwohnungen umschlossen, und führte dann auf den zwischen beiden Mauern liegenden Grundstücken kleinere und größere Wohnungen auf, die sich bei gleichzeitigen Anpflanzungen und Gartenanlagen sehr wol verzinsten, und da hiermit das Oeffnen des ersten Klosterthores verbunden war, nach und nach anfingen auch diesen Besitzungen den Karakter städtischen Lebens zu geben. Nach Maaßgabe des Reichthums solcher Klostergüter wurden diese äußeren Höfe zu vornehmeren oder geringeren Wohnungen eingerichtet; immer aber blieben sie von der unbemittelteren Klasse gesucht, da der Miethzins im Ganzen geringer war, und kleinere Gewerbe leicht Absatz fanden, theils für das Kloster selbst, theils bei den zahlreichen Besuchern desselben; denn besondere Feste der Heiligen, oder der Besitz von gnadenreichen Bildern und Reliquien, durfte kaum in irgend einem Kloster fehlen. Man nannte diese Wohnungen nach dem Kloster, zu dem sie gehörten, als zum Beispiel: zum Kapuziner-, Benediktiner- oder Jesuiten-Hof — und es ist eben ein solcher Hof, und zwar der Ursuliner-Hof, in dessen inneren Raum wir, dem Zusammenhange unserer Erzählung gemäß, jetzt unsre Mittheilung verlegen müssen.

Das Ursuliner Stift war nicht reich, aber das

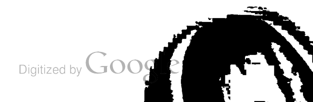


Grundstück des Klosters, an der Wallseite gegen das Neuthor zu gelegen, war weitläuftig, und nachdem die frommen Frauen einen bedeutenden Theil für sich abgezweigt hatten, blieb ihnen zu ihren finanziellen Spekulationen noch ein großer Raum, der jedoch nur mit kleinen Büdner- und Handwerker-Wohnungen und mit den gebräuchlichen Budenreihen besetzt ward, in denen an Kloster-Festtagen, welche nicht selten eintraten, eine beliebige Ausstellung kleiner Waaren zu finden war, die von den herbeiziehenden Landleuten bei ihrer Rückkehr gern gekauft wurden, und welche die Handwerker und Kaufleute des benachbarten Viertels an solchen Tagen dahin brachten.

Durch eine wohl beschnittene Hecke getrennt, stieß an diese kleine Hüttenreihe die Wohnung der Klosterpächterin oder Meierin. Dies Haus war gemauert und mit einem spitzen Schieferdach versehen, unter welchem sich der Speicher befand. Der Obstgarten lag davor, und die Kuhställe umschloß dasselbe Dach, denn sie standen alle mit dem großen mittlern Hausraum in Verbindung; eben so die Milchkammern, in denen die Pächterin, eine Schweizerin, berühmte Butter und Sahnenkäse für die ehrwürdigen Frauen bereitete, und was über das Bedürfniß reichte, an bevorzugte Stellen in der Stadt verkaufte. Ein jährlicher Käse von süßer

Sahne und ganz besonderer Zubereitung gehörte dabei zu den Merkwürdigkeiten, an die sich Gedanken und Erzählungen für's ganze Jahr anknüpften. Dieser eine Käse, welcher nur im August herzustellen war, ward alsdann, nach geschehener Anfrage und erhaltener Erlaubniß, der hohen Frau Kaiserin selbst übersendet und zwar mit immer neuen Erfindungen der guten kindlichen Nönnchen verbunden, welche diese Gabe mit ächt süddeutschem Humor in allerlei Verkleidungen und Verstecke hüllten, wobei gewöhnlich zierlich geflochtene Körbchen, fein gestickte Decken und immer herrlich gepflegte Blumen des Klostergartens die Hauptrolle spielten. Zu Ueberbringern wählte man aber ein oder zwei der schönsten Kinder aus der Klosterschule, welche zu Engeln umgestaltet wurden und dann die Gabe mit einigen Versen überreichten, die aus ihren Gesangbüchern entlehnt waren, oder gar aus dem Kopfe einer begabten Klosterfrau hervorgingen.

Die Frau Kaiserin versäumte nie, das Geschenk huldvoll selbst in Empfang zu nehmen, und was sie dabei that und sagte, und was sie trug, und wo sie sich befand, das wurde so oft erzählt und wieder erzählt, zuletzt so verändert, daß nicht viel fehlte, daß man sogar einige Wunder erlebt zu haben glaubte, zu welchem Glauben die phantastische Tracht der kleinen Ueberbringer

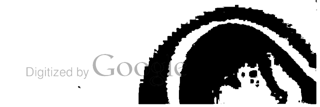


nicht wenig beitrug. Außerdem erlebte man immer noch ein für die ganze Gegend höchst erbauliches Nachspiel, denn bald nach diesem empfangenen Geschenk des Klosters erinnerte sich die Kaiserin, daß die Aebtissin desselben ihr Spiel-Fräulein gewesen und an einem Festtage, der bald darauf gefeiert ward, erschien die Kaiserin mit ihren Damen in mehreren Karossen, hielt ihre Andacht dort, nahm bei der Frau Aebtissin hernach eine kleine Collation ein und ließ ein bedeutendes Geschenk in der Armenbüchse zurück. Niemals aber versäumte die Pächterin, Frau Bäbili Oberhofer, in ihrer reichen Berner Tracht im innern Klosterhofe sich hinter den Nonnen zu zeigen, und die Kaiserin, die unter den dunklen Gestalten leicht die schmucke, in grelle Farben gekleidete Frau erkannte, lächelte jedesmal mit holdem Kopfnicken und sagte: „Aha! Frau Oberhofer! der Käse hat gut geschmeckt — macht ihn keiner der Frau Schweizerin nach!“ Nach diesen Worten glitten einige Goldstücke im selben Augenblick zum Boden, als Frau Oberhofer strahlend vor Entzücken sich auf die Erde beugte, um den fernsten Rand der Schleppe Ihrer Majestät zu küßen!

Wenn Frau Bäbili nach solcher Scene mit glühendem Gesicht und strahlend vor Lust und Wonne, aber mit gesenkten Augen, als könne sie vorerst nichts An-

deres sehen, in den äußeren Hof zurücktrat, war ihre Person bei allen ihren Nachbarn zu einer solchen Wichtigkeit erhoben, daß die Volksgruppen, die vor der verschlossenen Thür der kaiserlichen Rückfahrt harrten, ihr ehrerbietig Platz machten, denn Jeder wußte jetzt — die Worte der Kaiserin ruhten auf ihr, und ihre Lippen hatten die Schleppe berührt!

Langsam ging sie und wie getragen von ihrer Erhebung durch die Reihen, und Niemand konnte auf ihrem hübschen glatten Gesicht Stolz oder Hochmuth entdecken. Nur ein Physiognomiker hätte herausgefunden, daß sie die derben Füße mit den blauen roth gestickten Strümpfen und den blanken Lederschuhen mit silbernen Buckelschnallen ungewöhnlich auswärts setzte, und dadurch in den kurzen weiten Rock von feinem roth wollnen Zeuge, hinten einen kleinen hochmüthigen Schwung brachte, der einen selbstgefälligen Zustand verrieth, der sich des Raums bewußt ist, den man seinen Schwingungen zugesteht. Niemand redete sie an auf dem Wege bis zur ersten Pforte, wo sie neben dem Ecksteine Platz nahm, um der abfahrenden Kaiserin sich noch einmal tief knixend zu präsentiren, obwol dies zu den sonst gern gelittenen Dingen bei Frau Oberhofer gehörte — denn, wagte dies einmal eine ihrer Bekanntinnen, überwältigt von Neugierde, dann sagte Frau Oberhofer, wie die



Kaiserin selbst mit der Hand abwehrend: „Jetzt nicht, Frau Nachbarin, Ihro Kaiserliche Majestät sind noch im Bereich!“

Kaum war aber die letzte Räderspur verschwunden, dann drängte sich Alles um die Hochbegnadigte herum — und dann hieß es nicht mehr: Frau Nachbarin! — sondern: „Drückchen, hätte Sie gesehn! Stinchen, so was hörte Sie nie!“ und von Allen begleitet zog sie nun unter die Linden und an den aufgedeckten Buden hin, welche sie mit sichern Blicken prüfte, während sie immer wieder auf's Neue das Erlebte erzählte und die kleinen Handelsleute zur Verzweiflung brachte, die sich mit dem halben Leib aus der Bude herausbogen, um Frau Oberhofer zum Herantreten zu bewegen, denn erstlich wußten sie, daß in ihrer Tasche heute Goldstücke klimperten, zweitens, daß dieser Tag nie hinging, ohne daß Frau Oberhofer — wie sie sagte — ein Andenken zu Ehren Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre stets ausgesuchte Toilette kaufte.

Es konnte nicht fehlen, daß durch diese jährlich sich wiederholenden Scenen Frau Bäbili Oberhofer unter der kleinen Kolonie des Ursuliner-Hofs ein bedeutendes Ansehn erlangte, da man ihr die Veranlassung zu so ausgezeichneten Ehren zurechnen mußte. Auch war es nicht schwer, mit Frau Bäbili, wie sie Alltags genannt

wurde, auf gutem Fuße zu stehn, denn ihr starkes, gesichertes Selbstgefühl war doch ohne kleinlichen Dünkel und gehässigen Argwohn. Harmlos nahm sie an, daß ihr überall der Vorrang gebühre, und von diesem beruhigenden Standpunkte aus fühlte sie mit ihren Umgebungen ein frommes Mitleiden und schritt, gerufen oder ungerufen, überall rathend und helfend ein.

So war Frau Bäbili's rothes Gesicht, ihre helle Stimme für den ganzen Klosterhof eine willkommene Erscheinung, und man übersah leicht, daß sie rasch und befehlshaberisch einschritt, wo ihr etwas nicht nach Sinn ging; denn ihr mitleidiges: „Die armen Fasels hab' das Einseh' nit" blieb fast nie ohne eine kleine thätige Aushülfe, die das Verständniß besser öffnete. Wenn aber der Sommerabend kam, dachte Frau Bäbili unter den Linden nie an Rangstreit, wenn die ganze kleine Kolonie mit Alten und Jungen, Kindern und Greisen zusammen war, und nach guter, heitrer, süddeutscher Weise sich an allen Ecken eine Fidel oder Querpfeife rührte, um zum Tanz aufzufordern.

Auch hierbei liebte Frau Bäbili nicht übersehn zu werden. Ihre hübsche runde Gestalt bewegte sich voll Kraft und Gesundheit und trotz ihrer fünfundvierzig Jahre mit großer Leichtigkeit. Ihr jederzeit sauberer Anzug, dessen Schnitt dabei noch überher der Sitte

ihres geliebten Vaterlandes treu blieb, machte sie ohne Zweifel selbst unter den Jüngeren fast zur angenehmsten Tänzerin. Und kam nur der Rechte und zog sie zum Tanze auf, da schoß die heitere Frau, wie ein Kreisel von der Schnur, durch die Reihen hin und Alles wich ihr aus, denn man mußte auf festen Füßen stehn, wenn man Frau Bäbili's kräftigen Anstoß aushalten sollte. Dieser Rechte war aber ein Insasse der kleinen Kolonie jenseits der Klosterpforte, der in seinem Viertel als Mann Frau Oberhofer repräsentirte, fast eben so viel Ansehn genoß als sie, und gleich ihr, außer seiner Persönlichkeit, in seinem größeren Wohlstande ein bedeutendes Argument führte. Dies war Meister Guntram, der Waffenschmid, dessen rauchende Esse vom frühen Morgen an die geschäftigen Arbeiter verrieth, die um den sausenden Blasebalg und den sprühenden Ambos mit rüstiger Hand den Hammer schwangen.

Meister Guntram aber galt für eine Art Hexenmeister, denn er war, wie die Gesellen sagten, mit einer glücklichen Hand geboren; das Eisen und das Feuer, der Hammer und die Feile, alles thäte, was er wollte — er habe nur das Anfassen, da wär' es schon gethan! — Er lachte stolz über ihren oft verrathenen Glauben, und that nichts, ihn zu widerlegen, während er vor ihren Augen das Gröbste und Schwerste, das Feinste und

Mühsamste mit gleichem Erfolge vollbrachte. Noch war er unverheirathet und schon schätzte man ihn auf 45 Jahr. „Die Feueresse läßt nicht Raum für Weib und Kind," pflegte er die Anrede darauf zu erwidern — „der Waffenschmid wird zuletzt ein rauher Gesell wie Eisen und Stahl; er weiß mit den Weibern nicht mehr umzugehn!" Dabei lachte er mit seinen weißen Zähnen und schaute mit seinen kleinen glänzenden Augen unter den buschigen Augenbrauen so kindlich gut hervor, daß Niemand denken konnte, er sei selbst bei der Arbeit verhärtet. — Dieser nun war es, mit dem Frau Bäbili am liebsten länderte, denn dieser stand doch fest auf den Füßen und war dabei leicht wie eine Springfeder.

Frau Oberhofer bewohnte indessen ihr geräumiges Haus nicht allein. Es schien ihr zu groß für ihre dermalige Lage und sie hatte seit den Jahren, die sie hier regierte, eine alte Frau eingenommen, welche die eine Hälfte des Hauses in Besitz hatte und mit ihrer Nichte von der Frau Pächterin wohlgelitten, sich keine bessere Hauswirthin hätte wünschen können.

Die Miethrin, Frau Barbara Hülshofen, hatte ein großes Gemach im Erdgeschoß inne und drüber im Erker noch denselben Raum, dessen Fenster über die Klostermauer sahen in den mit hohen Taxushecken bis zum Graben hinunter reichenden Klostergarten. Die

Pachterwohnung hieß sonst das Hospitium, als statt der Ursulinerinnen — Prämonstratenser Mönche das Kloster inne hatten. Seitdem Nonnen eingezogen, war das Hospitium durch die Mauer abgezweigt worden und der Milchwirthschaft überlassen. Da nun hinter dem Hause bis zum Graben hinunter die fetten Wiesen lagen, die ein Eigenthum des Klosters waren, so paßte sich diese Einrichtung für die Zucht der Kühe ganz vortrefflich, ohne doch die ehrwürdigen Damen weiter zu belästigen.

Das lange schmale Gemach, wo Frau Hülshofen Jahr aus Jahr ein wohnte, hatte zwei einander gegenüber liegende große und oben gerundete Fenster; das eine sah nach dem Obstgarten der Frau Bäbili hinaus, das andere nach den Wiesen mit der weiten Ferne, die jenseit des Grabens ausgebreitet lag, während näher am Hause sich ein schöner steinerner Brunnen befand, in welchem die Figur des heiligen Christophorus abgebildet war. Das plätschernde Bassin, worin der Heil'ge stand, mußte mit den kleinen Quellen, die um seine Füße spielten, das rothe Meer darstellen. Das kleine Kinderfigürchen des Heilandes mit der goldnen Strahlenkrone, auf seiner Schulter sitzend, war aber eine liebliche Darstellung, und dieser Heilige ward von allen Hausbewohnern an jedem Morgen zuerst mit gebühren=

der Devotion begrüßt. Steinerne Bänke liefen rund um den Brunnen und nicht weit davon stand eine eben solche Tafel, — beides noch Ueberreste der früheren Bestimmung, als Hospitium des Klosters. Hier fanden die Pilger zuerst Ruhe und Erquickung, denn dies Plätzchen war auch bei heißem Mittage kühl und geschützt, weil die hohe Klosterkirche ihre breiten Schatten darüber hinwarf.

Das andere Fenster gewährte dagegen keine Aussicht. Frau Bäbili hatte von oben bis unten ein dichtes Rebengeländer hinübergezogen, und obwol die Sonne, da es nach der Mittagsseite lag, hindurch zu scheinen suchte, erreichte sie doch nichts, als eben diese grüne Blätterwand mit ihren Strahlen zu erhellen, und einzelne Blitze in das Innere zu werfen.

Das Gemach war das ehemalige Refectorium gewesen. Es war schmal, aber lang, denn es durchmaß das ganze Haus, und hatte zwei Thüren, die beide in den großen Hausraum führten, welcher die Küche und der Speisesaal der jetzigen Bewohnerin war. Zwischen diesen Thüren befand sich ein großer Ofen, unten von Eisen, oben mit einer Pyramide von bunten Kacheln. In der Mitte des Zimmers sah man einen langen eichnen Tisch, der zu Allem diente, wozu man eines Tisches bedarf, und am Wiesen-Fenster stand ein Lehnstuhl,

mit dunklem Plüsch bezogen; davor das immer summende Rädchen der alten Frau Hülshofen. Die Wände waren leer und, wo sie nicht von Eichenholz waren, wie bei der Fensterwand, mit bunten Kacheln belegt. Die Decke hatte das gewöhnliche Balkengeflecht der früheren Bauart; sie schien von der Zeit geschwärzt und man war nie bis zu ihrer Anfrischung empor gestiegen. Die Hauptwand, dem Ofen und den Thüren gegenüber, zeigte eine wunderlich gemischte Aufstellung von allen Bedürfnissen des kleinen Haushalts. Ursprünglich liefen hier unter einer eichnen Holzlehne Bänke entlang, diese waren jedoch nur noch theilweise zu sehen, und von den Bänken bauten sich nach und nach hinzugefügte Börtchen und Schränke in die Höhe, die den Bedarf der Wirthschaft theils zeigten, theils hinter Vorhängen versteckten.

Es war an demselben Tage, wo der Graf von Lacy sich verlobte, und die Klosterglocken hatten die Vesper eingeläutet. Die Sonne wich immer weiter von dem Wiesengrunde zurück und die Kühe waren schon eingetrieben. Nach dem Tumult, den dies erregte, dem Schreien der Mägde, dem Brüllen des Viehs, trat allmälig immer größere Ruhe ein, denn Frau Bäbili liebte sehr, sich allein zu hören, und verwies bald jeden unnützen Lärm in die gehörigen Schranken. Eine Zeit

lang noch klapperten die Milcheimer — dann trat das Heranschieben der Bänke an den Eßtisch ein. Frau Bäbili erhob jetzt ihre Stimme und sagte ein kurzes Gebet her, in welches die Mägde und Adrian, der alte Schweizer, den sie mitgebracht, am Schlusse einstimmten, und nun folgte wieder eine kurze Stille, denn der wichtige Augenblick war da, wo die Ermüdeten die treffliche Suppe zu sich nahmen, welche die Hausfrau, in allen ihren Geschäften geschickt und rechtlich, für ihre Dienerschaft bereitet hatte.

Mit stillem Aufhorchen hatte Frau Barbara Hülshofen an dem Fenster ihres dunkelnden Gemaches diesem fernen Lärmen zugehört und daraus den längst bekannten Gang der häuslichen Angelegenheiten verfolgt. Mehr aber als diese Beobachtung schien sie das Vorrücken der kleinen hölzernen Pendeluhr zu beschäftigen, denn unaufhörlich blickte sie wieder hin, und ihr Erstaunen schien zu wachsen. Aber Magda, ihre Nichte, blieb noch immer aus.

Diese Unruhe wuchs, als Frau Oberhofer, bei ihrer Mahlzeit zur Ruhe gekommen, von ähnlichen Gedanken ergriffen schien, da sie plötzlich die Thür aufmachte, und im Zimmer nach allen Seiten umspähend, ausrief: „Also ist sie noch nicht zurück?“

„Was kann die Veranlassung sein?“ rief nun

Frau Barbara, schnell aufstehend. „Guntram hat den Kahn geliehen an die Nachbarskinder. Sie werden doch kein Unglück gehabt haben?“

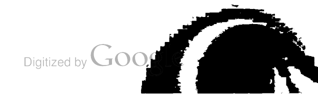
„Behüt's Gott! warum denn Unglück?“ sagte Frau Bäbili. „Doch das läßt sich erfahren; ich werde gehn und hören, ob die Kinder nebenan zu Hause sind.“

Schnell wie ihre Gedanken schritt sie zur Thür hinaus, während Frau Barbara nach dem großen Hausraum ging, um die Treppe nach den beiden oberen Schlafkammern hinaufzusteigen, von wo sich eine weitreichende Aussicht über einen Theil des Grabens und bis an das Ende des Wiesengrundes zeigte. Aber so viel sie auch spähte, es blieb alles still und unbewegt. Die Sonne war schon untergegangen, man sah nur den purpurrothen Gürtel an dem klaren Himmel ausgespannt, der die Stelle bezeichnete, wo sie nieder sank.

Im selben Augenblick erhob sich der Gesang der Nonnen aus dem nahen Kloster. Frau Barbara wendete sich und bemerkte jetzt die beiden großen Kirchenfenster, die im Hintergrunde des Chors waren, von den Kerzen des Altars hell erleuchtet, während der Abendhimmel die grauen Pfeiler mit ihren architektonischen Verzierungen röthlich anhauchte. Von dem hohen Fenster, an welchem Frau Barbara stand, reichte der Blick über die Mauer und zwischen den Taxushecken hindurch

in den Blumengarten der Nonnen, wo zierlich, wie mit dem Zirkel gemessen, jeder einzelnen Pflanze ihr Plätzchen gegönnt war und Alles sich in einer solchen Frische und Vollständigkeit zeigte, als hätten die gewöhnlichen Hindernisse gegen Wachsen und Blühen hier keine Gewalt. An vielen Stellen waren marmorne Bassins, in deren Mitte sich immer eine größere oder kleinere Skulptur befand, die entweder als Brunnen das Wasser niedertröpfeln ließ, oder als Träger eines förmlichen Springbrunnens den Strahl in die Luft sendete und in Schaalen, die von Figuren gehalten wurden, wieder auffing. Um den weißen Marmorrand dieser Bassins grünte der Rasen wie mit Gold lasirt, und hob das tiefe Blaugrün der Cypressenbäume, die zierlich beschnitten und bis zur Wurzel bewachsen, aussahen wie Nönnchen in ihre Schleier gehüllt, und die in regelmäßigen Entfernungen jedes Bassin im Kreise umgaben und die Rücklehne für die Steinsitze bildeten, die an ihrem Fuße weiß hervor leuchteten.

Es war eine wunderbare Ruhe über dieses Gärtchen ausgebreitet, von welchem der lieblichste Duft in die Höhe stieg. Selbst die Vögel schwiegen; ja, das Wasser schien geräuschlos nieder zu fallen und das röthliche Abendlicht, womit es von Außen umsäumt war, erhöhte im Innern die frische Farbe des Grüns. Hätte



Frau Barbara von den anmuthigen Fabeln gewußt, die von bezauberten Gärten, durch Feen geschmückt und behütet, uns erzählen, sie hätte das Erstaunen dann vielleicht auszudrücken vermocht, womit sie das oft bewunderte Gärtchen jetzt so überrascht anblickte.

Diese Betrachtungen hatten sie für einen Augenblick von ihrer Unruhe abgezogen, und jetzt verschwand sie völlig, denn sie erkannte die Gestalt ihrer Nichte Magda, welche vor einem großen Bassin auf einem Steinsitze still und unbeweglich saß, als ob sie die ruhende Natur um sich her nicht stören wolle.

„Warum sie nicht zur Kirche ging" — murmelte Barbara. Wieder sah sie auf das Mädchen hin und jetzt bemerkte sie, daß Magda ihr weißes Taschentuch unter der Schürze hervorzog und das Gesicht damit verhüllte, ohne Zweifel in heftigem Weinen begriffen. „Was ist denn das?" fuhr Barbara fort — „was hat sie nur?" — Ein Geräusch mußte sich hören lassen — die Vesper war zu Ende, und die Nonnen gingen durch den Garten nach dem Refektorium zum Abendessen. — Magda sprang auf wie ein gejagtes Reh und war augenblicklich in der entgegengesetzten Richtung verschwunden.

Indessen war Frau Oberhofer aus dem Gartenthore hinaus gegangen und hatte sich rechts um dasselbe herum

geschwungen, wo ein schmaler Gang zwischen ihrer Gartenhecke und dem Unterbau der Kirche bis zu einem kleinen Hüttchen fortlief, das kaum mehr als ein befestigter Schuppen war. Nach dem Gange heraus sah man gar keine Fenster; die Lehmwände hatten nur eine schmale hölzerne Thür. Das Häuschen sah auf der andern Seite ebenfalls nach den Wiesen, aber eine halb zusammen gesunkene Bretterwand trennte es von dem Revier der Frau Bäbeli und ließ einen abgesonderten Raum entstehn, wo sonst Reisig aufgeschichtet war, was man aber jetzt fortgeschafft hatte. Dies bildete einen kleinen Hof oder Garten, auf dem das Gras und ein gelegentlich gepflanztes Blümchen besonders gut fortkam. In der Mitte stand eine Linde, die ihre breiten Aeste ausruhend über das bemooste Dach der Hütte legte, daß es fast wie ein Nest in ihren Zweigen ruhte. Auch auf dieser Seite war nur ein kleines Schiebfenster und die Thür, die nach dem eben bezeichneten Hofraum führte, welche aber freilich als einzige Licht- und Luftspenderin ziemlich immer geöffnet erhalten ward.

Das Innere zeigte die größte Armuth, die nur auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens beschränkt ist. Die Lehmwände waren von innen so unbekleidet wie von außen; der kleine Heerd mit dem Rauchfang drüber war die beste Stelle, und nur eine Bank, die durch



zwei Klötze und ein Brett gebildet war, stand davor. Auf niedrigem Fachwerk gab es einige Töpfe und Teller, drunter einen kleinen schwankenden Tisch. Außerdem enthielt der Raum drei Schlafstellen von Heu mit ein paar Decken und Kopfkissen; die eine lag hinter einem roh gezimmerten Bretterverschlage. Der Fußboden war wenig über die Straße erhöht und von bloßem Lehm festgetreten.

Der größte Vorrath dieser Hütte schien eine Menge gekrempelter Wolle, die auf hölzernen Pflöcken an den Wänden hing, nebst einem Vorrath roher Wolle, der noch des Fleißes harrte und am Boden aufgehäuft war.

So tiefe Armuth hier nun sichtlich vor Augen lag, hatte dieser Raum doch einen Vorzug, der selten mit Armuth vereint ist; er war auffallend rein und eine gesunde Luft wehte dem Eintretenden darin entgegen.

Das Feuer brannte am späten Abend auf dem Heerde und ein kleiner brodelnder Kessel enthielt die Hoffnung für drei hungrige Magen. Aber wer hätte noch an das Gefolge der Armuth, den Trübsinn, denken können, wer die ältliche Frau erblickte, die auf der Bank saß — und Hedwiga, die auf einem Häufchen Wolle vor ihr kniete und ihr lachend und lebhaft gestikulirend von der heutigen Kahnfahrt erzählte.

Die Frau blickte mit lachendem Gesichte zu dem

Kinde nieder, während sie, mit einer Hand den Kochlöffel haltend, in dem Kessel rührte und ihn nie ganz aus den Augen verlor.

„Mora!" schloß Hedwiga ihre Erzählung — „so hast Du die Magda nie gesehen! Wie ein kleines Kind hat sie sich gehabt!"

„Das vornehme Volk hat's ihr angethan," entgegnete Mora lachend. „Die sind auch der Mühe werth, vor ihnen zu erblöden."

Indem trat Egon, der im Hofraum Holz gespalten hatte, mit seinem Bündel auf dem Kopfe ein, so leicht und zierlich schreitend, als trüge er eine Blumenkrone.

„Hier, Mora, hast Du Vorrath," rief er — „und nun sieh', wie schön ich's gemacht! Ein Stückchen ist wie das andere, und glatt wie gehobelt; da will ich sehn, ob Ihr wieder Splitter in die Finger kriegen werdet."

„Gut," sagte Mora, „Du bist ein tüchtiger Gesell! da sollst Du auch belobt werden und wirst, denke ich, nicht bös sein, daß die Suppe gerade fertig ist."

„Komm, Egon," rief Hedwiga — „hilf mir, eh' wir Suppe essen, das Holz packen!" Und schon kniete sie und legte so geschickt und zierlich die Stückchen über einander, daß ihr Aufbau zugleich ein bescheidner Schmuck dieser reizlosen Wohnung scheinen konnte.



Unterdessen stellte Mora drei Teller auf den kleinen Tisch und vertheilte sorgsam die grobe Brotsuppe, den Inhalt des Kessels, zu dessen Würdigung der gute Appetit der Jugend gehörte. Als die Kinder dann ihr Geschäft beendet, sprach Mara ein Gebet und fröhlich fuhren sie nun über ihre Teller her, welche in kurzer Zeit geleert waren.

In diesem Augenblick ward die Thür aufgerissen und Bäbili rief ohne weitere Einleitung: „Aber wenn Ihr da seid, wo habt Ihr denn Magda gelassen?"

Alle sprangen auf und Hedwiga warf sich der guten Pächterin in die Arme, während diese sie umschlang und an sich drückte, doch ohne viel auf Antwort zu hören, immer wiederholte: „Wo habt Ihr denn Magda gelassen?"

„Denkst Du, Bäbili, ich kann das unartige Mädchen hüten?" rief Egon vortretend. „Den ganzen Spaß hat sie uns verdorben, nicht von der Stelle sind wir gekommen, ich habe weder die Rehe, noch Hedwiga die Vögel gesehn — und an der Fürstin lag nicht die Schuld, die hätte gethan wie immer; aber Magda hat Alles verdorben! Solche dicke Augen hatte sie sich geweint — gleich wieder fort wollte sie — und immer starrte sie den schönen jungen Herrn an. Dann trieb sie in den Kahn hinein, als wenn wir fortgeschickt

würden — da bin ich zwar mitgefahren, aber reden thue ich nicht mehr mit ihr, ich sehe sie nicht wieder an! Sie kann ihren jungen Herrn betrachten, wenn ihr der so gut gefällt!"

Diese erzürnte Rede ward durch ein lautes Gelächter von Frau Bäbili unterbrochen, wobei sie sich niedersetzte und die Hände immerfort zusammenschlug: „O über das spaßige Ding von Jungen! Der Bube ist eifersüchtig — so Gott lebt, das Kernherz ist ganz toll und wild!" so rief Frau Bäbili ohne Aufhören in der besten Laune, und Mora lachte auch und sagte: „Das wär' mir was Schönes — Liebelei anfangen!

Egon wollte aus der Haut fahren vor Zorn und Beschämung. Er sah mit wilden Augen bald auf Bäbili, bald auf Mora und achtete nicht auf Hedwiga, die den Sturm ahnte und sich ängstlich an ihn schmiegte. Mit einem Male stürzte er vor, und beide Hände von Bäbili wüthend zusammen drückend, schrie er: „Lache nicht, Bäbili — schweig oder ich erwürge Dich!"

„Großmächtiger Gott! Heiliger Christophorus, schütze mich!" schrie Frau Bäbili — „der Bube thut mir ein Leid!"

Aber sie behielt kaum Zeit zum Erschrecken, denn so schnell wie Egon sie gepackt, so schnell ließ er sie fahren und war mit einem Satze zum Hause hinaus, über



den Hof hinweg, über den Bretterzaun hinüber, in dem weit vor ihm daliegenden kühligen Wiesengrunde. Frau Bäbili, welche gewohnt war, daß man ihren Zuständen viel Aufmerksamkeit schenkte, blickte nach dieser eiligen Flucht auf Frau Mora mit der Hoffnung ihrer besonderen Theilnahme; sie sah aber, daß diese Theilnahme eine andere Richtung hatte, denn schnell, wie es die Art der rüstigen Frau war, sprang sie auf und und verfolgte von der Hausthür aus den Flüchtling mit den Augen, dessen Gefühle sie sich sehr wohl vorstellen konnte.

Die Pächterin schickte sich daher in die Umstände und richtete sich selbst mit ihrem höchst unbedeutenden Erschrecken ein. Da sie von Hedwiga erfahren hatte, daß Magda an der Klosterpforte von den Kindern Abschied genommen, also in Sicherheit war, erinnerte sie sich, daß nach dem Abendessen ihre Plauderstunde gekommen sei, und die Arme in einander schlagend, sagte sie zu Frau Mora, die den Knaben noch immer mit den Augen verfolgte: „Hört! hört! Nachbarin! Der Bub' wächst Euch über den Kopf! Halt, Frauchen, das geht nicht mehr, der Rücken wird ihm zu grad' — hat keine Last, keine Müh' darauf. Jung gewohnt, alt gethan. Frauensleute haben keine Hand für die Buben — die Natur ist zu stark in ihrem Blut! Ihr

müßt das Joch wo anders suchen — und die Hand, die es ihm auflegt, muß von dem andern Geschlecht sein!"

„Ja! ja!" sagte Mora, noch immer hinaus schauend, „das sagt sich bald, Frau Bäbili. Aber wo — wo steckt die Gelegenheit, die sich für den Burschen paßt?"

„Heiliger Christophorus! schütze mein Dach," rief Frau Bäbili und äußerte nun ein grenzenloses Erstaunen über Frau Mora's Antwort, obwol sie diesen Gegenstand genau mit denselben Antworten wöchentlich einige Male zu besprechen pflegte, immer mit demselben Erfolge, ohne daß dadurch die freundliche Gemeinschaft beider Nachbarinnen gestört worden wäre; denn Frau Bäbili war viel zu sehr in die Angelegenheiten des ganzen Klosterhofs versenkt, um einem Einzelnen ihre ausschließliche Aufmerksamkeit schenken zu können. Mehr aber noch lag das wohlbewahrte Einverständniß der beiden Frauen darin, daß Frau Mora noch viel entschiedener, als Frau Bäbili war, und diese daher gewöhnt, blos ihre Reden frei zu haben, übrigens aber immer zusehen zu müssen, wie die kecke Frau Mora die Dinge nach ihrer Art handhabte.

Dabei war für Frau Mora das Maaß der Verpflichtung gegen die gutmüthige Pächterin so ungewöhnlich,

daß eine größere Nachgiebigkeit nur natürlich erschienen wäre. — Denn Frau Bäbili war an einem regnichten und stürmischen Novemberabende spät von einem Besuche zurückgekehrt und hatte in dem trocknen Graben vor der Mauer des ersten Klosterhofes das klägliche Weinen von Kinderstimmen vernommen. Beim Nähertreten hatte sie ein armes Weib gefunden, welches zwei Kinder gegen Kälte und Regen mit ihrem eigenen Körper zu schützen suchte, und auf die mitleidige Anfrage der gutmüthigen Pächterin, folgte der unglücklichen Frau flehende Bitte um Schutz und Hülfe. Diese Frau war Mora und die halbverhungerten und erfrornen Kinder Egon und Hedwiga.

Kaum hatte Frau Oberhofer bei dem Schein ihrer kleinen Blendlaterne den kläglichen Zustand dieser Hülfsbedürftigen erkannt, als sie sich unter Thränen des Mitgefühls ihrem Heiligen empfahl und Mora hieß, ihr mit Egon zu folgen, während sie das bleiche Engelspüppchen, wie sie sich ausdrückte, die kleine verschmachtete Hedwiga unter ihren Regenmantel nahm und mit Allen ohne weitere Ueberlegung der Pächterei zuschritt, wo die Flamme, die den Hausraum schon wohlthuend erwärmt hatte, jetzt die großen Töpfe dampfen machte, in denen die reichliche Kost für den Abend harrte.

Schnell wußte Frau Bäbili den Antheil für ihre

Findlinge auch in Frau Barbara zu wecken und Magda pflegte nicht zu fragen, wenn eine Idee sie beherrschte. Sie schleppte Wäsche und Kleider herbei und Hedwiga lag bald in trockner Wäsche von Magda und in einen roth wollnen Rock von Frau Bäbili gehüllt, in dem Schooß derselben und aß einen Teller lange nicht gekosteter Suppe, während die schönen vertrauend blickenden Aeuglein mit dem Schlafe kämpften und das Köpfchen immer wieder das weiche Ruhekissen suchte, worin ein immer zärtlicheres Herz ihr entgegenschlug.

Der Knabe lag dagegen im heftigsten Fieber, und seine ängstlichen Bitten, Mora und Hedwiga zu retten, sie ihn tragen zu lassen — seine Furcht, den warmen Thee zu trinken, die trocknen Kleider anzulegen, immer weil er alles an Mora und Hedwiga geben wollte, bewiesen die Anstrengung, mit der er bis jetzt die Widerwärtigkeiten ertragen. Frau Bäbili's Augen entfielen Thränen auf Thränen und sie rief immer auf's Neue: „Das herz'ge Bübchen! Da hat mich der Herr zur rechten Stund' geschickt!"

Erst als sich die erste Hitze des Fiebers brach und er auf dem weichen Heu in Decken gehüllt, vom Schlaf überwältigt verstummt war, Hedwiga im eignen Bette der Frau Bäbili ruhig wie in der Heimat schlief, nahm Frau Mora Hülfe an. Wie nöthig sie ihr war, zeigte

sich bald, denn auch sie hatte ihre Kräfte über Vermögen angestrengt und wunde Füße, zerrissene nasse Kleider. Ein beschämendes, aber nicht mehr zu bekämpfendes Gefühl des Hungers trat so gebieterisch hervor, daß die tiefe Noth der Unglücklichen Allen vor Augen lag. Auch ihr wurden trockne Kleider gegeben, die Füße gebadet und verbunden, und nachdem der Hunger gestillt, sank sie überwältigt neben dem Knaben auf das weiche Heulager hin.

So viel auch Frau Oberhofer zu ordnen gehabt, sie hatte doch Zeit behalten, zu bemerken, daß ihre Schutzbefohlenen keine Einheimische waren. Sie sprachen ein anderes Deutsch, und da sie einmal durch Franken gekommen war, glaubte sie, daß sie daher seien. „Gewiß Wallfahrer," seufzte sie — „die irgend ein Gelübde zu lösen haben! Es ist halt gut mit der Frömmigkeit, aber die Heil'gen spinnen und pflügen nicht, indeß wir singend die Landstraße ziehn!" Dies war ihr Denkspruch, der nach ihrem Sinn einen leisen Schatten auf die andächtigen Wallfahrer warf.

Ordentliche und geschäftige Leute tragen aber Sorge, jede Störung in ihrem Wirkungskreise auf irgend eine Weise auszugleichen; entweder — sich von dem Gegenstande los zu machen oder ihn einzufügen, damit er den gewohnten Gang mitgehe und die hergebrachte Ord=

nung nicht länger gestört werde. Bald war die Sorge für diese Familie in Frau Bäbili's Tagesordnung eingeschaltet und endlich gab sie fast ungern zu, daß Mora sich in der aufgefundenen Hütte mit den Kindern einrichtete. Bäbili's Schuld war es auch wahrlich nicht, wenn die Spuren der Armuth daraus nicht sichtlicher verschwinden wollten! Aber mit den wiederkehrenden Kräften der stets fleißigen und gesunden Mora kehrte auch ihr selbstständiger Sinn zurück und sie zeigte nun, daß sie arbeiten könne — und wollte nur durch Arbeit für ihre Schutzbefohlnen sorgen. Ließ sie auch Geschenke an Kleidern und Wäsche für die Kinder zu — mußte dies doch selten, sparsam und mit guter Art geschehen, wenn es nicht ihre Zurückweisung erfahren sollte. Längst aber wußte Frau Bäbili, daß ihre Findlinge keine Wallfahrer waren; aber zu gleicher Zeit erfuhr sie wenig mehr. Frau Mora war nicht die Mutter. „Der Krieg! der Krieg!" war die stete Antwort, und was lag nicht in der Phantasie der guten Pächterin über diesen Gegenstand aufgeschichtet! Die abenteuerlichsten Zustände, die sie hätte erfahren können, würden Raum darin gefunden haben. Da sie überdies von den Bewohnern der kleinen Kolonie gedrängt ward, über ihre Schützlinge Rechenschaft zu geben, und es fast kränkend empfand, so wenig von ihnen sagen zu können,

war ihr nach und nach eine kleine Geschichte ihrer eignen Erfindung entrissen worden, die von Kriegsunglück, Mord, Brand und Hunger handelte und von Allen willig geglaubt ward, da sie in die Geschichte der kaum überstandenen Zeit vollkommen paßte. So schlich sich das oft Erzählte zuletzt in die eigne Ueberzeugung der guten Frau ein, und es würde ihr nach einiger Zeit sehr schwer geworden sein, heraus zu finden, was wahr und was von ihr hinzugefügt worden sei. Frau Mora übernahm nie das Geschäft, den oft in ihrer Gegenwart wiederholten Wust aufzuräumen; aber mit einem unendlich komischen Ausdruck ihres gutmüthigen Gesichts stieß sie ein kurzes Lachen aus und pflegte zu sagen: „Ja! ja! wer deutsch redet, weiß, was Krieg heißt!" Jeder nahm dies für eine Bestätigung, und die Sache behielt ihren Bestand.

Dagegen traten nun viele Eigenthümlichkeiten hervor. Mora arbeitete Tag und Nacht für die Erhaltung der Kinder, aber sie blieb wie angenagelt in ihrer Hütte. Kaum wußten ihre nächsten Nachbarn, wie Frau Mora aussah. Alle Arbeit, die in feinem Nähen, in besonders reinem Krempeln der Wolle, in einer sauberen Stickerei von Zwickeln, Gürteltaschen und Pantoffeln bestand, ging durch Frau Bäbili's Hände. Nie wollte sie an den Abendzusammenkünften der kleinen Kloster=

kolonie Antheil nehmen, noch weniger den Kindern gestatten, Frau Bäbili dahin zu begleiten. Sie selbst spielte mit den Kindern, lehrte sie Lieder und oft trieb sie solche Possen mit ihnen, daß Frau Bäbili das Lachen bis zum Brunnen hörte und dann, selbst erheitert, ihr rothes Gesicht über den kleinen Zaun steckte, wo sich dann gleich großes Freudengeschrei erhob und sie nicht selten eine Theilnehmerin der munteren Gesellschaft ward. Doch daß Mora auch ernst sein konnte, zeigte sich am deutlichsten, wenn sie ihre seltenen Besuche bei Frau Hülshofen machte. Aus allem diesen entstanden Zugeständnisse, die Bäbili gern sah und ihrem Fürwort zurechnete; wie denn auch die Gemeinschaft von Magda mit den beiden armen Nachbarkindern, Egon und Hedwiga, daraus hervorging. Was Magda bei den Klosterfrauen lernte, lehrte sie die Kinder wieder, meist geschah es unter Frau Barbara's Aufsicht und am häufigsten mit ihrer Unterstützung. Beide lernten lesen, und nach einem Besuch der Frau Barbara im Kloster, ging Egon eines Tags zum Klostervoigt und nahm seitdem an dem Unterricht Theil, den Jener dort einer kleinen Anzahl Knaben ertheilen durfte, und der, wie gering auch immer, doch die ersten Elemente des Wissens enthielt. Hedwiga dagegen malte mit unermüdlichem Fleiße die zierlichen Buchstaben nach, die Magda ihr vorzeich-

nete, und es war Hoffnung, daß sie in einigen Jahren werde schreiben lernen. Zu diesen Anordnungen der drei Frauen für die Erziehung der hoffnungsvollen Kinder fügte Egon noch aus eigner Machtvollkommenheit den Unterricht hinzu, den ihm die Bekanntschaft mit Guntram, dem Waffenschmid, verschaffte. Sein Weg zum Klostervoigt, dessen Wohnung außerhalb der innern Klostermauer auf der andern Seite der kleinen Kolonie lag, führte ihn täglich an der Schmiede vorüber, und täglich blieb er stehn und sah dem Entstehn der kunstreichen Werke zu, die für ihn mit fast zauberhafter Gewalt aus der Glut des Feuers hervorgingen. Wenn er zurückkam und Mora und Hedwiga von dem erzählte, was er eben gesehn, so glühte seine Stirn und er gestikulirte mit Händen und Füßen, um die Wunder anschaulich zu machen, die, wie er glaubte, dort geschahen. Wie konnte es fehlen, daß der scharfblickende Guntram bald auf den schönen Knaben aufmerksam wurde, der an der Schwelle der Schmiede lehnend jeden Erfolg mit seinen glänzenden Augen verschlang, und bald dreist und selbstvergessen mitten unter ihm und seinen Gesellen stand und laut jauchzte, wenn der Hammer das zischende Eisen beugte.

Bald schaute Guntram nach dem Knaben aus, wenn die Schulstunde vorüber war, und später hätte es schei=

nen können, des Meisters Freistunde fiele immer mit der des Knaben zusammen, denn wie an einem Eichbaum kletterte Egon an Guntram hinauf, so wie er ihn in fröhlichen Sätzen erreicht hatte, und dann arbeitete Jener nur noch, um den Knaben den Hammer führen zu lehren, oder in der Polirkammer den Gebrauch der Feile und des Bossirbeins. Zuletzt aber blieb ihr vorherrschendes Vergnügen, die Rapiere mit einander zu führen, und nachdem der Meister für Egon mit eignen Händen ein passendes geschmiedet, zeigte es sich, daß er in guter Schule es schwingen gelernt hatte. Wie gern standen die Gesellen und sahen fröhlich zu, wenn Guntram und Egon, nicht unähnlich dem David und Goliath, auf dem Rasen des Gärtchens hinter der Schmiede sich tummelten!

Diese Besuche Egon's gestattete Mora; ja sie hörte wohlgefällig lachend seinen Erzählungen zu und rief: „Sieh Hähnchen! lernst Du krähen?" Bald faßte sie Vertrauen zu Guntram, obwol sie ihn nie sah, und die Zugeständnisse erweiterten sich. Egon nahm nach tüchtiger Waffenübung Theil an dem kräftigen Mahle des Meister Guntram, und die Stunden der Erholung nach dem Essen füllte er dann mit Erzählungen eines früheren unruhigen Lebens aus, in denen Mittheilungen aus der Welt enthalten waren, denen Egon mit ange-

haltenem Athem zuhörte. Guntram war früher in einem kleinen Fürstenthume bei dem Hofstaate des Erbprinzen als Waffenschmid angestellt gewesen, dann mit in den Krieg gezogen, als der kleine Staat Hülfstruppen für Oestreich stellte. Und was hatte er nun nicht Alles im Kriege erlebt, und wie wußte er anschaulich zu erzählen und jene Bilder hochherziger Tapferkeit und männlicher Kraft und Ausdauer mit den ihn selbst immer tief bewegenden Erinnerungen an die Heimat zu verflechten, an die erste Zeit der Jugend, an die milden friedlichen Zustände einer glücklichen Lage unter dem Schutze eines geliebten und gütigen Herrn!

„Und warum kamst Du hierher?" rief Egon so heftig, daß der Waffenschmid den Druck der kleinen derben Hand auf seinem Arm fühlte. „Warum hast Du Deinen guten gütigen Herrn verlassen, da er Dir so viel zu Liebe that?"

Nur einmal führten sie das Gespräch, was jetzt folgte, und deshalb heben wir es aus den täglichen Erzählungen hervor, da es hinreichend zeigt, wie nah sich Guntram den Knaben hatte kommen lassen, wie dieser ihm zum Vertrauten heran gewachsen war.

Guntrams Augen blitzten auf, als Egon die kühne, fast zürnende Frage that; er schien ihm erwidern zu wollen, wie ein Mann dem andern bei lästigem Ein-

spruch. Aber als er den schönen Knaben ansah, verlor er sich in dem Gedanken, wie zart und jung er sei, und wie tüchtig und furchtlos zugleich. „Knabe," sagte er — „Du hast kecke Weise! Doch will ich Dir antworten," fügte er nach einer kleinen Pause ernst hinzu.

„Was weiß ich, was Du sprichst!" sagte Egon. „Aber erzählen mußt Du mir, warum Du nicht treu bei ihm aushieltest, der Dein Herr war, Dir Gutes that und den Du liebtest?"

„Egon," erwiderte Guntram, „mein Herr blieb selbst nicht in der Heimat — er verwünschte den Boden, auf dem er geboren — das Vaterhaus, das ihn gepflegt! So stürzte er fort in die Welt hinein und ich wollte auch nicht bleiben, wo man ihn so tief gekränkt; dem alten bösen Vater meines jungen Herrn, der noch regierte, dem wollte ich auch nicht dienen. Da räumte ich zusammen, verkaufte die alte Feuerstelle und baute hier die Esse wieder auf!"

„Also der Vater war böse und vertrieb den Sohn, und Du wolltest dem nicht dienen, der Deinen Herrn kränkte?" Froh schlug Egon bei diesen Worten in die Hände, dann drückte er sich an Guntrams Arm und versuchte den Riesen zu schütteln, was so viel Erfolg hatte, als ob er die Eiche umschlungen hätte, unter der sie saßen. Guntram aber fühlte den Beifall des Knaben



mit einer Befriedigung, die von seiner Liebe zu ihm zeigte, und Beide sahen sich wie Vater und Sohn in die Augen.

„Aber was that denn der alte böse Mann Deinem jungen Herrn?“ fragte Egon unbefangen weiter.

Doch jetzt fuhr Guntram in die Höhe, als stäche ihn eine Natter. „Schweig!“ schrie er mit rothem Gesicht, in dem die Adern schwollen, während der Mund bebte — „schweig — und frage mich nie danach!“

Der Knabe blickte trotzig auf. Aber Guntram war ein zu tüchtiger Mann, um dem Knaben nicht Achtung einflößen zu können. Die Entgegnung unterblieb, aber das Beisammensein war gestört. Guntram stand auf und ging in die Schmiede, er nahm dem nächsten Gesellen den Hammer aus der Hand und als er das glühende Eisen unter seinen gewichtigen Schlägen sich krümmen sah, schien ihm das Herz erst wieder leicht zu werden. Er schaute nicht um nach dem Knaben; er wußte, daß er fort war, denn er vertrug kein rauhes Wort und er liebte ihn darum nicht minder. Aber der Tag ward ihm ohne den Knaben zu lang und der nächste Morgen, bis die Schule beim Klostervoigt aus war, ließ ihn unruhig und ungeduldig. Als er ihn von fern kommen sah, stellte er sich vor die Thür und feilte etwas an dem Rapier, was Egon gehörte; dieser sah es und

wollte doch nichts drauf geben. Er konnte aber auch nicht vor dem Hause vorbei, so langsam er heute auch ging, und endlich blieb er stehn und sah nach dem Storchnest auf dem Dache, als sähe er den Meister nicht.

„So," sagte Guntram, der lächelnd alles bemerkte, und legte die Feile weg — „nun wird's besser sein. Das lähmte Dir immer die Hand. Komm mal, wir wollen's gleich versuchen."

Er ging hinein. Da konnte Egon nicht länger widerstehn; er nahm das Rapier und folgte ihm auf den Grasplatz hinaus, wo sie immer zu fechten pflegten. Wie die glänzenden Klingen in der Luft flogen, so flog die Verstimmung des Knaben dahin und er war ein Muster an Gewandtheit, Vorsicht und schlauem Scharfblick.

Erst als der Schweiß Beiden von der Stirn perlte, ruhten sie aus und jetzt sahen sie sich mit den alten Augen an und Guntram sagte: „Ich hab' Dir einen Fleischpudding und Knödeln machen lassen; da muß die Frau Mora heut wol allein essen!"

Egon aber hing sich lächelnd an seinen Arm und trat mit ihm in die kleine kühle Stube, deren Fenster von Weinlaub verhangen waren, und wo es nach Nußbaumholz roch, weil die halbe Wand mit eingelegten

Schränken bekleidet war. Auch die alte blitzende Kommode und der Eßtisch, auf dem die blanken zinnernen Teller und Becher standen, und die steifen hochlehnigen Schemel ringsumher — alles war von demselben blankgebohnten Holze.

Als sie nur erst nebeneinander saßen, da zeigte es sich bald, daß die alte Freundschaft nichts verloren hatte. Ja die kleine Pause hatte in Egon fast eine größere Liebe erweckt! Er hörte mit leuchtenden Augen, was aus Guntrams klugem Munde kam, und machte dabei geschickt die Kunststücke nach, die er mit Messer und Gabel vormachte, nachdem sie ihr Werk an dem Fleischpudding und den Knödeln vollführt hatten.

Daß Guntram auch für ein Vergnügen des Knaben sorgte, worin er die Mädchen verflechten konnte, haben wir an der Wasserfahrt gesehn, denn Guntrams Garten stieß ebenfalls an den Graben. Ihm gehörte der Kahn; er lehrte ihn Egon führen und durfte ihn endlich ihm allein überlassen, weil er hinlänglich Kraft und Geschick dazu zeigte, und da die Kinder die lieblichsten Gesänge mit einander erlernt hatten, wurden sie auf diese Weise mit der gütigen Fürstin Morani bekannt.

So nachgebend sich nun Mora gegen Egons Umgang mit Guntram, dem Waffenschmid, zeigte, so halsstarrig widerstand sie, wenn Frau Bäbili sie aufforderte,

den Knaben ganz bei dem Meister in die Lehre zu geben, und es gehörte zu dem regelmäßigen Gezänk der beiden Frauen, welches jedesmal mit dem grenzenlos erstaunt scheinenden Ausrufe der Frau Bäbili endete: „Auf was für einen Ehrenplatz denn Frau Mora für den großen ungezogenen Jungen warte!“

„Kommt Zeit, kommt Rath!“ sagte Mora — „dienen soll er nicht, so lang' ich noch Finger habe zum Nähen und Krempeln!“

Auch an jenem Abende, wo Bäbili Egons Heftigkeit erfahren, kam das Gespräch beider Frauen bald auf den Gegenstand ihres Streites zurück, und die hellen Stimmen kämpften muthig mit Wiederholung der längst bekannten Gründe für und wider, wobei Mora stets im Nachtheil erschien, da ihre hartnäckige Weigerung, baarer Unsinn ohne alle Gründe, blos ihren Willen kund gab, während Bäbili's Entgegnungen in die Augen fallenden Rechtsgrund hatten.

„Hört, Mora,“ sagte endlich Bäbili — „Behüt's Gott, aber auf dem einen Punkt ist's nit richtig mit Euch! Da seid Ihr ein Fasel wie eins!“

„Mag's drum sein!“ erwiderte Mora — „Ist wenig Verdienst, wenn die Leute ihr Bischen Hirn behalten; Anderen dagegen möchte es ausschwitzen von aller erfahrnen Noth!“

Solche Wendung verfehlte nie, der guten Bäbili zu Herzen zu gehn und stimmte den Ton herab, mit dem sie sonst ungeduldig einsprach. „Denkt Ihr denn nichts Anderes aus für den Buben?" fragte sie deshalb im milderen Tone.

Mora seufzte und schwieg, dann sagte sie in sich hinein und wie zu sich selbst: „Er speist die Raben unter dem Zelte des Himmels — er kleidet die Lilien auf dem Felde — sollte er die Kinder vergessen, die Keinen haben als ihn? Ich will warten auf die Gnade des Herrn! Amen."

Frau Bäbili trocknete die Thränen mit dem Zipfel ihrer Schürze, und zog Hedwiga auf ihren Schooß und strich ihr Köpfchen, und drückte sie an sich. „Still! still! Mora. Der, den Ihr anruft, weiß schon, was gut ist. Hat er mich doch geschickt zur Zeit der höchsten Noth — er weiß immer die Stunde! Und nun hört nur gleich, was ich noch nicht ausplaudern wollt' — doch gescheh' es, daß Ihr Trost habt. Ich hab' mit der Hedwiga was vor — ja! ja, mein Aeuli," fuhr sie fort, „die Frau Aebtissin Gnaden will Dich klein Gemschen sehn und — und — und rath mal? Was thut die Bäbili alle Jahre Großes — Schönes — zu hohen Ehren verrichten?"

„Einen Käse machen!" jauchzte Hedwiga, denn

dies Ereigniß erwarteten die Kinder kaum mit weniger Sehnsucht als Frau Bäbili selbst, da hierbei tausend kleine Freuden für sie mit einliefen.

„O du schmuckes Aeuli," rief Frau Bäbili und herzte das Kind — „was es schlau ist. Aber was weiter mein Lieb? Rathe! Was hat die Frau Aebtissin Gnaden der Frau Bäbili, die ein Wort mitreden darf, zugestanden? Nu? — nu?"

Doch hier war Hedwiga's Schlauheit zu Ende; sie schwieg beschämt. „Nu," fuhr Bäbili fort — „was thun die ehrwürdigen Klosterfrauen denn alljährlich? Wenn wir halt dies Jahr das weiße Röckchen — und die Flügel — und den Rosenkranz für mein klein Schätzchen, für Hedwiga, machten?"

Ein lautes Gejauchze der überraschten Kleinen war die Antwort. Sie war mit einem Satze von Bäbili's Schooß und hatte sich jubelnd an Mora's Hals geklammert. Erst lachte das arme Weib bei dem Anblick des glücklichen Kindes, dann kehrten andere Gedanken ein und sie sagte traurig: „Setzt Ihr keine Späße in den Kopf, Frau Bäbili!"

„Späße! Späße!" rief diese — „daß Gott behüt! Bin ich ein Fasel? He? Wo habt Ihr die Kunde her? Frau Bäbili täuscht Keins! Was Bäbili sagt, ist wahr, wie Schweizer Art! Längst," fuhr sie nun eifrig

fort, „hab' ich der Frau Aebtissin Gnaden das Gemsli hier empfohlen — aber die Gnaden hatten zu viel Zudrang — die Klosterschule immer noch ein wollig Schäfchen, das von dieser oder jener Klosterfrau Vorschub genoß — und bald soll's ein Schulkind sein — bald soll's von Eltern sein, die zu nennen — und was da all' war! Aber diesmal fing ich früh an — und that mir's zur Gnade erbitten, daß ich das kleine Englein erwählen thät — und da hab' ich's denn bis auf's Ansehn fertig. Nu, Liebli, ziehst Du morgen das gute Röckchen an und setz'st die rothe Kappe auf und dann woll' wir sehn, ob die Bäbili Recht bekömmt? denn ich selbst führe Dich vor Ihro Gnaden, die Frau Aebtissin."

Es mochte sich jetzt etwas in Mora's Sinn wenden, und so wenig sie auf Bäbili's Worte zu achten schien, verrieth ihre nachdenkende Miene doch, sie habe den Fall erwogen. Sie blickte das Kind an, was noch in ihrem Arm hing, mit einem Ausdruck, in welchem eine Fülle von Liebe und Schmerz lag, dann sagte sie: „Halte, wer kann, wenn die Zeit kommt, die 's weg nimmt. Weiß ich, wohin 's führt? Ist doch viel Gutes dabei!".

„So denk' ich," sagte Bäbili — „und freut' mich, daß Euch das Verständniß kommt. Nu! so wär's

denn besprochen; und Ihr wißt, wozu ich das Herzli morgen abhole." Damit erhob sie sich und kehrte nach dem Hospitium zurück.

Kaum hatte sie den Rücken gewendet, so knisterte der Bretterzaun und Hedwiga, die das kleinste Geräusch hörte, flog zur Hausthür hinaus und Egon entgegen, der über die Bretterwand stieg und der Ziege nachhalf, die er glücklicher Weise noch auf der Wiese gefunden hatte, und die er nun benutzte, um seine Rückkehr vor dem Ausdruck der Verlegenheit zu schützen, die er nach seinem ungestümen Betragen nur zu lebhaft fühlte. Sonst freilich wurde die gute Ziege, die Freundin und Wohlthäterin der Kinder, durch's Haus der Frau Oberhofer geführt, da der Bretterzaun keine Thür hatte, und sie mochte wol sehr erstaunt sein, daß ihr Führer an diesem Abende verlangte, sie solle über den ziemlich hohen Zaun klettern. Dessenungeachtet versuchte sie, was mit knabenhaftem Ungestüm von Egon gefordert ward; sie stand auf den Hinterfüßen hoch aufgerichtet und steckte ihren bärtigen Kopf mit leisem Gemecker über den Rand des Zauns, während Egon immerfort den Sprung verlangte, den das alte steife Thier nicht mehr zu machen verstand. Auch Hedwiga redete der armen Ziege zu und hielt ihr Klee und sogar eine Rinde Brot vor; aber wenn sie auch zuweilen ihre steifen

Füße mühsam in die Höhe schob, fiel sie doch wieder zurück und sie gab dann ihre Gegenvorstellungen durch ein klägliches Gemecker zu verstehn. Nun schmolz Hedwiga's Herz; sie verlangte, Egon sollte zurück steigen und die Ziege durch Frau Oberhofers Haus führen, wie dies sonst immer geschah. Dieser Vorschlag aber hieß Egons wunde Stellen berühren, denn in jenem Hause war Alles, was ihm heut weh gethan, und woran er sich versündigt hatte.

„Das thue ich nicht!" rief er — „in das Haus gehe ich nicht — niemals, niemals gehe ich wieder hinein! Die Ziege soll herüber klettern!" Und damit schwang er sich über den Zaun zurück und ergriff die gute alte Ziege an den Hinterfüßen und da sie dadurch gehoben ward, stand sie unter jämmerlichem Gemecker wieder auf den Vorderfüßen und schaute traurig zu Hedwiga hinüber, die ihr die schönsten guten Worte gab und sie immerfort mit ihren kleinen schnalzenden Fingern lockte, da sie Egon genug kannte, um zu wissen, er werde nicht davon abstehn. Doch mit einem Male nahm dieser hinter ihr all seine Kräfte zusammen, hob die Ziege in die Höhe und stürzte sie über den Zaun hinüber. Auf diesen letzten Akt der Gewalt war weder Hedwiga noch die Ziege gefaßt; ihr blieb keine Zeit zum Springen, der Kleinen keine Zeit zu entschlüpfen, und so stürzte das alte steife

Thier auf Hedwiga, warf sie um und blieb, nach einigen mißglückten Versuchen sich aufzuraffen, auf ihr liegen. Mit einem Satze war Egon nun herüber und ihm entgegen stürzte schon Frau Mora, die eben mit einem Kruge Wasser aus dem Christophorus-Brunnen zurückkehrte.

„Unselig Kind, was hast Du gemacht?" schrie sie außer sich und zog Hedwiga unter der Ziege hervor, da diese unbeweglich mit ängstlich sich hebendem Leibe dalag und keinen Versuch machte, ihren kleinen Liebling von ihrer Last zu befreien.

Hedwiga's Wange blutete und der Schreck machte ihren zarten Körper unter dem Schluchzen zucken. Egon hatte ihre Hände ergriffen und schrie ihren Namen so wehklagend und verzweifelnd, daß das arme Kind seine Schmerzen zu überwinden suchte, sein Aermchen loswand und ihn um den Hals faßte, und nun an seiner Brust weinte. Mora zog das Kind aus Egons Armen und klug überlegend, was seinem trostlosen Zustande zu Hülfe kommen könnte, forderte sie ihn auf, selbst die kühlenden Umschläge zu besorgen, und nachdem sie sich überzeugte, daß die Wunde nicht tief ging, sondern wahrscheinlich von dem Horn oder der Klaue der Ziege gekommen sein müsse, trug sie das jetzt sanft schweigende Kind nach der Hütte auf ihr Lager, und beorderte

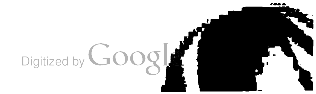
Egon, die Umschläge zu erneuen. Heimlich glaubte nämlich Frau Mora noch einen Kranken entdeckt zu haben, und das war die arme Ziege selbst, die still und regungslos auf dem Platze liegen blieb, wohin sie durch Egons Gewaltthat geschleudert worden war. — Es fand sich, wie sie fürchtete. Vergeblich suchte Mora sie auf die Füße zu bringen — beide Vorderbeine waren gebrochen! Welch ein Verlust war dies — abgesehn von dem Mitgefühl für das lang besessene Thier, das die Hauptstütze der kleinen Wirthschaft war und außerdem das Glück der Kinder, der Gegenstand ihrer Sorgfalt, ihrer Beschäftigungen — ihr bester Spielkamerad, ihr geduldiger Gefährte bei all' ihren kleinen abenteuerlichen Späßen!

In einem Augenblick hatte Mora die Eigenschaften der alten guten Ziege überdacht und kaum konnte sie anders als Egon zürnen, dessen trotziger Uebermuth, wie sie sogleich einsah, alles dies veranlaßt hatte. Der Junge wird zu keck unter Deiner Hand, seufzte sie, und vielleicht fielen ihr Frau Bäbili's gute Gründe, die sie noch eben so lebhaft bekämpft, mahnend wieder ein, denn still weinend trug sie die leise stöhnende Ziege nach ihrem kleinen Stalle, sicher glaubend, das Alter des Thieres werde Heilung verhindern, und dann der Verlust da sein, ohne Hoffnung des Ersatzes.

Auch konnte Egon das neue Unglück nicht lange verborgen bleiben, denn da Hedwiga etwas Milch begehrte, stürzte er mit einem Töpfchen nach dem Stalle; er fand nun die von ihm so schwer Beleidigte unter Mora's wohlthätigen Händen stöhnend auf ihrem Lager, und die beiden verbundenen Pfoten zeigten, was er angerichtet. Erst stand er ganz erstarrt von dem sich häufenden Unglück, dann brach sein stolzer trotziger Muth zusammen und er umklammerte die arme traurige Mora und weinte mit neuer Stärke sein tiefes Herzeleid aus.

„Ja, Egon!" sagte Mora — „das gute Thier, das uns so lange nährte, werden wir jetzt verlieren. Die Füße heilen nicht wieder — schon ist die Milch vergangen — sie stirbt gewiß — und zum Wiederkaufen haben wir noch lange kein Geld!"

Ein härteres Strafgericht war noch nie über den unglücklichen Knaben ergangen! Was er auch später erleben mochte, trostloser, strafwürdiger fühlte er sich nie, wie an diesem Wendepunkte seiner Kinderjahre. — Doch übergehen wir die weiteren Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Aufregung und erzählen nur, wie er es mit den zärtlichsten Bitten bei Mora durchsetzte, daß sie sich endlich auf ihr Lager niederlegte; und wie er nun die ganze Nacht aufblieb, und bald an Hedwiga's, bald



an der alten Ziege Seite saß, und nachdem die Kleine sanft eingeschlafen, nicht mehr gestört werden durfte, nun der armen seufzenden Ziege ein zärtlicher Gesellschafter war, ihr das Heu aufschüttelte, die Umschläge näßte, Wasser zum Trinken reichte und alle Viertelstunden versuchte, ob sie nicht Klee essen werde, den er ihr jedesmal frisch von der Wiese, mit einem Satz über den Zaun springend, herüberholte. Auch schien das Thier die Wohlthaten seines kleinen Gefährten zu fühlen; immer noch schlug es die Augen zu ihm auf und leckte zuweilen die Hand des Knaben, als wollte es ihn trösten für die Unmöglichkeit, den Klee zu essen.

Wir verlassen hier die Hütte, um zu Frau Barbara Hülshofen zurückzukehren, welche nach der gewonnenen Ueberzeugung von Magda's Sicherheit, mit der ihr eigenthümlichen Ruhe zu ihrem Lehnstuhl zurückgegangen war, sicher, den Gegenstand ihrer Sorgen bald selbst eintreten zu sehn. Es war auch kaum Zeit, den Abendsegen auszulesen, da trat schon Magda mit leichten sichern Schritten in die Thür, dem Wiesenfenster zunächst, und sagte sogleich: „Ich bleibe länger, als Du dachtest — heut' ging es aber nicht anders.“

Frau Barbara schwieg — und in ihrem Schweigen lag gerade die Aufforderung, mehr zu sagen. Magda ging auch vor, als wäre sie gerufen worden, bis zu dem Lehnstuhl der alten Frau, dann sagte sie: „Ich habe heute genug erlebt!“

„Dagegen habe ich nichts!“ erwiderte Frau Barbara ruhig, „aber das unnatürliche Weinen, welches ich sah, als ich Dich suchte und im Klostergarten sitzen fand — mißfällt mir.“

Schnell blitzten Magda's Augen auf — dann schoß eine glühende Röthe in ihr blasses Gesicht, und nach einer Pause sagte sie: „Mir gefällt's auch nicht, Base! und darum wollte ich es heimlich abthun.“

„Es giebt nichts Heimliches — Einer sieht es immer — selbst wenn Menschenaugen nicht bis zu uns reichen,“ entgegnete Barbara.

„Den Einen fürchte ich nicht! Mein Weinen wird nicht so wenig Ursach vor ihm haben, denn Er weiß den Zusammenhang.“

Auch diese Aeußerung führte noch zu keiner Frage, obwol ein forschender Blick der Alten das Mädchen streifte. „Thue jetzt das Versäumte,“ sagte sie dann ruhig.

Im Augenblick flog Magda dahin. Rasch und mit Geschick setzte sie Teller und Stühle um den Tisch in

der Mitte des Zimmers. Dann eilte sie hinaus, da in Frau Bäbili's Bereich sich noch ein Raum für die Vorräthe der alten Frau Hülshofen befand, und bald trug sie den Napf mit gesäuerter Milch, das kräftige Brot und die glänzende Butter auf. An dem Brunnen schöpfte sie dann die blinkende Kanne voll Wasser und stellte die kleinen Becher daneben; dann kniete sie vor Barbara hin, sprach ein kurzes Gebet und Beide setzten sich an den Eßtisch in dem heimlich dämmernden Zimmer, vor dem der Abendhimmel mit auftauchenden Sternen lag.

Die Alte aß ihr gewöhnliches Maaß, ohne zu sprechen und ohne aufzublicken; Magda dagegen ließ ihren Teller leer und ihre Augen sahen fest durch das Fenster.

„Sollen wir nicht zusammen essen?" fragte Barbara, als sie das Mädchen ein Weilchen betrachtet hatte — „Warum sind Deine Gedanken nicht bei Dir? Willst Du ein halbes Mädchen werden? Willst Du nicht wissen, was Du thust? Sollen Deine Hände ohne den Lenker Deiner Gedanken wirr und ungerathen Halbes verrichten? Soll ich Deinen Leib sehen und denken, Deine Seele habe ihn verlassen? Ist das Sitte und Recht?"

Magda hatte sich zu ihr gewendet und sog die Worte von ihrem Munde. Plötzlich stand sie auf, richtete sich

in die Höhe, athmete tief auf und sagte dann: „Nein, Base! weder Recht noch Sitte — und soll es so nicht bleiben, so wahr ich Magda heiße! Gleich werde ich anders sein — gieb Acht! Ich räume schon weg mit meinen Gedanken, so gut wie mit meinen Händen. Ja! essen will ich auch — nein! nein! es soll mir nichts anhaben!" Doch stürzten bei diesen Worten dicke Thränen über ihre Wangen. „Wie ich das hasse, Base!" fuhr sie eifrig fort und strich mit der schlanken Hand die Tropfen von den Wangen — „so wie Du sagst — nicht bei sich sein! Das ist so recht wie dann die Menschen schwach werden — und Jeder mit Solchen machen kann, was er will. Nein! nein! Base, ich will nicht schwach sein — da sollen sie nur machen können, was ich will — und ich will bei mir sein — die Augen, die aus mir sehen, sollen von meinen Gedanken wissen!"

Sie aß während dem hastig die gewöhnliche Portion, und zwar mit einem Eifer, wie man eine Arbeit abthut. Ihr blasses Gesicht färbte sich, und wenn sie nicht zu tief in ihre eigne Gedanken versunken gewesen wäre, hätte sie bemerken können, daß jetzt erst Barbara's Augen unruhig und erstaunt ihrem hastigen Wesen folgten. Doch war die schweigsame Frau mit der Anregung zufrieden, die sich in Magda kund gab; sie liebte nicht

zu stören und sah lieber zu, wie sich die Menschen um sie her von selbst einrichteten.

Als Frau Barbara hinter den Vorhängen ihres Bettes in der oberen Schlafkammer lag und das leise Tappen und Knistern verfolgte, womit auch die schweigende Magda sich zur Nachtruhe rüstete, war ihr Herz sorgenvoller, als sie sich gern zugestand, denn sie wußte, Magda würde noch an ihr Bett kommen und beten, und ihr gute Nacht sagen.

Jetzt war es so weit. Magda schob die Vorhänge zurück. Die puritanische Haube war verschwunden, die rabenschwarzen Zöpfe hingen lang über den Rücken hinunter, eine kleine weiße Kappe war um den reizend geformten Kopf gezogen und unter dem Kinne fest gebunden. Sie trug um den Oberkörper nichts als das weiße Hemd, das zugebunden die Schönheit der jugendlichen Formen zeigte; ein Röckchen von buntem Damast machte die übrige Bekleidung. Sie betete ernst und ihre Stimme ward immer fester und ruhiger — dann kniete sie zum Segen hin — küßte die alte Barbara und wünschte ihr gute Nacht.

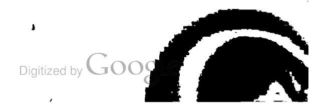
Jetzt zog sie mit der einen Hand die Vorhänge zu — Barbara horchte — sie blieb stehn — leise öffnete sie noch einmal den Vorhang — sie steckte den Kopf hinein und suchte die Alte — diese saß noch aufrecht —

„Base," sagte sie dann — „ich habe heute den Grafen Lary gesehn!"

Die Alte fuhr zusammen, als fühlte sie einen Stich — schon hingen die Vorhänge geschlossen ruhig neben einander, und ein leises Knistern und das Erlöschen der Lampe verrieth, daß Magda zu Bette ging.

Auch in dem armen Hüttchen der Frau Mora sank der Schlaf wohlthuend auf die Augen der Müden nieder, und es war eine sonnenhelle Morgenstunde, als Frau Mora erwachte und Hedwiga noch so sanft schlafend an ihrer Seite fand, daß sie sich leise wegschlich, um nach Egon und der Ziege zu sehn. Wie lange auch der Knabe wachend ausgehalten haben mochte, endlich hatte ihn doch die Ruhe der Nacht überwältigt. Er lag tief eingeschlafen auf dem Bündelchen Heu, was er vielleicht kurz zuvor für die Ziege aufgeschüttelt hatte.

Diese lag dicht neben ihm; sein einer Arm, der jetzt zurückgesunken war, hatte sie wahrscheinlich gestützt; ihr Kopf lag auf seiner Brust, aber die steif ausgestreckten Pfoten ließen Mora ahnen, was hier geschehen. Sie bog sich nieder — das arme Thier war kalt, kein Athem hob mehr den Körper, sie war in Egon's Armen während seines Schlafes gestorben. Wie tief mußte der arme Knabe, der dies Unglück verschuldet hatte, sein Vergehn empfinden! Sie blickte mit Theilnahme auf



den sanft Schlummernden, den die Ruhe und der Schlaf verschönte, und neben den Seufzern ihrer Brust drangen auch die Thränen aus ihren Augen. Doch that es ihr weh, den Knaben neben dem todten Thiere liegen zu sehn; sie hob den Leichnam auf, trug ihn aus dem Stalle und legte ihn leicht mit Heu überschüttet neben der Hütte in's hohe Gras. Jetzt war Egon unruhig geworden; er arbeitete sich aus dem Schlafe empor und saß, gerade mit dem Erwachen kämpfend, aufrecht, als Mora zurückkehrte.

Sogleich kam ihm die Besinnung wieder — er blickte neben sich, und als er die Ziege vermißte, sprang er auf und rief freudig, auf Mora zustürzend: „O! sag', ist sie wieder gesund — ist sie auf der Weide?"

„Nein, Egon," erwiderte ihm Mora — „sie geht nicht mehr nach der Weide."

„So hol' ich ihr künftig den Klee und füttre sie so satt, als wenn sie auf der Weide wäre. O, liebe Mora, sie soll es recht gut haben die arme alte Ziege — recht gut! und Adrian wird mir Salbe geben für ihre kranken Füße!"

„Sie hat es schon gut, Egon, und bedarf der Salbe nicht mehr. Aber willst Du jetzt wol dran denken, daß Du Dich immer weniger von mir leiten läßt und Dein Starrsinn und Dein heftiges Wesen immer zunimmt?

Weißt Du auch, daß mir alle Menschen sagen, Du thätest nicht mehr gut im Hause? Ich soll Dich hinaus thun unter Männer-Zucht, wo Du gehorchen lernst und Dich in Anderer Weise schicken."

Egon hörte mit klugen Augen aufmerksam der Rede zu, dann sagte er: „Du willst aber nicht, daß ich dienen soll — wo soll ich das nun erfahren, was Du willst, daß ich lerne?"

„Wär' es nur eine rechte Stelle," seufzte Mora — „so möchte es drum sein! Was kann ich dagegen? Es wächst Alles an, und wenn die Frucht reif ist, dann will sie fort vom Stamme. Aber unter den rohen Gesellen bei Guntram, was soll da aus Dir werden?"

„Aber Guntram selbst" — rief Egon — „zu Guntram ginge ich am liebsten, wenn Du mich fortschicken willst."

„Willst?" rief Mora fast ärgerlich — „ich will nicht! Aber Du zwingst mich dazu. Lange schon sehe ich Dir den Sinn über Gebühr wachsen, und immer ließ ich es hingehn. Aber gestern da ist es mir selbst sicher geworden, daß Du mir entwachsen bist; auch werde ich Dich schwerlich ernähren können, wenn uns die Ziege fehlt, und gut wäre es, wenn Du Nahrung und Kleidung bekämest. Hedwiga bringe ich mit meiner Hände Arbeit eher durch."

Egon ließ sie ausreden, denn obwol er jetzt ahnte, die Ziege sei todt, so war er doch so erschüttert, daß er eine Zeitlang schweigen mußte. Er kam sich wie ein Mörder vor — und seine Sünden schienen ihm das Maaß zu sehr zu überschreiten, um verziehen werden zu können.

„Ja! ja!" rief er endlich abgebrochen — „laß mich fort! ich will dienen — ich will arbeiten für Dich, Mora, für Hedwiga — denn ich habe Alles verschuldet — die Ziege umgebracht — und bin ein Bösewicht!"

Er warf sich auf die Erde, in das Heu des kleinen Stalles, der das Sprachzimmer dieser betrübten Menschen war — und der Schmerz schüttelte seinen ganzen Körper. Mora sah ihm stilltraurig zu; der Augenblick betrübte sie weniger, weil sie mehr auf das sah, was ihr nun nah gerückt war, was ihr Trennung von dem ungestümen Liebling verkündete, wenn auch die Art und Weise noch dunkel vor ihr lag.

Jetzt kam Hedwiga leise herbei geschlichen, und als auch sie den Tod der Ziege erfahren, stillte Egon seine Thränen, um Hedwiga zu beruhigen, und bald verließen Alle den kleinen Stall, den Schauplatz ihrer Leiden, und als sie hinaus traten, da lag der Sommermorgen mit seinem ganzen Reichthum um die ärmliche Hütte! Die Linde duftete mit ihren vollen Blüten — und die

Vögel sangen in ihren Zweigen. Von der Wiese herüber wogte ein thauiger Nebel empor, und auf der Schulter des steinernen Christophorus, dessen Figur über den Bretterzaun ragte, leuchtete das Christuskind von der Morgensonne vergoldet. In der Klosterkirche aber, zu deren Füßen sich die kleine Ansiedlung befand, ertönten die ersten leisen Akkorde der Orgel und des Gesanges, womit die frommen Frauen des Ursulinerstifts ihre Frühmesse begingen.

Das arme bekümmerte Weib, die traurigen Kinder blickten umher und es ward milde in ihnen, sie wußten vielleicht nicht, warum. Hedwiga zeigte lächelnd, noch mit Thränen in den Augen, nach dem kleinen Neste in den untern Zweigen der Linde, was beide Kinder wie ihren Schatz behüteten und worin eben ein lebhaftes Gezwitscher zwischen den zahlreichen Insassen desselben entstanden war. Mora aber legte die gefalteten Hände auf die Bretterwand und richtete ein inbrünstiges Gebet an das glühende Bild des kleinen Erlösers, während Egon's Augen sich von Einem zum Andern wandten und er seinen kräftigen Geist aufrief, Hülfe zu schaffen für die Uebel, die er verschuldet.

In diesen Gedanken hörte er es vielleicht zuerst, daß auf dem Pachthofe der Frau Oberhofer sich die Ställe öffneten und Adrian, der alte Schweizerknecht,

die Kühe in's Freie trieb. Augenblicklich flog er in's Haus, kam mit einem Töpfchen zurück und war nun mit einem Satze über den Zaun, um seinen alten Freund Adrian aufzusuchen. Frau Mora sah still zu, was der Knabe vollführte; wußte sie sich doch auch keinen besseren Rath, um ihren armen Kindern das nöthige Frühstück zu verschaffen. Auch hatte Adrian das Vertrauen des Knaben nicht getäuscht. Er kam sogar mit ihm und trug einen kleinen Milcheimer, voll eben gemolkener Milch, der das Töpfchen Egon's mehrere Male zu füllen versprach, und reichte ihn der Frau Mora hinüber, während er selbst bedächtig nachstieg, um die Ziege zu untersuchen, über deren plötzlichen Tod er nicht geringes Bedauern und Erstaunen ausdrückte.

„Nu! nu! Frau Mora," sagte er tröstend — „laß Sie sich's nicht so zu Herzen gehn. Alt war sie — die Milch hat den Kindern nicht mehr g'taugt — das ist alles Schickung — damit der Ueberfluß bei uns nicht umkomme!"

„Adrian," erwiderte Mora — „ich danke Euch heute für die Aushülfe — doch jeder sorge für sich — der Ueberfluß bleibt für Euch."

Adrian kannte dergleichen abweichende Erwiderungen und ließ sie lieber ohne Antwort, da er nach Art

alter Viehzüchter neugierig war, den Tod der Ziege zu ergründen. Er untersuchte den Körper hin und her und erklärte endlich, der Leib sei stark geschwollen — sie habe nach der fetten Weide sich beim Falle etwas im Leibe gesprengt und dies sei wol die nächste Ursach' ihres Todes, obwol der Bruch beider Beine ihn später doch veranlaßt hätte.

Die Kinder sahen traurig der Todtenschau zu, und es schien ihnen nun erst sicher und gewiß, die Ziege werde nicht wieder erwachen. Doch Adrian wollte sie trösten und sagte, beim Schreiner auf dem Klosterhofe stünden drei Ziegen; der wolle gern eine verkaufen, — und das würde sich schon passen.

„Ja," sagte Frau Mora mit dem etwas rauhen Ton des Unwillens, den der Dürftige empfindet, wenn ihm zu der leichtesten Art, erfahrner Noth abzuhelfen, die Mittel fehlen. — „Ja! Adrian, — das ist Aushülfe für die Reichen, nicht für Mora, die dazu noch keinen Batzen liegen hat."

Da war Egon mit der gährenden Angst in seinem Innern bis zum Entschluß durchgedrungen. Er ergriff den Arm des alten Schweizers — „Hör', Adrian," sagte er hastig — „frag, was die Ziege kosten soll — Mora soll eine Ziege haben — wenn ich weiß, wie viel Geld wir dazu brauchen, gehe ich zur Fürstin Morani

und lasse es mir geben — und dann diene ich es ab — und werde Page bei ihr, oder Laufer, oder Gärtner, oder was sie will! Das kann man thun — davon hat mir Guntram oft erzählt."

„Ach," rief Hedwiga — „warum gehst Du nicht lieber zu dem schönen guten Herrn, der Dich fragte, ob Du bei ihm dienen wolltest? Der giebt Dir Alles, was Du brauchst und mir auch. Mora, bitte ihn, daß er zu dem schönen jungen Herrn geht, denn er wollte Egon sogleich in Dienst nehmen."

„Ich aber will ihm nicht dienen!" rief Egon — „ich will nur der Fürstin dienen, und Du brauchst ihn gar nicht so lieb zu haben — und er soll Dir nichts geben — gar nichts; hörst Du?"

Erschrocken über seine Heftigkeit, flog Hedwiga zu Mora, und diese hatte jetzt genug durch den Knaben gelitten. „Ungerathner Bube!" rief sie heftig — „kann all' das Unglück Dich nicht beugen, was Du angerichtet? Mußt Du immer noch Dich wie toll gebärden? Ja, fort mußt Du — fort sollst Du, unter scharfe Zucht — nicht wieder unter Weiberhand!" Erzürnt wandte sie ihm den Rücken und trat in das Haus zurück.

Die beiden kleinen, einander so nah gerückten Familien sollten zu einer und derselben Zeit eine Unter-

brechung ihrer Lebensordnung erfahren. Zwar hätte man Magda unverändert nennen müssen, wenn man nur flüchtig beobachtend dem Wesen des jungen Mädchens zusah; denn wie gewöhnlich stand sie früher auf als Frau Barbara Hülshofen und traf noch mit der aufwartenden Magd zusammen, die den Fußboden des Zimmers kehrte. So wie sie ging, trat Magda's Wirksamkeit ein. Sie stellte die verschobenen Stühle und Tische an ihren Platz, und mit schnellen leichten Schritten umherstreifend, säuberte sie mit geschickter Hand alle Gegenstände vom Staube. Dann breitete sie ein feines gewirktes Tuch über den großen Tisch und schlüpfte nun nach der Küche, die eine Tasse Kaffee zu bereiten, die Frau Hülshofen sich jeden Morgen zum Frühstück erlaubte, während für Magda die frisch gemolkene Milch bereit stand.

Als nun neben der kleinen Tasse von Meißner Porzellan die frischen Waizenbrötchen lagen, und auf dem Lehnstuhl das Andachtsbuch, schlüpfte sie die kleine Stiege hinauf in das Schlafgemach der Frau Barbara und legte die letzte Hand an den Putz der alten Dame. Denn nie verließ Frau Barbara dieses Zimmer, ohne jene feste steife Kleidung der damaligen Zeit angelegt zu haben, und es verstärkte den Eindruck ihrer kalten abgeschlossenen Erscheinung, daß man sie nie anders im

Hause sah, als mit der blendend weißen steifen Flügelhaube und dem sauber in Falten gelegten Halstuche, mit dem schweren bauschigen Rock von gesteppter Serge, und der dazu gehörigen Kontusche mit breit über den Rücken auslaufenden Falten. Um den Hals trug sie aber eine anschließende Erbskette von reinem Dukatengolde, an der ein goldnes Schaustück hing.

Nachdem an jenem Morgen Frau Hülshofen ihrer Nichte gegenüber saß und das Frühstück der Andacht gefolgt war, erhoben sich die ernsten Blicke der alten Frau zuweilen mit besonderem Ausdruck zu Magda, und ihr selbst wollte dünken, das Mädchen habe die gestern erfahrene Erschütterung verschlafen, denn diese zarten rundlichen Formen, diese tiefen warmen Augen — alles war so unverändert, so ohne Eindruck, daß der Wassertropfen nicht spurloser über das liebliche Gesicht hätte gleiten können. Auch aß und trank sie mit gutem Appetit und schwatzte leichthin ein paar Worte — Alles schien dasselbe und Frau Barbara erwog noch einmal in ihrem Geiste, ob es wirklich nöthig sei, sich von ihrem Lieblinge zu trennen — denn diesen großen und schweren Entschluß hatte sie während der Nacht gefaßt und ihn sogleich einzuleiten gedacht. Doch schien es, als bemerke Magda ihre nachdenklichen Blicke und als errege dies in ihr nun erst Unruhe; denn das Licht

ihrer Wangen fing an zu wechseln zwischen Blässe und Röthe, und dieser Anblick trieb die Worte fast unwillkürlich aus Barbara's Munde.

„Schon vor einigen Tagen hatte ich einen Brief von meinem Bruder, Magda — er fordert sein Eigenthum zurück — die Zeit sei gekommen, meint er! Sage es den Klosterfrauen und der Frau Aebtissin Gnaden, denn ich gebe meine Einwilligung."

Magda sah mit der größten Spannung in die Augen der alten Barbara — höher und höher stieg das Roth auf ihren Wangen — plötzlich fuhr sie auf — „Du mißtraust mir, Base! darum schickst Du mich fort, ehe die Klosterfrauen abschließen. Du fürchtest, daß ich ihn wiedersehe, da Du nun weißt, wie ich von ihm denke!"

„Ich weiß nicht, wie Du von ihm denkst," erwiderte Barbara, „und was nutzt es, wenn ich es wüßte. Mir ist keine Gewalt gelassen über Dich und die Pläne des starren Mannes! Was ich in Deine Seele legte von grader Ansicht der Dinge, ist was ich Dir nutzen konnte: Warnungen sind Spreu, die der Wind der Leidenschaften verweht — wir leugnen, was wir erlebt, oder Andre erleben sahn, um zu thun, was uns behagt, und die Erfahrung höhnt den Klügsten! In einer andern Kappe erkennen wir das oft gesehene nicht wieder



oder überreden uns, so gerade mit ihm fertig werden zu können. Drum halte ich Dich nicht auf und mag nicht einschreiten, denn es ist müßige Arbeit!"

„Ich aber," rief Magda, „weiß, was Du meinst! Lieber höre ich auf Deinen Bruder, denn er steht mir viel näher als Du und Dein begrenztes Bürgerleben, und was mir da alles lästig nah kömmt, das möchte ich mit einem Sprunge überholen! Aber doch bist Du mir sicherer; ich kann denken, man müßte das immer behalten, was Du für besser hältst, wenn man das Andere auch gern hat. Doch laß das nur gehn; wenn ich auch viel mehr wünsche als Du, und es mich oft ganz ungeduldig macht, wie Du fest sitzest — doch gehöre ich Deinem Bruder nicht so ganz an, daß ich nicht wüßte, Du wärst sogar mäßiger als er. Aber leben muß ich erst — und weiß noch nicht wie — vielleicht anders, als Ihr Beide wollt!"

„Das weiß ich zu meinem Trost!" sagte Barbara, besonders erweicht — „Denn wenn ich fest halte an meiner Weise, und mir bewußt bin, sie ist eine von den tüchtigen Stützen der gebrechlichen Welt, möchte ich nicht die Jugend in selber Art abschließen sehn. Ich war nicht immer wie heute, und Du darfst vielleicht nicht jetzt sein wie ich. Es sind viele Wege zum Ziele — wir versuchen oft verschiedene — wir glauben, bald

dieser, bald jener sei der nächste — dann verirren wir uns — das thut am Ende Alles nicht viel, die Hauptsache ist, daß wir ein Ziel unverrückt im Auge haben."

„Ich kann Dich gut verstehen, Base!" nahm Magda wieder das Wort — „Du hast in Deiner Art, was mir so recht nach Sinn ist; ich glaube, Dich hat kein Mensch gewendet, wenn Du dachtest, es sei recht. Fest möchte ich auch sein — und furchtlos dazu! Gestern, Base! bin ich mir in keinem Stücke recht gewesen — das werde ich mir nicht vergeben und Du brauchst mich nicht zu schelten — ich hab's Alles von selber. Ganz anders, dachte ich, müßte es sein, wenn ich ihn zuerst sähe und hundertmal hatte ich mir's überlegt, wie's zusammen treffen sollte — und nun schleppt mich Egon wie ein Bündel an's Land und wie ich denke, mit der guten alten Fürstin zu lachen, — da steht er mit uns da! Sieh! grad' als ob das Bild von seinem Oheim, wie der auch noch jung und schön war — als ob der aus dem Rahmen träte. Da habe ich mich denn sicher zuerst gegraut, denn Du glaubst nicht, wie mir wurde, und dann wollte ich davon laufen — denke nur! ich drehte mich um und wollte fort — in's Wasser hinein — ertrunken wär' ich am liebsten — so heiß und angst war mir! Ich glaube, sie hielten mich;

aber wie ich mich umsah, stand er wieder da, und nun wußte ich, daß er es war und Alles fiel mir zugleich ein! Ach und daß Keiner wußte, was mir einfiel — daß ich ganz allein, ganz verlassen dastand — nein, Base! das war mir, als zerschnitte es mir das Herz. Als mich dann die gute alte Fürstin wegführte und mich fragte, warum ich mich so vor dem guten Grafen Lacy erschrocken hätte, da mußte ich weinen, als wäre Alles todt und begraben und wir gingen zur Leiche!"

„Häßlich! häßlich!" sagte Barbara — „was ist das für ein wüster Zustand! Du mußt Dir recht lästig damit sein."

„Ja, Base! so lästig, daß ich heute Alles todt mache in mir; und nicht ungelegen kommt es mir, daß Du mich fortschickst, denn ich mag zur Fürstin nicht — und thust Du's nur nicht aus Mißtraun, da ist es mir ganz recht! Sieh! lange Reden halte ich dem Großvater schon in Gedanken; da kann's denn nicht schaden, daß eine an ihn kömmt."

„Was das träumt!" sagte Barbara, unwillkürlich die Augen gen Himmel schlagend — „Du wirst seinen Sinn nicht beugen."

„Wer weiß, ob ich das wollen werde," entgegnete Magda. „Denn sieh! lieb habe ich ihn sehr, den alten prächtigen Großvater! Warm wird mir's vom Kopfe

bis zum Fuß, wenn ich nur an ihn denke. Was mir bei dem einfällt, fällt mir nirgends ein; vier Ohren möchte ich haben, um Alles zu hören; über meinen Kopf noch einen drauf, der mir denken hülfe — denn er hat Verstand für Zwei. Und dann, wie lustig kann man sein! und das schöne alte Dohlennest — die Thürmchen — die schönen Bilder — die kostbaren Meubles und Geschirre — sieh! das ist Alles viel mehr nach meinem Sinn als hier, und ich denke immer: Etwas möchte ich davon behalten mein ganzes Leben lang!"

„Ja! ja!" sagte Barbara — „es liegt Dir im Blut! Ich hab' mein Blut wo anders her — es hat mich nie dahin getrieben."

„Ja!" sagte Magda, „sonst könntest Du's haben wie Einer! Aber soll ich Dir sagen, wie ich denke? Es ist mir was werth, daß Du ganz anders bist. Dein Leben kann ich nicht leiden, es ist mir zu gering; aber Du selbst bist so — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — Dein Leben wird was, weil Du es führst! Ich seufze oft, wie Alles so beschränkt ist — sehe ich Dich aber an, dann ist es mir so lieb, als wäre es was Rechtes. Du thust so eigen mit Allem, und ich muß oft lachen, wenn ich Dir's nachmache — denn wenn Du's für was hältst, habe ich ordentlich Achtung davor; doch blos, weil Du es so ansiehst."

Barbara hatte ein weiches Gesicht unter Magda's Worten bekommen. „Laß Dir den Eindruck lieb sein; er hilft Dir einmal irgendwo," sagte sie.

„So ist es schon," antwortete Magda. — „Nie denke ich öfter und lieber an Dich, als dort, wo es so viel schöner ist. Da liebe ich Deinen kleinen knappen Haushalt recht und die Ruhe, die bei Dir ist, wo man sich ordentlich gut vorkömmt! Denn hier, wo ich so gern das Geringe arbeite, weil es für Dich ist, bleibt Alles in mir ruhig — aber dort, wo ich Alles gethan bekomme und mit dem Finger tippe, oder rufe, oder befehle und dann Alles da ist, ohne daß ich mich bemühe, werde ich oft unruhig, denn ich weiß, Du sähest dem mit Widerwillen zu."

„Du mußt nicht so leicht über etwas unruhig werden — das ist immer vom Uebel und heißt den Dingen Gewalt geben über uns. Auch solchen Zuständen, wie die dortigen, mußt Du gelassen zusehn; wenn's Dir gefällt, so lasse Dir dienen; es ist nicht größerer Schaden dabei als bei manchem Andern. Nur die Unruhe muß man abhalten."

Magda versank in Gedanken. Dann sagte sie: „Wie mir jetzt Alles dort vorkommen wird, nun ich ihn gesehen habe? Heute Morgen, ehe ich die Augen auf-

that, dachte ich: Wie wird's nur heute aussehn! Ich glaubte, es müßte Alles anders sein!"

„Und da wirst Du denn gesehen haben, daß es Alles beim Alten ist." Es hing mehr erwartende Frage an diesen Worten Barbara's, als sie selbst verrathen wollte.

„Doch blos darum, weil ich es will!" sagte Magda rasch, fast heftig. „Ich zwinge mich', daß Alles dasselbe sein soll — aber mir schwindelt oft der Kopf. Sag, Base! wann soll ich fort? und zieht Käthe auch indessen zu Dir?"

„Der Großvater wartet auf Antwort. Doch kannst Du mit Hieronymus, dem Arzte, bis Prag reisen. Von dort machst Du's ja in wen'gen Stunden und der Großvater schickt Dir die eignen Leute. Du bist dann früher da, als er Dich erwartet — Käthe zieht zu mir, so bald ich's fordere!"

„So will ich auch noch recht bei Dir bleiben die kurze Zeit," rief Magda. „Auch nach dem Kloster gehe mit mir; die Nonnen werden's nicht gern sehen, daß ich reise. Ich habe was gelernt die Zeit! Da war die Wahl auf mich gefallen — ich sollte der Frau Kaiserin das Gedicht sagen, wenn sie zum Dank für den Klosterkäse hierher kömmt — und gern hätt' ich's gethan. Es geht mir nichts über ihre große Augen und

wie sie lächelt — und wenn sie geht und der schöne lange Hals so wogt. Gern hätt' ich ein Lächeln und einen Blick ganz für mich allein gehabt!"

„Das kannst Du Dir überlegen und nach Gefallen einrichten; der Großvater erwartet Dich noch nicht."

Nach diesem Gespräch trat die alte Ruhe und Leichtigkeit des Verständnisses zwischen beiden Frauen wieder ein, und als Magda geschickt und rasch die kleinen Dienste des Hauses verrichtete, und Barbara's Auge mit dem Geleitsbrief irgend einer unbedeutenden Anrede dem lieblichen Wesen zu folgen trachtete, sagte sie sich tröstend: „Sie wird nie ganz unglücklich werden; sie hat Lust, das Leben zu handhaben. Es wird in ihr einen gefaßten Gegner finden!"

Der Graf von Kaunitz hatte die Verlobungsanzeige des Grafen Lacy von ihm selbst empfangen, und es gehörte die kalte Ruhe des großen Staatsmannes dazu, um das Erstaunen zu unterdrücken, welches Jeder bei der Nachricht einer so ungleichen Verbindung empfinden mußte. Er kannte die Fürstin und war in früheren Zeiten mit dem Vater derselben vertraut gewesen. Wie Jeder, der diese gute Tochter beobachten konnte, mußte

auch er ihr das Zeugniß eines edlen Karakters und eines mit Kenntnissen bereicherten Geistes ertheilen. Aber ihr vorgeschrittenes Alter, ihr stets reizloses Aeußere schien doch selbst dem Grafen, obwol er wenig solche Dinge beachtete, ein auffallendes Mißverhältniß.

Der Graf von Lacy bemerkte sehr wohl den Anflug von Erstaunen auf dem Gesichte seines von ihm so wahrhaft hochverehrten Gönners — aber er hatte diesen Schritt zu oft mit zu großer Ruhe in allen seinen Folgen überlegt, als daß er jetzt etwas unerwartetes erfahren konnte, und diese Sicherheit, diese innige Zufriedenheit drückte sich so bestimmt in seinem Wesen aus, daß der Graf sie bald mit ihm zu theilen begann. Nach den erfolgten Beglückwünschungen bat ihn Lacy, der Kaiserin die vorläufige Anzeige zu machen, und in Folge dessen um eine Audienz für sich und die Fürstin zu bitten. Als ihm der Graf auch dies versprochen, schien Lacy dennoch nicht am Ende mit seinen Wünschen, und Kaunitz, der den Grafen als seinen wohlgerathenen Schüler fast zu sich zählte, fragte ihn, was er noch wünsche, und erinnerte ihn, daß so eben die Stunde geschlagen habe, die ihn zur Kaiserin riefe. Gedrängt von dieser offenen Anmahnung, sich zu erklären, überwand Lacy jede Bedenklichkeit.

„Euer Gnaden wissen, in welcher Lage der Fürst

Morani seine Tochter hinterlassen hat, und Sie sind es bis jetzt gewesen, der den dringendsten Mangel von der edlen Dulderin abgehalten haben. Es gehört nicht zu den kleinsten Freuden, welche mir die Zukunft an ihrer Seite verspricht, sie in alle Verhältnisse wieder einführen zu können, die Geburt und Erziehung ihr anwiesen, denn die Lacy's besitzen ein fürstliches Einkommen. Aber jetzt — in diesem Augenblick leidet sie Mangel — an dem Nothwendigsten Mangel! Denn die Schulden des Fürsten bis auf die kleinste Anforderung zu tilgen, war die großmüthige Aufgabe der edlen Tochter; und sie hat sich von Allem nachgerade losgemacht, was noch einen Werth hatte, und steht jetzt in jeder Beziehung von jedem Bedürfniß ihres Ranges, wenn sie als Braut in der Welt erscheinen soll, entblößt da."

„Der Fürst Morani hat dem Staate stets mit der großartigen Liberalität, die sein Karakter war — zu verschiedenen Zeiten an fremden Höfen gedient. „„Unerledigte Verbindlichkeiten gegen denselben"" das war, denke ich, die Form, unter der Euer Gnaden schon damals der Tochter die Pension zahlen ließen, die ihre Armuth verbergen half. Sollte nicht jetzt sich noch im Auswärtigen Bureau eine unbeachtete Verpflichtung finden, die vielleicht vier bis fünf Tausend Gulden —

die ich hier bei mir führe — der Fürstin gerade jetzt in die Hände spielte?"

Der Graf war bei den letzten Worten so glühend roth geworden, daß Kaunitz sich einen Augenblick umwendete, um das verletzte Zartgefühl des jungen Mannes zu schonen. Aber lebhaft eilte ihm Lacy nach. „Graf Kaunitz," rief er — „keinem Menschen auf der ganzen Erde würde ich ein ähnliches Vertrauen schenken! Es mußte der edelste, der ehrenhafteste Mann sein, den ich kenne, um ein so edles Wesen wie die Fürstin Morani in ihren Verhältnissen Preis zu geben."

Der Graf Kaunitz wendete sich zu ihm. Die schöne Wärme des Wohlwollens lag auf seinem Gesicht — er reichte dem gebeugt vor ihm stehenden Lacy die Hand. „Sie haben die Fürstin in keine Gefahr gebracht. Ihr Vertrauen, wie Ihr Wunsch — obgleich seltsam genug — findet bei mir eine verstehende Aufnahme. Die Form würde sich auch finden lassen zu der Ausführung — aber eins muß ich als Bedingung hinzufügen — ich muß Freiheit behalten, im Fall die Sache das Ohr der Kaiserin erreicht, mich durch die Wahrheit gegen sie erklären zu dürfen."

Lacy schwieg. „Und ist dies als bestimmt zu erwarten?" fragte er nach einer Pause.

„Nein," erwiderte der Staatskanzler. „Im Ge-



gentheil! Sie haben, denke ich, mit Ihrem Freunde gesprochen, nicht mit dem Minister der Kaiserin. Ich werde die Form daher so einrichten können, daß sie wie ein Privatgeschäft von der Fürstin angesehen wird, und eine Andeutung möchte hinzuzufügen sein, die jede Danksagung gegen die Kaiserin zurückhält."

„Euer Gnaden werden mir damit eine schwere Last vom Herzen nehmen, und zu den großen Verpflichtungen der Dankbarkeit, welche mein ganzes vergangenes Leben bereits enthält, eine neue nicht minder große hinzufügen. Alles Uebrige überlasse ich ohne Einschränkung Ihrem Ermessen."

Mit großem Wohlwollen entließ der Staatskanzler den Grafen und am Abend desselben Tages erhielt die Fürstin Morani ein Taschenbuch mit 5000 Gulden und eine Berechnung über den nothwendigen gesandtschaftlichen Aufwand des Fürsten, als er nach dem Tode des letzten Medicis, als Bevollmächtigter des damaligen Herzogs von Lothringen, des jetzigen Kaisers, nach Toscana gesandt ward, welche Liquidation vom Fürsten großmüthig vergessen worden war und jetzt mit den landesüblichen Zinsen gerade die überschickte Summe betrug, über die der Graf Kaunitz, da er sie als ein Versäumniß seinerseits ansehen müsse — ohne weitere Erwähnung, blos um die Unterzeichnung einer beigefügten

Quittung bat, welche nichts enthielt, als die Bescheinigung: Aus den Händen des Grafen von Kaunitz 5000 Gulden empfangen zu haben.

Wer es kennen gelernt hat, auf einem Höhenpunkte der bürgerlichen Gesellschaft zu stehen, und mit Ansprüchen verfolgt zu werden, die zu würzeln scheinen, wo sie einmal angenommen sind, der wird sich des qualvollen Zustandes bewußt sein, wenn die Mittel verschwunden sind, die einst diese Anforderungen befriedigten, und ein sich immer wiederholendes Eingeständniß der Armuth verlangt wird, wogegen sich die stolzen Gewohnheiten eines früheren Lebens sträuben.

Die edle Fürstin hatte nicht minder diesen Widerspruch empfunden, weil sie ihn mit der größten Ergebung zu ertragen versucht hatte, und die kurze Dauer ihres jetzigen Brautstandes ließ sie die Belästigung nur tiefer fühlen, da ihre bisherige strenge Zurückgezogenheit sie nicht der Beobachtung bloß gestellt hatte. Es war daher, als sie die Sendung des edlen Grafen von Kaunitz empfangen, als ob ein Stein sich von ihrem Herzen wälzte, und sie dankte Gott für eine Schickung, die das Andenken ihres Vaters ferner vor dem Spott oder Tadel der Welt zu schützen verhieß.

Nur ihm, der ihre ganze Lage kannte, an dessen zarte Sorgfalt sie, von dem Gedanken ihrer Hülflosig-



keit geängstigt, denken mußte — nur ihm wollte sie diese Erleichterung mittheilen, und zwar mit dem edlen Stolze, sie ihrem Vater zu danken!

Nie war eine großmüthige Täuschung besser gelungen, nie mehr zur rechten Zeit auf dem schonendsten Wege Hülfe erreicht — und dennoch konnte Lacy kaum diese Unterredung ertragen; sie beugte ihn nieder wie einen Verbrecher, und hätten Zweifel über seine Theilnahme bei der Fürstin entstehen können, sein verlegenes ausweichendes Betragen hätte es vollständig gerechtfertigt.

Sie hörte mit mehr Fassung als bei der ersten Erwähnung, daß die Kaiserin bereits ihr Verhältniß zum Grafen kenne und am Ende der eben angetretenen Woche eine Privat-Audienz für Beide erlaubt habe. Noch an demselben Tage hatte sie eine Unterredung mit Georg Prey, der ihr, eben so erheitert als sie selbst, versprach, die theuren Gegenstände aus dem Schmucke ihrer Mutter, die sie zuletzt geopfert, um die noch übrig gebliebenen Forderungen zu tilgen, wieder zu verschaffen. Sie durfte ihre alte Kammerfrau aus dem Küchenzwange erlösen, und der alte Hieronymus, der in der kaiserlichen Küche nicht acht Tage ausgehalten hatte, nahm ihre Stelle wieder ein. Ja es fanden sich, nach den Wanderungen der hochbeglückten Kammerfrau durch

die Kaufläden Wiens, die verschiedensten Handelsleute mit den reichen Kleiderstoffen ein, die damals zur Ausstattung einer Frauenkleidung nöthig waren, und die Fürstin wählte mit dem ihr eigenthümlichen Geschmacke Spitzen und Stickereien, wie sie zu ihrer dermaligen Lage paßten, und wußte dabei in Farbe und Schnitt mit großem Takt die feine Grenzlinie zwischen Jugend und Alter zu halten, und den unverkennbaren Wunsch zu gefallen, mit edler weiblicher Art zu vereinigen.

So kam es, daß der Graf von Lacy, als er an dem zur Audienz bei der Kaiserin bestimmten Morgen im glänzenden Hof-Kostüm zu ihr eintrat, von ihrem Anblick überrascht stehen blieb, und mit Entzücken auf sie zueilend rief, indem er ihre Hand küßte: „Ich wußte nicht, daß Sie so schön wären!"

Claudia bebte vor der süßen Schmeichelei zusammen. Es war eine späte Jugend, die, von dem heiß geliebten Manne erweckt, ihr schwellendes Herz fast überwältigte. Lacy sah sie schnell erblassen — und als er sie nach einem Sessel führte und besorgt nach ihrem Befinden fragte, traten Thränen in ihre Augen.

„Fürchten Sie nicht" — sagte sie sanft lächelnd — „mich allzu glücklich zu machen? Dies Herz hat auf einem kalten Boden müssen leben lernen — jetzt — beschienen von der Sonne des Glücks, treibt es Keime

empor, die es fast überfüllen. Ich kann denken, daß ich an diesen Empfindungen sterben könnte."

„Claudia!" rief der Graf zärtlich — „müssen Sie mit einem so schmerzlichen Schlusse Ihrer Worte das Glück halb zurück nehmen, was mir der Anfang derselben gab?"

„Ach!" sagte die Fürstin — „so zu sterben — so im vollen Besitz Ihrer Liebe — unberührt vom Leben — von der Einmischung der Welt — vergeben Sie Lacy, wenn ich träume, es wäre das Höchste, was die arme Claudia erleben könnte!"

„Nein, Claudia!" rief der Graf mit dem heitersten Ton der Liebe — „ich kann Ihre nonnenhafte Schwärmerei nicht theilen. Meine Hoffnungen gehören dem Leben — dem langen Leben mit Ihnen an! Nicht fertig bin ich, wie glücklich auch schon heute, mit meinen Wünschen; ich habe so viel vor, in Alles sind Sie verwebt, überall bedarf ich Sie, und fühle Alles, was ich besitze, erst recht in seinem Werthe, wenn ich denke, daß es Ihnen gehören wird, wie mir. Morgen, Claudia, lege ich Ihnen die Pläne eines geschickten Architekten vor über die Ausschmückung dieses schönen kleinen Palastes; Sie sollen annehmen und verwerfen; Ihnen will ich es, Ihrem Geschmacke verdanken, wenn ich mich hier von allen Schätzen der Kunst und Indu-

strie umgeben sehe. Ich bin sehr reich und habe seit lange wenig gebraucht; es liegen große Revenüen aufgehäuft, die sich sehnen, ihre Verwandlung zu erfahren in diese einzig werthvollen Schätze, und Sie, theure Claudia, sollen die Zauberin sein, die das todte Metall verwandelt. Dann entwerfen wir unsern Lebensplan — wir müssen vertraut werden mit den Besitzungen, die uns in Böhmen gehören. Nicht wahr, Claudia, wir wollen nicht in vornehmer Kälte am Hofe die Einkünfte verzehren, die uns aus einem unbekannten Besitze zuströmen? An Ort und Stelle wollen wir die Quellen sehn, aus denen unser Wohlstand fließt; wir wollen den Boden und seine Bewohner lieben lernen und ihnen etwas sein — und was wir Gutes in uns tragen, dort in's Leben rufen. Doch eben so wollen wir dem großen Sterne nahe bleiben, der über unserm Vaterlande steht! Maria Theresia muß ich zu meinem Leben rechnen können und eine Zeit des Jahres bringen wir in Wien zu. Und jetzt zu ihr, theure Claudia! und nicht wahr, mit leichtem Herzen!"

Der Blick der Fürstin, mit dem sie sich erhob und ihm ihre Hand reichte, sagte, daß sie seine gelehrige Schülerin gewesen war.

Der Kaiser hatte in einer frühen Morgenstunde dem Erbprinzen von S. in seinem Kabinet eine Audienz zugesagt. Das Gefolge und die Hofchargen hatten Befehl erhalten, im Vorzimmer die Herrschaften zu erwarten.

Der Erbprinz von S. kam aus Italien. Man wußte, daß der Kaiser seine endliche Rückkehr veranlaßt habe. Beide waren seit ihren jüngeren Jahren innig befreundet, und da aus der langen Abwesenheit des Erbprinzen Uebelstände zu erwachsen anfingen, hatte der Kaiser — zur Vermittelung aufgefordert — es übernommen, den Erbprinzen aufmerksam darauf zu machen und seine Rückkehr zu bewirken.

Der Erbprinz war, ohne sein Vaterland zu berühren, nach Wien gekommen, da er selbst sich gegen den Kaiser vertheidigen wollte über die Anschuldigungen, die seiner dort warteten. Er hatte in Folge ihres alten innigen Verhältnisses eine Privat-Audienz vom Kaiser erbeten, und ihm war diese frühe Morgenstunde, die Franz der Erste immer seinen eignen Angelegenheiten widmete, bestimmt worden.

Die Hofchargen, die den Erbprinzen von S. im Namen des Kaisers bewillkommten, erklärten ihn für

einen der schönsten Männer. Er war einige dreißig Jahr, und die kräftigste Gesundheit erhöhte die Schönheit regelmäßiger Gesichtszüge und einer hohen edlen Gestalt. Er trug die östreichische Generals-Uniform, denn er hatte in dem verflossenen Kriege ein bedeutendes Commando gehabt. Sein Ausdruck war, wenn er schwieg, sehr ernst, ja streng; beim Sprechen milderte er sich und verwandelte sich oft in die anziehendste Freundlichkeit; dann blieb nur ein Hauch von Schwermuth, der auf frühen Kummer schließen ließ und ihn nur noch anziehender machte. Er genoß bei Allen, die ihn näher kannten, die höchste Achtung; er flößte eine Liebe und Hingebung ein, die er kaum zu fordern, noch seltner zu erwidern schien. Seine Tapferkeit, seine Umsicht als Anführer war anerkannt; seine wissenschaftliche Bildung sollte ihn auch in diesem Gebiete auszeichnen.

Als er langsam durch die Vorzimmer ging, Bekannte begrüßte, Fremde sich vorstellen ließ, bezauberte er Alle durch die ruhige Wahrheit und natürliche Würde seines Wesens, die Jeden ehrte und Keinen verletzte, und als sich die Thüren des Kabinets öffneten und man noch Zeit behielt, zu sehn, daß der Kaiser ihn wie einen Bruder umarmte, fand Jeder die Auszeichnung erwünscht und natürlich.

Beide Männer waren gerührt, als sie sich aus den Armen ließen und in die Augen blickten. „Ernst!" sagte Franz der Erste — „vergiß den Kaiser — laß uns hier wenigstens die alten Jugendfreunde sein!"

Der Prinz war tief erschüttert, als er sich ehrfurchtsvoll verbeugte. Sehr verschieden war Beider Vergangenheit gewesen! Weckte die Erinnerung beim Kaiser nur heitre Bilder — schien sie im Prinzen einen Strudel leidenschaftlicher Bewegung aufzuregen. Die Adern der Stirn schwollen ihm und seine Farbe wechselte, obwol der Mann sichtlich in ihm rang, die Herrschaft zu gewinnen. Mit kaum hörbarer Stimme begann er zu sprechen: „Dies Wohlwollen, diese alten theuren Gefühle, die uns als Jünglinge verbanden — ich scheine sie doppelt nöthig zu haben, und ich zitterte, sie gestört zu finden nach den Bemühungen, die man versucht hat, um mich bei Euer Majestät zu verdächtigen."

„Darum bist Du ja hier, Ernst!" rief der Kaiser und zog ihn vertraulich zu einem Fenstersitze, von wo aus ihnen ein großartiger Anblick Wiens gestattet war — „darum nimmt Dich zuerst der Freund an und dieser soll erst den Kaiser lehren, was zu thun ihm gebührt. Bist Du damit zufrieden?"

„O!" rief der Prinz, „mein edler großmüthiger Herr" — —

„Und Freund! hoffe ich," setzte der Kaiser hinzu. „Ich weiß, wie Du bist; wie es mir immer zufiel, Dich erst zu erwärmen, ehe unsere Seelen in Fluß kamen. Du bist noch nicht hingebender, wie mir scheint; Dein Antlitz hat traurige Spuren, daß Du noch abgezogener, noch finsterer geworden bist."

„Ich muß um Vergebung bitten," sagte der Prinz — „ich hielt mich für stärker, als ich bin. Das Wiedersehn Eurer Majestät überwältigt mein schwer bekämpftes Herz. Ich möchte gerade hier wie ein Mensch empfinden können und das Aufleben so vieler theuren Gefühle erstickt mich — denn sie sind alle der Fluch meines Daseins geworden und hätten mich zum Bösewicht gemacht, wenn Gottes Hand den Unschuldigen nicht beschirmt hätte."

„Fasse Dich!" sagte der Kaiser nach einer ernsten Pause und zog die Hand des Prinzen von seinem erhitzten Gesicht — „ich habe viel über Dich gehört, aber der Zusammenhang fehlt mir, denn ich konnte leicht fühlen, daß mir nur gesagt ward, was mich zu ihren Zwecken stimmen sollte. Von Dir werde ich Wahrheit hören — und dann gedenke des mächtigen Schutzes, der Dir sicher ist, sowol von mir, wie von meiner Gemahlin."

„Ach! er ist machtlos gegen das unwiderrufliche

Elend der Vergangenheit!" rief der Prinz ungestüm. „Er ist machtlos für meine elende Zukunft, denn ich darf das ewig stachelnde Gefühl des erlittenen Unrechts nicht rächen, ich muß dem entschiedensten Verbrechen gegenüber schweigen und darf weder Hülfe suchen noch annehmen, denn — ich habe einen Mann zu schonen, den die Welt meinen Vater nennt!"

„Ernst! mein Freund!" rief der Kaiser erschüttert — „Du bist außer Dir — Du weißt nicht, was Du sprichst!"

„Ich fühle mit Beschämung meine Stimmung," erwiderte der Prinz, mit großer Anstrengung sich fassend — „sie ist nicht gemacht, das Vertrauen Euer Majestät zu gewinnen und sie ist mir um so schmerzlicher, da sie mich selbst überrascht. Bezähmter hielt ich den Gram in meiner Brust; aber ich erfahre die herbe Lehre, daß die Schmerzen, die wir nicht versöhnen, ihren Stachel behalten; daß sie durch Schweigen und Abwenden zwar zurücktreten — aber alsdann auf's Neue berührt mit vollen Kräften wie Dämonen aus der Tiefe aufspringen."

„Erzähle mir," sagte der Kaiser — „erzähle mir Alles, was Du erfahren, seit wir uns trennten; Vertrauen wird Dich ruhiger machen und ich hoffe, Du fühlst nichts in Dir, was sich gegen dies Vertrauen sträubt."

„Mein gnädigster Herr!“ rief der Prinz — „es ist mein ehrlicher wahrhaftiger Wille, so Ihr es erlaubt, mein ganzes Herz vor Eurer Majestät auszuschütten. Ich will die Wahrheit sagen, wo sie meine Fehler darthut, und will sie nicht verschweigen, wo sie die Verbrechen Anderer enthüllt. Dann treffe mich der Tadel, — das Mitleid, weiß ich, kann mir nicht ausbleiben!“

Der Kaiser drückte ihm die Hand und neigte das Haupt, der Prinz begann:

„Eure Majestät kennen meine Jugend, meine Erziehung! Ich hätte sie nicht nöthig zu erwähnen, aber je älter wir werden, je mehr sich die Begebenheiten unsers Lebens hinter uns sammeln, je öfter führt uns unser Nachdenken auf die Zeit hin, die wie der Aufzug auf dem Webstuhl die Fäden anknüpft, durch welche nachher das Webschiff des Lebens fliegt und das Gewebe entstehen läßt, wie der Aufzug es bedingt! — Bei mir lag in dem Aufzug meines Lebens ein rauher harter Faden, mit einem feinen, glänzend weichen, traurig verknüpft — und so ist auch das Gewebe geworden — verzeihen Eure Majestät die Gleichnißrede — so bin auch ich zwischen Böse und Gut herangewachsen, und Gott lasse das Erstere nicht das Stärkere sein. Aber, wenn ich noch beten kann, so ist es, weil das Engelsantlitz meiner Mutter sich vom Himmel zu mir niederbeugt —

wenn ich der Jahre gedenke, wo sie meine kleinen Hände in einander legte und mich Gebete lehrte, die noch jetzt in schweren Stunden wie Engel, die sie sendet, zu mir treten — und — ich erröthe nicht, es einzugestehn, wo ich dann diese Kindergebete wieder bete, und wo sie oft viel mit fortnehmen! — Meine unglückliche Mutter war eine Prinzessin aus dem Hause D. Das kleine Fürstenthum hatte wenig Ansprüche zu machen, und es war Hoffnung, daß meine Mutter ihrem Herzen würde folgen können und die Gemählin des Grafen Lacy werden, den sie, von ihm auf's Heißeste geliebt, wieder liebte. Schon waren durch die geschickten Unterhandlungen eines Freundes und sehr gewandten Advokaten die Hoffnungen Beider der Erfüllung nah, da sah mein Vater, der damalige Erbprinz, meine Mutter bei einem Besuche, den er von Prag aus, wo er mit dem Grafen Lacy und dem Bruder meiner Mutter sich in demselben Stifte befand, von Beiden begleitet an dem D.schen Hofe machte. Er sah die Liebe von Lacy und meiner Mutter! Ja er war im Vertraun — aber er gab sich dessenungeachtet der wildesten Leidenschaft zu ihr hin. Er bewarb sich trotz seiner großen Jugend um sie, und sein Antrag zeigte so große und unerwartete Vortheile, daß meine Mutter nach langem Widerstreben endlich ihrer Familie das Opfer brachte und, nur ein Jahr jün-

ger als er selbst, die Gemahlin des neunzehnjährigen Prinzen ward. Aber er dankte es ihr nicht! Obwol Lacy das Vaterland floh und meine Mutter wie eine Heilige lebte, verfolgte doch entehrendes Mißtrauen ihre Schritte — und dieses Mißtrauen traf auch mich! Von Jugend auf hatte ich in dem Vater einen Feind, einen grausamen Verfolger. Als ob bitterer Haß an die Stelle der sonst natürlichen Liebe getreten, so zitterte ich als Knabe bei seinem Anblick und vergalt als Jüngling mit bitterem Trotz das eingeleitete Mißverhältniß. Als die Mutter aus dem martervollen Leben, das sie führte, hinweg genommen ward, blieb ich allein, ohne Trost, ohne Anhalt dem übelwollenden Vater gegenüber. Ihr Tod verhärtete seinen natürlichen Karakter noch mehr; er ward dem armen Lande eine Geißel, und nur wer seinen Leidenschaften diente, konnte um ihn bleiben.

„Erlassen mir Euer Majestät, ein Bild weiter zu vollenden, in welchem ich mit tiefem Schmerze zuletzt doch meinen Vater erkennen müßte. Alles, was ich stumm mit ansah, erregte eine steigende Erbitterung gegen Verfolgung und Willkür in mir, und unverholen sprach ich aus, was in mir gährte. Mir war von der Mutter ein liebebedürftiges Herz gegeben! Ich sehnte mich unaussprechlich nach einem Ruhepunkte, einem Anhalt zur Ausgleichung so vieler Schmerzen.



Auch blieb mir Zeit, der eignen Neigung nachzugehn, denn da mein Vater den Geist des Widerspruchs in mir sich rühren sah, da Alles, was ich that, theils von ihm selbst, theils von denen, die ihm gern im Bösen dienten, entstellt ward, folgte eine Art von Verbannung vom Hofe, und ich lebte an andern Höfen oder auf einem Schlosse unfern der Hauptstadt, wenn diese Reisen ihm noch eine zu große Gunst erschienen. In diese Zeit fällt meine erste unvergeßliche Bekanntschaft mit Franz von Lothringen, die der römische Kaiser nicht vergessen hat!"

„Es waren schöne Jahre!" rief der Kaiser — „und damals besiegte Dein froher Jugendmuth noch die Last, die Du daheim zu tragen hattest. Du ließest mich nicht fremd mit dem Zwiespalt in der Heimat, und wir Alle kannten Deinen Vater; ja! oftmals hatten sich schon Unterthanen-Klagen bis zum Throne meines Schwiegervaters erhoben, und gern sah der Kaiser, daß Du mildere Sitten an seinem Hofe kennen lerntest und in Deinem ganzen Wesen dafür empfänglich warst."

„Zurückgerufen nach einer so glücklichen Zeit," nahm der Prinz die Erzählung wieder auf — „mußte ich bei Hofe erscheinen und fand hier einen berühmten Rechtsgelehrten, der als Abgesandter von dem benachbarten Fürsten von Z. gekommen war, um eine Streitigkeit auszugleichen, die meinen Vater schon lange be-

schäftigte. Sie betraf unbegreiflicher Weise eine gegenseitige Successionsfrage, die mein Vater als höchst wichtig ansah zu reguliren, und zwar eine Frage, wodurch nach meinem Ableben das Land an Z. überging, da der umgekehrte Fall, wenn auch stipulirt, doch fast nicht anzunehmen war, da der Fürst von Z. zehn blühende Kinder und unter ihnen sechs Söhne hatte. Da ich der einzige Sohn war, blieb die Möglichkeit der Erledigung unserer Seits allerdings wahrscheinlicher, aber gewiß mußte es auffallen, daß ein Fürst, der einen gesunden, herangewachsenen Erbprinzen besitzt, mit dem verwandten Hofe Verhandlungen anfängt, die an das Ableben dieses Sohnes erinnern und jener andern Linie den Besitz sichern sollen.

Dieser Abgesandte des Z.schen Hofes war Thomas Thyrnau, der berühmte Rechtsgelehrte, der vielleicht selbst Euer Majestät nicht ganz unbekannt geblieben ist. Sein Name war auch mir nicht fremd. Er kannte meinen Vater, der zur Zeit seiner Jugend mit mehreren vornehmen jungen Adligen in der noch unter Lobkowitz entstandenen Stiftung des alten Caspar Thyrnau, seines Vaters, einen längeren Aufenthalt zu Prag machte, der dazu bestimmt war, jungen Männern, die später Land und Leute zu erwarten hatten, in den Rechtsstudien und im Staatshaushalte eine belehrende Uebersicht

zu geben. Von dieser Zeit datirte sich die Bekanntschaft meines Vaters mit dem Sohne, eben diesem Thomas Thyrnau. Schon mehrere Male waren Beide wieder zusammengetroffen, denn meine unglückliche Mutter hatte diesen Mann auch zu ihren Freunden gezählt, und er hatte ihr bei einem wichtigen Streit, den die Unglückliche gegen meinen Vater führen mußte, um meine Rechte zu schützen, bedeutende Dienste geleistet. Es war derselbe junge Advokat, der Freund ihres früheren Geliebten, des Grafen Lacy, der damals ihre gehoffte Vermählung bei ihren Eltern fast bis zum Abschluß durchgesetzt hatte. Dessenungeachtet behielt er einen günstigen Einfluß auf meinen Vater, der von ihm noch am meisten geneigt war sich lenken zu lassen, und so wählte ihn denn auch der Fürst von Z. mit ganzer Zustimmung meines Vaters.

Bis jetzt hatte Thomas Thyrnau mich nur als Kind und in meinen ersten Jugendjahren gesehen. Nun erst sollte er mich kennen lernen. Da mein Vater zur selben Zeit an den heftigsten Gichtanfällen litt, blieb uns zu einem näheren Umgange Muße genug, und dieser Umgang wurde für mein ganzes übriges Leben entscheidend. Er suchte mich über die Folgen der Verhandlungen zu beruhigen, die ihm sehr wenig ersprießlich für den Hof von Z. schienen, und denen blos die Absicht

meines Vaters zum Grunde lag, mich zu kränken, und bei meiner erlangten Majorennität mich in eine möglichst größere Abhängigkeit zurückzuführen. Auch hoffte Thyrnau, mich mit der Prinzessin Therese, der jüngsten Tochter des Fürsten von Z., zu vermählen und schlug mir diese jüngste Tochter vor, die damals noch ein Kind war, um mir durch dies Verlöbniß noch mehrere Jahre der Freiheit zu sichern. „„Ich habe meinem Hofe die Unwahrscheinlichkeit eines zu erringenden Vortheils dargelegt," sagte er mir, „aber einmal angeregt, sieht derselbe dennoch in dem öffentlich ausgesprochenen Vertrage eine sein Ansehn vermehrende Stellung und wünscht die Unterhandlungen fortzusetzen. Diese werden sich aber sehr in die Länge ziehn und um so mehr, da ich nach dem Wunsche Ihres Vaters bei dieser Gelegenheit einige zweifelhafte Grenzstreitigkeiten untersuchen soll, wozu auch mein Hof seine Zustimmung gegeben hat, da er dies schon als in seinem Interesse liegend ansieht.""

„Diese Verzögerungen bestimmten Thomas Thyrnau, seine Familie nachkommen zu lassen, welche in einer Tochter und einer alten Verwandtin bestand. Die Erstere ward bei einem Hoffeste in dem Range als Tochter eines Bevollmächtigten vom Z.schen Hofe meinem Vater vorgestellt und machte durch ihre ausgezeichnete Schönheit, durch den bezaubernden Aus-

druck ihrer Züge und durch ihr ganzes Betragen einen solchen Eindruck auf meinen Vater, daß der alternde Mann für alles Uebrige jede Theilnahme verlor." — Der Prinz hielt hier ein — heftig hob sich seine Brust — schmerzliche Erinnerungen schienen ihn fast niederzubeugen, und der Kaiser fühlte, er sei an den Punkt gekommen, der dem Leben des Freundes so verhängnißvoll geworden. Nach einer Pause rief der Prinz: „Lassen mich Euer Majestät in Sprüngen erzählen — ich kann, ich darf mich nicht in die Einzelnheiten vertiefen, die das Glück und das Elend meines ganzen Lebens geworden sind! Der Sohn und der Vater liebten zugleich denselben Gegenstand. Als es Thomas Thyrnau gewahr wurde, entsagte er dem Glück, die Tochter um sich zu haben — sie verschwand vom Hofe unter dem Vorwande einer nöthigen Krankenpflege im Hause einer Verwandtin. — Mein Vater vertröstete sich mit der Hoffnung ihrer Rückkehr, denn er häufte Ehren und Auszeichnungen auf Thomas Thyrnau und gab die Absicht nicht auf, ihn ganz seinem Staate zu gewinnen, obwol er beständig abschlägige Antworten erhielt und Thomas Thyrnau sich seine volle Unabhängigkeit bewahrte.

Ich suchte und fand die Geliebte. Da ihre strenge Verwandtin nicht mehr bei ihr war, lebte sie mit ihrer

Dienerschaft allein in einem Landhause auf der Grenze des Z.schen Fürstenthums. Ich hatte nur einen Gedanken — sie mir für immer zu sichern und sie den unlauteren Plänen meines Vaters zu entziehn! Der Erzieher meiner ersten Jugend, den meine Mutter einst wählte und nur wenige Jahre gegen die Verfolgungen meines Vaters mir zu erhalten vermochte, lebte jetzt im Z.schen Lande als Geistlicher. Ihn überredete ich, mir nach dem Aufenthalte der Geliebten zu folgen; er und Joseph von Lacy, der Sohn des Mannes, der einst meine Mutter liebte, den ich, von allem andern Verkehr mit der Welt getrennt, doch aus ganz besondern Gründen als einen treuen Freund der Geliebten kennen lernte, waren die Zeugen dieser kirchlichen Einsegnung. Vorläufig folgte sie dem Grafen nach seinem einsamen Gute in Böhmen, und ich suchte ihren Vater zu versöhnen, welcher damals nicht mehr an dem Hofe meines Vaters anwesend war, weshalb ich ihm schriftlich unser Geheimniß entdecken mußte. Es war eine schwere Aufgabe, ihn zu versöhnen, denn gewiß bleibt es, daß er anfänglich an der Rechtlichkeit meiner Gesinnungen, an der Heiligkeit dieser Ehe zweifelte. Als er anfing, ruhiger darüber zu werden, stützte ihn sein Selbstgefühl, denn er hielt die Tochter so hoch, daß er sie jedes Thrones werth geachtet hätte.

Nachdem sie das erste Kind auf dem Gute des Grafen Lary geboren hatte, ertrug ich die weite Trennung nicht länger. Sie folgte mir nach dem Schlosse, wohin ich zuweilen verbannt ward, und das immer unbeachtet von der ganzen Welt, mir überlassen blieb. Da genoß ich für's ganze Leben das höchste aber kurze Glück!

Mein Vater hatte nie aufgehört, dem Gegenstande, der ihn so spät entzündet hatte, nachzuspüren, und die Vergeblichkeit seiner Nachforschungen steigerte nur seinen ungestümen Sinn. Er fing an, Thomas Thyrnau zu mißtrauen und wendete sich wieder zu seinen alten Günstlingen. Sie waren nur zu geschickt, ihm zu dienen! Meine Gemahlin hatte mir eine Tochter und dann einen Knaben geboren — da ward ihr Aufenthalt meinem Vater entdeckt, und er erkannte jetzt in dem nie geliebten Sohn den Nebenbuhler. Sein Zorn war ungemessen, aber man hielt die Machtgebote, die ihm die wünschenswerthesten waren, zurück. Man fürchtete den mündigen Erbprinzen. Mein Vater selbst hatte Wahrnehmungen an mir gemacht, die ihn fürchten ließen, ich könne, bei offnem Angriff, offnen Widerstand leisten, und schon war mir die Gnade Eurer Majestät ein Schutz, den man ungern hervorgerufen hätte. So wurden andre Waffen versucht. Ich erhielt Befehl, mich mit der Prinzessin Therese zu vermählen, deren

große Jugend man nicht mehr gelten lassen wollte — die ich nie gesehn hatte und aus allen diesen Gründen öffentlich und ganz bestimmt verwarf. Euer Majestät kennen diese Angelegenheit; ich mußte damals auch dem gnädigsten Befehl widerstreben, und meine bestimmte Weigerung überzeugte jetzt den Fürsten, daß ich vermählt sei. Er hatte mich nicht fangen können und hätte dies lieber gethan, als das Weib angreifen, das er nicht vergessen konnte — gegen das er jede Gewaltthat zurückhielt.

Da hatte man mit unbegreiflicher List unter die treuen Diener, die meine Gemahlin umgaben, einige andere zu mischen gewußt. Eines Abends lagen meine beiden Kinder nach genossener Milch im Sterben! In derselben Stunde kam ich an — und, wie es immer meine Gewohnheit war, von meinem treuen Arzt begleitet — er erklärte sie für vergiftet — und rettete nur den Knaben, der am wenigsten genossen — mein ältestes blühendes Mädchen erwachte nicht mehr! Meine Gemahlin hatte durch Zufall von der täglichen Speise nicht genossen!"

Der Prinz sprang auf und öffnete das Fenster. Der Kaiser trat zu ihm und faßte ihn in seine Arme. „Ernst!" sagte er dann — „ich bemitleide Dich aus voller Seele — und ich hoffe, Deine Erzählung ist am Ende!"

„Nein! nein!“ schrie der Prinz und schlug sich verzweifelnd an die Stirn — „sie ist nicht zu Ende! Ich entfloh mit Weib und Kindern nach Böhmen — unter den Schutz des Grafen Lacy wollte ich sie retten! Er lebte, von seiner Familie getrennt, noch immer einsam auf einem Schlosse in Böhmen. Ich fand seine Leiche.“

„Maria Theresia hatte indessen den Thron ihrer Väter bestiegen. Bedrängt von Seiten ihrer treulosen Feinde wüthete der Krieg schon mehrere Jahre und erforderte das Aufgebot aller Mittel. Ehrenvoll und unabweislich riefen mich Euer Majestät zur Armee. In einer kleinen deutschen Landstadt barg ich die trostlose Mutter mit ihren Kindern. Eine Zeit lang erhielt ich nur gute Nachricht — sie hatte mir noch eine Tochter geboren — dann verfiel die Gesundheit der erschütterten Mutter. Während einer kleinen Pause des Krieges, als die Armeen ruhten, nahm ich Urlaub und eilte nach dem Landgute, welches sie später bezogen. Das Haus war verödet — und nur ein alter, an schwerer Krankheit danieder liegender Diener erzählte mir das Ende. Mein Vater hatte den Aufenthalt meines Weibes entdeckt und war selbst gekommen, sie zu sehen. Was bei dieser Zusammenkunft geschehen, wußte Niemand. Nach acht Tagen war ein Abgeordneter erschienen — er hatte Antwort gefordert, weiter wußte der Greis mir nichts

zu sagen. Meine Gemahlin fing an, ihrer ganzen Dienerschaft zu mißtrauen — Tag und Nacht behütete sie ihre Kinder allein — nur von einer geringen Kinderfrau und dem alten Diener unterstützt. Es half ihr nichts. Jetzt haßte mein Vater sie auch, und plötzlich endete sie unter Konvulsionen ihr Dasein — aber als sie verschied, lagen schon meine Kinder vor ihr im Sterben."

„Entsetzlich! entsetzlich!" rief der Kaiser und verhüllte sein Gesicht. Der Prinz sank zusammen und schien der Erinnerung zu unterliegen.

„Und ihr Vater?" fragte der Kaiser — „Thomas Thyrnau — wo war er?"

„Er war noch immer in Frankreich — er hatte dort Geschäfte, und ich erfuhr nicht, wo er war. Der Krieg trennte gänzlich jede Verbindung — er erfuhr die veränderten Verhältnisse, die er völlig gesichert hielt, erst als Alles verloren war."

„Es ist genug, um die Seele eines Mannes zu trüben," sagte der Kaiser mit tiefer Wehmuth. „Armer Ernst! Dein Leben ist früh erschüttert. Doch ermanne Dich! Ich weiß, Du bist mit Deiner Erzählung noch nicht fertig; aber ich begreife schon im Voraus, wie das Verhältniß zu Deinem Vater so schlimm werden konnte."

Der Prinz stand auf, und allmälig trat die Kraft in alle seine Glieder zurück. Er hob die gepreßte Brust



und sein Gesicht bekam einen heftigen — zürnenden Ausdruck: „Von dem Grabe meines Weibes, noch mit den Flecken der Erde von ihrem Hügel an meinem Kleide, flog ich mit Kourierpferden nach S. Ich fuhr in den Schloßhof ein — Alle drängte ich zurück, die mir entgegeneilten — man hielt mich für wahnsinnig! Vor dem Kabinet meines Vaters standen die Teufel Wache, die ihm geholfen — sie stürzten sich mir in den Weg, um mich aufzuhalten — ich stieß sie weg wie ein Gewürm, was uns den Fuß beschmutzt. Die Thür war verschlossen — ich rannte sie auf — ich stand vor dem Verbrecher — ich ließ ihm keine Zeit — ich sagte ihm, daß ich von ihrem Grabe käme — ich nannte ihn Mörder — Giftmischer und verfluchte den Boden, worauf er stand. Dann verließ ich ihn und das entehrte Land, und dieselben Kourierpferde brachten mich zur Armee! — Oft hörte ich meine Tapferkeit loben — — "

„Du warst ein Löwe!" rief der Kaiser. —

„Aber keine Kugel traf mich," — sagte der Prinz gepreßt — „keine Klinge war für mich geschliffen, und als der Frieden Jedem die Heimat zurück gab — floh ich die meinige und habe in Italien gelebt — wenn das leben heißen kann!"

In großer Gemüthsbewegung schritt der Kaiser auf und nieder, und in Gedanken vertieft, blickte der Prinz

an den Fenstersitz gelehnt, über das im Morgenlicht heiter leuchtende Wien. Endlich fühlte er die Hand des Kaisers auf seiner Schulter — er hob sich achtungsvoll empor. Der gewaltsamen Aufregung war die müde Ruhe gefolgt, die widerstandslos sich dem Augenblicke ergiebt.

„Ernst!" sagte der Kaiser — „ich wollte Dich bereden, nach Deinem schönen kleinen Lande zurückzukehren; ich wollte Dich bitten, der edlen Prinzessin Therese, die zugleich meine Verwandte ist, Deine Hand zu reichen — aber ich habe zu Allem den Muth verloren."

„O mein gnädigster Herr! mein theuerster Freund!" rief der Prinz —

„Das Einzige, was ich von Dir erbitte, ist, daß Du bei mir bleibst, daß Du an einem deutschen Hofe, unter Deutschen dem Vaterlande nicht ganz entfremdet werdest und die Zerstreuungen ohne Widerstand auf Dich wirken läßt, die hier ungesucht für Dich in dem großen Wirkungskreise meiner Gemahlin und Deines Freundes liegen. Sage mir, ob Du mit diesem Vorschlage glaubst ausreichen zu können — und überlasse es dann mir, Dich vollständig gegen jede Belästigung des Fürsten von S. zu schützen."

„Als ich dem Rufe Eurer Majestät folgte," erwiderte der Prinz — „faßte ich den festen Entschluß, mein

trauriges Schicksal der Wahrheit nach aufzudecken und mich dann in Alles zu finden, was Euer Majestät über mich beschließen würden. Die Entscheidung, die mein großmüthiger Herr und Kaiser so eben über mich ausgesprochen, ist eine Gunst, die ich nicht hoffte. Sie ist schonend, wie das gefühlvollste Herz sie nur erdenken konnte, und sie ist weise zugleich, um die Kraft zu prüfen, die sich vielleicht noch gerettet; denn der Zweifel gehört nicht zu den kleinsten Dämonen, die mich verfolgen."

„So dachte ich," erwiderte der Kaiser. „Du wirst aber abschließen mit der Vergangenheit und dann es mit Freude empfinden lernen, daß, wenn hundert Tausend Menschen mit ihrem Wohl und Wehe auf unsere Tugenden angewiesen sind, wir noch etwas Höheres zu fühlen haben, als unser eignes Schicksal, und — auch Glück ist Dir vielleicht noch nicht ganz und für immer verloren."

Sie wurden durch das Geräusch an einer inneren Thür unterbrochen, und der Kaiser, der es augenblicklich zu vernehmen schien, eilte schnell, dieselbe zu öffnen. Vor ihm stand Maria Theresia, schon in dem vollen Kostüm, in welchem sie dem Staatsrathe zu präsidiren pflegte.

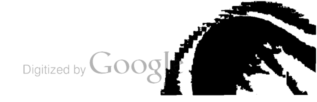
Lange hatte der Prinz sie nicht gesehn. Die hohe

Vollendung ihrer schönen und großartigen Erscheinung schien ihn ganz zu überwältigen. Die Kaiserin trat indessen ein; ihr folgten zwei jüngere Damen, ihre Hoffräulein, die der Kaiser nun ebenfalls begrüßte, während die Kaiserin gegen den Prinzen vorschritt.

„Der Erbprinz von S. ist uns in gutem Andenken geblieben," sagte sie mit einem holden Neigen ihres Kopfes, während ihr lieblicher Mund mit der sanftesten Freundlichkeit lächelte. — „Ich denke, unsere Armee wird eben so wie wir selbst sich des guten Einflusses erinnern, welchen die besondere Hingebung und Tapferkeit Euer Durchlaucht bewirkte. Es macht uns daher Vergnügen, Sie willkommen zu heißen — und auch der Kaiser wird sich gefreut haben, Sie wiederzusehn!"

„Eure Majestät erhöhen durch Ihre Gnade das Glück, welches mir die gnädige Aufnahme des Kaisers schenkte und das treue verehrende Herz, das ich wieder mitbrachte, scheint mir zu gering für so viel Huld und Güte."

„Wir wollen es uns dennoch lieb sein lassen," lächelte die Kaiserin — „denn es steigt dagegen wol mit Grund einiger Zweifel auf, wenn man, wie Euer Durchlaucht beliebten, Jahrelang das deutsche Vaterland verläßt und in einem fremden Lande Zeit, Kräfte und Mittel zu verwenden vorzieht."



Der Prinz schwieg und die Kaiserin, die leicht warm ward, setzte hinzu: „Nicht Recht will uns bedünken, daß ein Erbprinz seinem Lande fremd wird — und die Klagen, die wir darüber gehört, scheinen uns nicht ungegründet."

„Ich bin angeklagt," erwiderte der Prinz mit Ruhe — „und habe den Schein gegen mich. Aber die gerechteste Fürstin, deren Blick die Tiefen der Menschen durchdringt, wird nicht über den Ungehörten richten wollen."

„Dies, hoffe ich in Wahrheit, ist nicht unsere Art!" sagte die Kaiserin in milderem Ton — und eben trat ihr Gemahl, der mit den Damen sprechend erst jetzt die gefährliche Wendung der Unterredung vernommen hatte, zu Beiden heran.

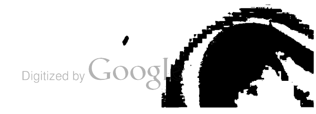
„Und vielleicht" — sagte er freundlich ernst — „nimmt mich meine Gemahlin indessen als Bürgen an, da ich bereits alle Verhältnisse des Prinzen kenne und ihn Ihrer Gnade empfehle, mit der Ueberzeugung, wie sehr er sie verdient."

„Das höre ich gern," erwiderte die Kaiserin — „und es ist für den Augenblick ganz ausreichend. Jetzt aber wollen wir uns mit der Bitte an Euer Majestät wenden, um die wir Sie schon so früh belästigen. Unser wartet im Vorzimmer ein kleiner Fastnachtscherz!

Die Klosterfrauen von St. Ursula schicken uns wieder ihren jährlichen Tribut, einen unvergleichlichen Käse, den wir stets geneigt sind mit gebührendem Lobe hinzunehmen und den die guten Närrchen mit allerlei Verkleidungen umhüllen und dabei Monate lang allen Humor, wie er in einem Kloster sich vorfinden will, verwenden, um ein nie dagewesenes Schauspiel darzustellen. Wollen Euer Majestät mir die Ehre erzeigen, mich zu begleiten? Ich weiß, daß dies die Freude der guten Damen, wenn sie es erfahren, sehr erhöhen wird."

„Das ist in Wahrheit ein sehr willkommener Vorschlag!" entgegnete der Kaiser — „Nur setzen wir die Bedingung, daß Euer Majestät eben so bereitwillig sind, mit uns nachher den schönen Käse zu theilen, wie jetzt uns beim Empfang desselben zuzulassen."

„Wir wollen sehn!" erwiderte die Kaiserin — „und vielleicht werden Sie dann einräumen müssen, daß er es verdient, wenn wir uns stets die Form, in der man uns diese Gabe darbringt, gefallen lassen und uns gern dankbar dafür bezeigen. Fordern Sie den Erbprinzen auf, uns zu begleiten — er wird dann erfahren, daß der Süddeutsche schon Phantasie und Laune genug besitzt für kleine Mummereien, wie er sie in Italien fand — und welchen Werth sie überdies noch



haben durch den Grund harmloser Biederkeit, treuer kindlicher Gesinnung gegen ihren angestammten Oberherrn — und wie es von dem wohlthuendsten Einfluß ist, sich solche kleine Scenen des Volkslebens nahe kommen zu lassen — nicht allein für das Volk, was dadurch sich inniger anschließt — sondern zugleich für uns selbst, die wir den Karakter desselben daran erkennen lernen. Eine höchst wichtige Erfahrung für Alle, die regieren wollen!"

Der Kaiser bot seiner Gemahlin den Arm, nachdem er dem Prinzen einen Wink gegeben hatte, einer hinter der Kaiserin stehenden jungen Dame den Arm zu geben, während die zweite Dame die Schleppe der Kaiserin mit den Fingerspitzen faßte und so zwischen beide Paare trat.

Der Prinz war zu zerstreut und abgezogen, um gegen die Dame, die er führte, mehr als ein höflicher Begleiter sein zu können — plötzlich redete ihn dieselbe an. „Der Weg ist zu lang, um ihn ganz stumm zurück zu legen; wollen Sie mir sagen, an wessen Arm mich die Fürsorge des Kaisers verwies?"

Der Prinz blickte erstaunt auf. „Ich glaubte, Euer Gnaden hätten gehört, daß ich der Erbprinz von S. bin?"

Er fühlte den schönen Arm in dem seinigen zucken

und sah, daß die junge Dame sich entfärbte. „Nun in Wahrheit," erwiderte sie lebhaft — „Seine Majestät sind sehr vorsorglich! So viel ist gewiß, mein Gespräch mit dem Kaiser hat mich verhindert es zu hören, daß die Kaiserin Euer Durchlaucht vielleicht schon nannte."

„Aber" — sagte der Erbprinz — „ich will hoffen, Euer Gnaden sind nicht schon im Voraus gegen den Besitzer des Namens — den Sie befahlen kennen zu lernen — eingenommen und ich habe dadurch einigen Anspruch erlangt, denjenigen zu erfahren, den meine Gefährtin trägt?"

„Ganz und gar nicht," rief das Fräulein lebhaft — „denn — hätte ich nicht die gewöhnliche Rolle der Frauen übernommen — nämlich die der Neugierde — ich wette, Euer Durchlaucht gingen noch in derselben angenehmen Zerstreuung an meiner Seite wie zu Anfang, und diese abgenöthigte Theilnahme, die ich jetzt erfahre, will ich nicht an meine Person gefesselt sehn, die Sie dann künftig mit Namen nennen könnten, um ihre Thorheit zu belächeln."

„Sie sind sehr streng, meine Gnädige," sagte der Prinz, unwillkürlich angezogen durch ihr harmloses lebhaftes Wesen. „Sie werden mich zwingen, andern Rath zu holen, denn unmöglich können Sie verlan-



gen, daß ein Mann nur wenige Minuten Ihrer Rede horchte, ohne das lebhafte Verlangen, so großen Genuß an eine Person zu knüpfen, die er künftig nennen darf."

„Mit meinem Willen sollen Sie das nie erfahren," fuhr das Fräulein sogleich heraus — „und wenn Euer Durchlaucht anfangen, mir Höflichkeiten zu sagen, so werde ich untröstlich sein; denn nichts wird mich von dem Vorwurf frei sprechen, sie selbst fast mit Gewalt herbei geführt zu haben."

„Meine Gnädigste," sagte der Prinz — „ich gestehe ein, daß in dem Augenblick, wo mir das Glück Ihrer Bekanntschaft zu Theil ward, ich zu tief erschüttert war, um mich dem höchsten Reiz des Lebens hingeben zu können. Ich muß dies aussprechen, wie schwer es mir auch wird, um mich gegen den unnatürlichen Vorwurf zu sichern, daß ich an dem Arm einer solchen Dame meine Zerstreuung beibehielt! Beleid'gen mich Euer Gnaden nicht, indem Sie mir dies abermals als Höflichkeit anrechnen."

„Genug denn!" erwiderte das Fräulein — „wir wollen abbrechen, wenn ich auch noch nicht bestimmen möchte, ob das Waffenstillstand oder Frieden heißt."

„Lassen Sie es Frieden sein!" rief der Prinz mit mehr Wärme, als er begreifen konnte.

„Still! wir kommen in die Zimmer der Kaiserin," flüsterte das Fräulein. „Geben Sie doch Acht, es sind schon lauter beobachtende Augen um uns her, und ich will nicht beobachtet sein," setzte sie rasch hinzu, verließ mit großer Schnelligkeit seinen Arm und verschwand durch eine Seitenthür.

Noch ruhte das Erstaunen auf dem Angesichte des Prinzen, als der Kaiser sich jetzt von seiner Gemahlin wendend, etwas überrascht den Prinzen allein stehen sah.

„Nun!" — sprach er — „hat Ihre Dame Sie verlassen?" —

„In Wahrheit fühlt man sich verlassen;" sagte der Prinz — „wenn ein so lebhafter Geist sich von uns entfernt, und ich bedaure nur, daß ich sie nicht habe bewegen können, mir ihren Namen zu sagen."

„Hat sie Ihnen gefallen?" sagte der Kaiser lächelnd. „Ja! daran erkenne ich sie — wahrscheinlich sagten Sie ihr Ihren Namen, was ich ihr vorher verweigerte!"

„Dazu hatte ich kein Recht, sobald sie ihn zu hören befahl," erwiderte der Prinz.

Während dem wurden die Thüren nach der Bilder-Gallerie geöffnet, worin die Kaiserin heute bestimmt hatte den Klosterkäse zu empfangen. Der Saal war schon mit einem Kreise von Personen aus der Hofgesellschaft angefüllt, die Alle das Vergnügen dieser klei-

nen Maskerade seit langer Zeit mit der Kaiserin zu theilen pflegten und aus deren Mitte der junge Erzherzog Joseph sogleich seinen Eltern entgegeneilte.

„Mein Lieber!“ sagte die Kaiserin, indem sie ihn küßte — „ich freue mich, daß Sie heut Gelegenheit haben werden zu sehn, welch eine Aufheiterung es gewährt, die unschuldigen Beweise von der Liebe unserer Unterthanen entgegen zu nehmen.“

„O!“ sagte der Erzherzog — „das weiß ich schon lange! Die Volksfeste sind mir viel lieber, als die Hoffeste.“

„Ihre Lebhaftigkeit verleitet Sie immer zu irgend einer Uebertreibung,“ erwiderte die Kaiserin mit erhöhter Farbe — „wir müssen unterscheiden lernen zwischen dem Vergnügen, was für uns paßt, und dem, welchem wir wohlwollend beiwohnen dürfen, ohne es zu einer Liebhaberei zu machen. Wir wollen, wenn's beliebt, Platz nehmen“ — sagte sie darauf, gegen ihren Gemahl gewandt — „und Erlaubniß ertheilen, den kleinen Mummenschanz einzuführen.“

Während dieser Zeit war die Dame wieder erschienen, die der Erbprinz geführt. Sie grüßte vornehm, aber freundlich, welches sehr achtungsvoll erwidert ward, und nahm in der Reihe hinter der Kaiserin ihren Platz. Der Prinz betrachtete sie nun erst genauer. Sie hatte

die ausgebildete Schönheit eines Mädchens von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, eine volle schöne Gestalt über mittlere Größe, freundliche länglich geschnittene blaue Augen, eine kleine, feine, etwas gehobene Nase, aber zu dem klugen frischen Gesicht ungemein passend, einen wunderschönen vollen Mund mit glänzenden Zähnen und die reizendste und zarteste Gesichtsfarbe, wodurch die dunklen etwas starken Augenbrauen sich noch mehr hoben. Jede Bewegung war Leben und Ungezwungenheit, und der Ausdruck von Verstand und Karakter war gewiß die erste Wahrnehmung eines Jeden, der sie ansah.

Der Prinz hatte über diesen Beobachtungen vergessen, daß er ihren Namen sogleich erfahren könne, denn sie schien von Allen gekannt. Als sie sich aber plötzlich umsah und ein spöttisches Lächeln ihn herausfordernd traf, wandte er sich im selben Augenblick an den Herzog von Lothringen, neben dem er stand und rief fast zu laut: „Können mir Euer Hoheit sagen, wer die Dame hinter der Kaiserin ist?"

„Die, welche uns ansieht und eben gegen Sie oder gegen mich den Finger aufhebt?" fragte der Herzog.

„Dieselbe," entgegnete der Prinz — obwol sie eben wieder, vielleicht keinem Andern wahrnehmbar, mit dem Finger drohte.

„Das ist die Prinzessin Therese!“ erwiderte nun der Herzog — „unsere Cousine, und Sie beweisen Ihren Geschmack, mein lieber Prinz, gerade nach ihr die Frage zu stellen. Nun,“ setzte er lachend hinzu — „ich kann Ihnen den Trost geben, daß sie weder verlobt noch versprochen ist.“

Der Prinz behielt nicht Zeit zu antworten; Alle drängten sich im selben Augenblick vor, denn die Thüren nach dem Vorzimmer öffneten sich und es zeigte sich ein reizender Anblick, der die Augen Aller fesselte und jede Unterredung unterbrach.

Es kam nämlich ein kleiner Wagen angerollt, den zwei schneeweiße Lämmer zogen, welche wieder von zwei Kindern geführt wurden, die in Engelskleidern, mit bunten Flügeln und Myrthenkränzen im Haar, auf jeder Seite der ziehenden Lämmer gingen. Ein Kunstwerk aber war der kleine Muschelartige Wagen, der von Moos und Blumen gewebt schien; in der Wahl der Farben und Blumen war eine so sinnreiche Ordnung zu erkennen, daß die Zusammenstellung die schönste Arabeske bildete, die den äußern Rand der Muschel umschloß. Im Innern war sie dagegen mit schönem hellgrünem Moose ausgefüttert, und in der Mitte erhob sich ein junger Lorbeerbaum, dessen reiche und vollbelaubte Zweige geschickt gebogen waren und ein kleines Laubdach bildeten

über einem Engelchen, welches hier neben einem runden Korbe stand, der den bewußten Klosterkäse enthielt, verhüllt mit Blättern und Blumen.

So sehr diese Ausstattung auch an sich die Aufmerksamkeit fesselte, so war doch der Anblick des Engelchens, welches in der Mitte des kleinen Wagens stand, bald der Hauptgegenstand aller Bewunderung. Das Kind war wirklich von einer Schönheit, die an's Ueberirdische grenzte, und als der kleine Wagen nun leicht und langsam daher fuhr, und endlich dicht vor der Kaiserin halten blieb, schlug diese, alles Andre vergessend, in die Hände, und rief ihrem Gemahl lachend zu: „Nun, Franz! das ist wahr, die guten Klosterfrauen machen mir heut Spaß!“

Als dies das Kind hörte, fing es so freundlich und unbefangen an zu lächeln, daß neues Erstaunen die Kaiserin ergriff. „Mein süßes Kind!“ rief sie, „komm doch her zu mir!“ Wie es aber sogleich lebendig ward und die kleinen schönen Füße, die — wie an Engelbildern — in Sandalen gekleidet waren, auf den Rand der Muschel setzte, sprang der kleine Erzherzog Joseph vor und reichte die Hand zur Unterstützung. Das Kind wehrte ihn aber ab und sagte: „O geh doch! ich muß es ja allein machen!“ Im selben Augenblick sprang es nieder und stand dicht vor der Kaiserin.

Aber wer beschreibt dieses klare zärtliche Anblicken des holden Geschöpfes, dies Lachen der Freude, das den kleinen Mund öffnete, diesen ganzen selig befriedigten furchtlosen Ausdruck des Kindes.

„Da müßte man doch wirklich denken, es sei ein Engel!" fuhr die Kaiserin heraus und blickte rechts und links und hinter sich, als wollte sie von Allen ihre Bewunderung getheilt sehn; und diesmal bedurfte es nicht des kaiserlichen Aufrufs. Alle waren hingerissen, wie sie selbst.

„Mein artig Kind," sagte die Kaiserin — „Dein Anblick macht mir viel Vergnügen!"

„Nicht wahr?" sagte das Kind — „sehe ich nicht genau wie ein Engel aus? Fühle nur die Flügel, die sind ordentlich mit Federn beklebt — und sieh nur das Himmelsröckchen mit Sternen, und das himmelblaue Kreuzband mit Gold gestickt! Das haben alle Engel, so viel ich noch gesehen habe."

Franz und Theresia lachten laut auf und die Kaiserin war so entzückt, daß sie das Kind an sich zog und es küßte.

„O noch nicht," rief das Kind — „erst kommt der Käse — und dann sage ich den Vers her — und dann meinten die Klosterfrauen selbst, Du würdest mich vielleicht küssen."

„Nein!" rief der Kaiser — „einen solchen Engel haben meine Augen nie gesehen! Wer bist Du denn — wie heißen Deine Eltern?"

Das Kind winkte ihm, etwas von der Kaiserin abgewendet, als solle er schweigen. „Hab' ich's nicht recht gemacht?" sagte der gute Kaiser — und seine Gemahlin rief neckend: „Nun, sag' doch, was hast Du denn Geheimes?" Das Kind aber blickte sichtlich verlegen zur Erde. — „Nun," fuhr die Kaiserin fort — „sag' offen, was Du hast!"

„Ach!" sagte das Kind — „Du solltest es ja eben nicht wissen. Deshalb hätten sie mich ja beinahe gar nicht zum Engel genommen und nur meine blonden Locken haben es durchgesetzt — ich habe ja gar keine Eltern."

„Sagt' ich es nicht?" rief die Kaiserin, immer mehr belustigt. — „Es ist wirklich ein Engel!"

„Ach ja! ach ja!" rief das Kind und schlug die kleinen Hände zusammen — „das glaube doch nur — dann sind die Nönnchen gar zu vergnügt!"

„Das Mädchen behext uns," sagte die Kaiserin — „Hör', mein Liebchen, ich glaube, Du bist ganz aus der Rolle gekommen — nun sag' mal selbst, solltest Du mit mir schwatzen?"

„Nein," sagte das Kind — „davon sprach kein

Mensch ein Wort. Aber Du hast ja angefangen," setzte es schalkhaft hinzu — „denn die Ordnung war ganz anders. Wie ich's lernte, stellte die Frau Aebtissin Gnaden Dich, liebe Frau Kaiserin vor — da that ich denn erst den Sprung — dann sagte ich den Vers — und dann reichte ich Dir den Käse."

„Nun, so fange denn einmal von vorne an" — rief die Kaiserin ermunternd, und augenblicklich sprang das Kind zurück auf den Rand des kleinen Wagens, machte auf's Neue seinen Sprung und sagte nun mit der rührendsten Stimme und begleitet von seelenvollen Mienen und dem süßesten Lächeln den folgenden Vers:

„Großmächtigste Kaiserin!
„Schau' mit gnädigem Sinn
„Auf Sanct Ursulä fromme Schaar:
„Sie bringt Dir einen Käse dar.
„Die Gab' ist wahrlich viel zu klein,
„Doch liegt ein großer Sinn darein:
„Auch David Käsekuchen trug*),
„Davon ward er stark genug,
„Daß er den großen Feind erschlug.
„So soll der Käs' Dir auch gedeihn
„Und Deinen Feinden zum Schaden sein!"

*) 1. Sam. 17, 18.

Die Kaiserin hörte mit einem Beifall zu, der ihre schönen glänzenden Augen immer wieder zu ihrem Gemahl hinlenkte, der, eben so freundlich wie sie selbst gestimmt, sein Ergötzen lebhaft darlegte. Als die letzten Zeilen gesprochen waren, wandte sich das Kind gegen den kleinen Wagen, um nun den im Korbe verhüllten Käse zu überreichen. Aber jetzt trat ein Umstand ein, den die guten Nönnchen in ihrem Eifer nicht berechnet hatten. Das Kind hatte Alles wol eingelernt mit dem leeren Korbe; aber jetzt lag der vollwichtige Käse darin und vergeblich strengte es sich an, ihn empor zu heben. Ein Weilchen dauerte die vergebliche Anstrengung, dann schlug es plötzlich verzweifelnd die Händchen zusammen, und während große Thränen über seine Wangen flossen, rief es, sich kläglich zur Kaiserin wendend: „Er ist ja zu schwer — viel zu schwer — ich kann ihn Dir nicht bringen!"

„O! wer hilft meinem Engel?" rief die Kaiserin heiter. Wol hundert Hände und Füße regten sich im selben Augenblick; selbst der Kaiser machte eine Bewegung, aufzustehen und der Fürst Batthyany, der Oberhofmeister des Prinzen Joseph, mußte diesen fest bei der Hand halten, um sein Hinzuspringen zu verhindern. Doch Alle kamen zu spät. Schnell und gewandt war die Prinzessin Therese hinter dem Stuhle der Kaiserin



vorgeschlüpft, und ehe nur ein Anderer nahen konnte, hatte sie den Korb in Händen; geschickt faßte sie das Kind vor sich in ihre Arme und kniete mit dem Korbe vor der Kaiserin nieder, ihn so ihr überreichend, daß der Engel noch immer seine Rolle dabei behielt.

„O, meine geschickte gütige Muhme!" sagte die Kaiserin sehr huldvoll und küßte die Stirn der Prinzessin, die dann das Kind einen Augenblick zärtlich an ihre Brust drückte und eben so rasch, wie sie ihn verlassen, wieder hinter der Kaiserin ihren Platz einnahm. Diese aber betrachtete die schönen Blumen, schob sie etwas zurück, um des Käses wirklich ansichtig zu werden und übergab ihn dann der Oberhofmeisterin, die ihn wieder in den Wagen senkte. Freundlich wandte sie sich nun zu dem armen betrübten Engel.

„Weine nicht, mein Kind!" sagte sie sanft — „erzähle nur meiner Freundin, der Frau Aebtissin, ich hätte fast noch nie so viel Vergnügen bei ihren Geschenken gehabt, wie diesmal, und würde mich demnächst selbst dankbar bezeigen. Dir aber, mein liebes Kind, Dir möchte ich gern eine besondere Freude machen — willst Du mir daher sagen, ob Du einen rechten Herzenswunsch hast, da will ich ihn Dir erfüllen, wenn's in meiner Macht steht."

„Ach!" rief das Kind, plötzlich sonnenhell vor

Freude aufleuchtend — „wenn das wäre! Ach, ich habe einen rechten Herzenswunsch, wie Du sagst — Du könntest mir eine große Freude machen!"

„Nun, so sprich — was hast Du im Sinn — was möchtest Du gern haben?"

„Ach!" sagte die Kleine, zutraulich näher tretend — „kauf mir eine Ziege! Unsere arme alte Ziege ist gestorben, weil Egon sie über den Zaun gestürzt hat, und nun haben wir keine Milch — und Mora weint darum, und Egon will bei der Fürstin Morani in Dienst gehn, damit er Geld schafft zu einer andern Ziege. Aber wenn Du sie uns schenkst, so kann Egon bei uns bleiben und dann sind wir wieder Alle recht glücklich."

„Weiß Gott!" rief die Kaiserin — „Du sollst eine Ziege haben, und sollte ich sie Dir selber kaufen!"

Jetzt bedachte sich das Kind keinen Augenblick, sondern eh' die Kaiserin es sich versah, flog es in ihre Arme, schlang die Aermchen um ihren Hals und küßte sie ohne weitere Erlaubniß.

Die Kaiserin schien diese ganze Scene, aus dem Bereich des Hofzwanges verdrängt zu haben; denn sie stieß ihren Engel — wie sie sagte — nicht zurück, sondern küßte ihn und erhob sich dann — womit die Sache beendigt war. Sie empfing sogleich von der Oberhof-



meisterin eine Meldung, und gerade als der kleine Blumenwagen über den Vorsaal fuhr, trat die Fürstin Morani an der Seite des Grafen Lacy ein.

„Ist es möglich? Ist das nicht Hedwiga?" rief die Fürstin freudig überrascht.

„O komm her! komm her!" rief diese und streckte beide Arme aus dem Wägelchen nach ihr hin — „ich habe Dir so viel zu erzählen!"

Aber die Oberhofmeisterin winkte leise und wandte sich mit der Anzeige an die Fürstin, daß die Kaiserin sie erwarte — und so rollte Hedwiga's Wägelchen trotz ihrer Bitten unaufhaltsam fort bis zu dem kleinen Nebenzimmer, wo die Kinder eine Erfrischung bekamen und die Geschenke vorläufig aufbewahrt wurden.

„Geliebte Claudia!" sagte der Graf — „dies Kind bezwingt mich ganz. Ich denke, wenn ich täglich in diese Augen sehen könnte, das müßte mir das Herz reinigen wie die Fürbitte eines Engels! Claudia," — fuhr er fort — „wollen Sie nicht dies Kind aus seiner Beschränkung und Armuth retten? Sie sind ja reich" — setzte er mit einer innigen Zärtlichkeit hinzu — „nehmen Sie das Kind zu sich — lassen Sie diesen göttlichen Körper von einer eben solchen Seele bewohnt werden. Was müßte unter Ihrer Leitung für ein bezauberndes Wesen daraus werden!"

Die Fürstin blickte vielleicht mit einigem Erstaunen auf die lebhafte Erregung des Grafen — aber er sprach ihres Herzens Meinung aus und sie drückte leise seinen Arm. „Hab' ich Ihre Einwilligung" — sagte sie — „so ist mein eigner Wunsch erfüllt und Hedwiga von heute an mein Kind."

„O wie herrlich!" rief der Graf — „und ich nehme sogleich Egon zu mir." — Die Vorsäle waren aber zur selben Zeit durchschritten und Beide traten in die Bilder-Gallerie, wo sie zu ihrer Ueberraschung die Kaiserin nicht allein fanden, sondern umgeben von einem ausgesuchten Zirkel des Hofes.

Die Fürstin Morani war so lange nicht bei Hofe erschienen, daß sie kaum wieder erkannt ward, und besonders erregte es Erstaunen, daß sie an der Seite des Grafen Lacy eintrat. Dieses Erstaunen verminderte sich nicht, als man erfuhr, sie sei mit ihm verlobt.

Es war kaum möglich, die Mienen der Verwunderung zu beherrschen — und mehr wie das — zeigte sich eine Mischung von Ironie, Neid und Täuschung — ja! selbst wo diese Anregungen nicht vorwalteten, trat doch eine Mißbilligung ein, die nur zu sehr von gewonnenen Erfahrungen unterstützt war und selbst den Wohlwollenden ein Kopfschütteln abnöthigte. Die Fürstin wußte dies Alles, und sie bedurfte ihrer ganzen



Selbstbeherrschung, um bei dem unbehaglichen Gefühl, gerade so von Allen angesehn zu werden, die nöthige Haltung zu behaupten. Sie fand es nicht gütig von der Kaiserin, ihre Bitte um Privat-Audienz so übersehn zu haben und ihr Stolz, der sich durch dies Uebersehen ihrer Bitte etwas gekränkt fühlte, stählte für den Augenblick ihre Kraft. Auch empfing sie die Kaiserin mit einer so wahrhaften Güte, so theilnehmend und verbindlich, daß die Fürstin darin einen Trost fand, der sie gegen die übrige Welt stützte.

„Sie finden uns hier, meine liebe Fürstin" — fuhr die Kaiserin nach der sehr freundlichen Begrüßung fort — „in einer wahren Aufregung um ein kleines Mädchen, welches uns eben den bewußten Klosterkäse gebracht hat, welcher Gebrauch Ihnen wol noch von sonst her erinnerlich sein wird. Nie sahen meine Augen was Schöneres — was einer Mutter doch schwer werden soll einzugestehn — als dies arme fremde Kind. Wenn ich die guten Frauen zu St. Ursula besuche, werde ich erfahren, wer das Kind ist und womit ihm vielleicht zu dienen — das hat einen Geleitsbrief auf dem Gesicht, der ruft einen auf, ihre Seele zu sichern!"

„Dann darf ich hoffen, Euer Majestät Segen zu empfangen," sagte die Fürstin schnell — „denn eben

habe ich meinem Wunsche nachgegeben und den Entschluß gefaßt, dies arme elternlose Kind zu mir zu nehmen und seine Erziehung so viel als möglich unter meiner Aufsicht zu leiten."

„Nun," sagte die Kaiserin, „da übertreffen Sie uns Alle! Es heißt Gottes Segen herbei ziehen, wenn man so schnell bereit ist zu einem Werke der Wohlthätigkeit. So etwas hat unsern ganzen Beifall, — während wir gesprochen, haben Sie gehandelt. Wir wollen Sie in unserm Kabinet verabschieden," fuhr sie fort — gegen die Anwesenden eine Handbewegung machend — „und entlassen unsern Hof zu geneigtem Wiedersehn." Dann schritt sie grüßend durch die Versammlung und Niemand folgte ihr nach ihrem Kabinet, als die Fürstin und Graf Lacy. Ehe sie es aber erreichte, blieb sie einen Augenblick stehn und blickte auf ihren Gemahl, welcher lebhaft mit dem Erbprinzen von S. sprechend, ihr abgewendet war, während der Prinz gegen sie gewendet stand. Sie erstaunte über die Todtenblässe seines Gesichts und den Ausdruck von Verstörung, der seine Züge fast unkenntlich machte, und konnte sich nicht entschließen weiter zu gehn, weil sie irgend ein besonderes Ereigniß annehmen mußte.

Indem verneigte sich der Erbprinz vor dem Kaiser und ging, ohne die Kaiserin zu bemerken, langsam und

wie ein Kranker, der sich kaum auf den Füßen erhält, aus der Gallerie.

„Was ist geschehn?" fragte Maria Theresia ihren Gemahl, als er jetzt auf sie zukam. „Was hat der Prinz — ist ihm ein Unglück widerfahren?"

„Sie müssen mir darüber eine ausführlichere Antwort gestatten," erwiderte der Kaiser. — „Um den Prinzen in diesem Augenblick zu verstehn, müssen Sie sein ganzes Schicksal kennen lernen."

„Euer Majestät werden mich verbinden!" antwortete die Kaiserin. „Diesen Mann des Geheimnisses kennen zu lernen, spannt ungemein meine Erwartung!"

„Und Sie werden die aufrichtigste Theilnahme empfinden" — entgegnete der Kaiser — „denn eben durch diese ist er an Ihr ganzes Geschlecht verwiesen."

„Nun," — sagte Maria Theresia — , so will ich blos wünschen, daß ihm die Kaiserin dabei nicht in den Weg tritt. Nicht immer sind wir in dem glücklichen Falle, den Naturberechtigungen unseres Geschlechts nachgeben zu dürfen."

„Ich hoffe, Sie werden hierbei in keinen Widerspruch gerathen," — erwiderte ihr Gemahl und grüßend verschwand die Kaiserin in ihr Kabinet.

„Jetzt, meine liebe Claudia!" rief sie, als die Thüren sich hinter den Dreien geschlossen — „muß ich

Ihnen offen sagen, daß ich sowol Ihren als des Grafen Lacy Entschluß höchst auffallend, gefährlich, ja unüberlegt finde. Ich kann so ein Weniges rechnen und weiß ungefähr wie viel älter Sie sind als ich — und doch würde selbst ich anstehn, einen so viel jüngeren Mann als dieser zu ehelichen. Mein Kind, was wider die Natur ist, das rächt sich; jetzt geht das — weil einmal die Liebhaberei dieses Herrn darauf die Wendung hat und alle Männer an dem fest halten, wobei sie Widerstand finden oder erwarten. Aber später, wenn ihnen selbst die Lust daran vergeht, dann fällt ihnen Alles ein, was sie früher dagegen hörten, und sie sind alsdann geneigt, das selbst als ihre Entschuldigung anzuführen, was sie früher als nicht auf sie anwendbar zurückwiesen. — Mein Graf Lacy — ich bin eine offne deutsche Frau und halte dafür, die Wahrheit vorher zu sagen; wenn's geschehn, sieht sie jeder Thor ein, und wir haben nicht die Art, nachher in die Hände zu klopfen und zu sagen: Ich hatte Recht! Außerdem, meine Liebe, ist Gesundheit und Lebenskraft bei Ihnen gebrochen. — Sie werden dem Hause Lacy keine Nachkommen geben — und doch wäre dies wichtig und wird später in die Waagschale fallen."

Die Kaiserin war in ihrem Eifer, bei ihren klugen und scharfsinnigen Kombinationen, gewiß noch lange

nicht fertig. Aber Lacy's Brust kämpfte mit einem Unwillen, mit einem Schmerz über die schonungslose Weise der Kaiserin, welche die Farbe auf dem hinsterbenden Gesicht der armen Claudia so schnell wechseln machte, daß er plötzlich die tief verletzte Geliebte in seine Arme faßte — und sie gegen einen Stuhl führend, mit dem höchsten Ausdruck seines Gefühls rief: „Wollen Euer Majestät sie tödten?"

Die Fürstin verlor einen Augenblick alle Besinnung und sank todtenbleich auf den Stuhl, wohin Lacy sie geführt. Die Kaiserin blickte erstaunt auf Beide — aber ihr gutes edles Herz siegte, und obwol dies Verfahren in den meisten Fällen die Ungnade des Betheiligten würde herbeigezogen haben, entschied sie hier anders. „Gehen Sie, Graf Lacy," sagte sie mild — „das versteht eine Frau besser! Holen Sie mein Flacon von jenem Tisch." Während dieser Worte umschlang sie die Fürstin selbst und lehnte ihren Kopf in ihren Arm. „Armes Kind," sagte sie — „habe ich Dich erschreckt? Wir haben so viel Unrecht zu hindern — für die Folgen jeder Unbesonnenheit einzustehn, welche um uns her geschieht, daß wir eine Gefahr leichter sehn als Andere — ohne dabei in Abrede stellen zu wollen, daß ein redlicher Wille von der einen Seite und besondere Tugenden von der andern Seite auch

einen solchen Schritt wol mit gutem Erfolg krönen können."

Lacy beugte ein Knie vor der Kaiserin, als er ihr das Flacon reichte. „Euer Majestät haben mir meinen Ungestüm vergeben, ich fühle es in Ihren gnädigen Worten. Möge mein Schmerz bei dem Bilde, welches Euer Majestät darstellten und durch welches diese edle Dulderin so erschüttert wurde — zugleich eine Bürgschaft sein für die wohlgeprüfte Stärke unseres Gefühls und meiner sicheren Ueberzeugung, daß solches Elend von mir nie verschuldet werden wird — die edle Fürstin es durch mich nie erfahren kann!"

„Recht schön — ich bin ganz zufrieden!" entgegnete die Kaiserin und zog den Arm zurück, da die Fürstin ihre augenblickliche Schwäche überwunden hatte und still weinend sich auf die Hand der Kaiserin niederbeugte, die sie wiederholt küssen durfte. — „Auch muß ich Euch sagen, Graf Lacy, — obgleich Ihr die dehors gegen Eure Kaiserin überschritten habt — ist es doch der vielleicht einzige Fall, wo dieser Euer Fehler Eure Sache thätlich vertreten hat. Wir vergeben Euch demnach — und wollen Eurem selbst gewählten Glücke durch unsere Scrupel nicht weiter hinderlich werden, sondern Euch Beiden im Gegentheil unsere Glückwünsche ertheilen. — Doch müssen wir bemerken, daß uns unsere Pendule

Vorwürfe macht, indem wir uns heute schon sehr viel mit unserm Vergnügen beschäftigten und unser Staatsrath uns erwarten wird. Wir nehmen daher Abschied und rathen Euch, die Fürstin heute allein zu lassen, daß sie sich völlig von der Erschütterung erhole, welche wir verschuldet." Sie lächelte dabei mit der Güte einer Mutter und küßte die Fürstin zum Abschiede.

Lacy verließ aber an diesem Tage die Fürstin keine Stunde, und wußte durch sein ganzes innig verehrendes Betragen die Wunden zu heilen, die sie empfangen.

Nach ihrem Diner mit Georg Prey erschien der Baron von Pölten mit dem jungen Architekten Valacro, der mit den Uebrigen die Wanderung durch das ganze Palais antrat.

Gewiß war dies keine geringe Anforderung an die Standhaftigkeit der Fürstin, denn diese völlig leeren Räume zeigten nur zu deutlich den gänzlichen Verfall ihrer Glücksumstände. Aber sie überwand diese Schwäche und gab nun selbst an, welche Bestimmungen die Räume früher gehabt hatten, und indem sie dies that, fühlte Jeder, der gebildete Geschmack des seligen Fürsten habe überall so zweckmäßig entschieden, daß ihm bei den neuen Einrichtungen nur nachzukommen sei, wenn man das Palais seiner schönen früheren Bestimmung zurück geben wolle. Dies hob das Gefühl der Fürstin, und

Lacy, der nur zu wohl die edle Tochter errieth, verstärkte dies Gefühl, so viel es seine Ueberzeugung zulassen wollte.

Dieser Uebersicht folgte eine Berathung über die nächsten Ankäufe von Kunstwerken, welche zur ersten Auswahl dem jungen Architekten überlassen wurden. Später, als die Liebenden allein waren, trug Lacy darauf an, mit der Aufnahme der beiden Kinder nicht länger zu zögern, und erbot sich, sie selbst aufzusuchen, um sich an Ort und Stelle von ihrer ganzen Lage zu überzeugen.

„Und glauben Sie,“ fuhr er fort — „daß das seltsame schwarze Mädchen mit zu ihnen gehört?“

„Nein,“ sagte die Fürstin — „sie ist, glaube ich, bei einer Verwandtin, und von Mangel ist dort nicht die Rede, das ist sichtlich! Die Kinder hängen wie Geschwister aneinander und ich glaube, sie sehn sich oft — wo aber — das hab' ich nicht gefragt, vermuthe aber, Magda wohnt in der Nähe und giebt eine Art Lehrerin für Hedwiga ab.“

„Nun,“ rief der Graf, lebhaft aufstehend — „auf keinen Fall nehmen wir dies Mädchen auch in's Haus! Bedarf sie es, so können wir sie unterstützen — aber nur nicht in's Haus.“

„Macht sie Ihnen einen unangenehmen Eindruck,“



fragte die Fürstin überrascht. „Ich hatte ein Gefühl für dieses Mädchen, wie ich es nicht beschreiben kann. Ihre Schönheit ist ein Räthsel für mich, worin ich mich ganz vertiefen könnte. Dabei ihre Sprache — dies Mienenspiel — ich könnte mir denken, daß sie, auf einem hohen Standpunkt geboren, eine Kaiserin sein könnte wie die unsrige. Sie dürfen meinen Liebling nicht so verwerfen! Sehn Sie dies herrliche Gesicht nur erst recht an, und lassen Sie sich die Laune nicht verderben durch die häßliche puritanische Haube!"

„Ja!" rief Lacy — „die Haube wird es sein! Nein! nein! verlangen Sie nicht, daß ich das Mädchen ansehe — ich will sie, wenn's möglich ist, gar nicht wiedersehen — aber Alles für die andern Kinder thun, was nur Ihr Herz erfreuen kann."

„Gut," entgegnete die Fürstin heiter — „fangen wir damit an. Vielleicht versöhne ich Sie später mit meiner Magda."

Als der Graf die Fürstin verließ, lag der späte Abend mit seinen Schatten um ihn ausgebreitet. Zu dunklen Massen waren die Laub- und Blumenpartieen des Weges verschmolzen; die kleinen Häuser, die dazwischen standen, verloren sich, und nur gegen den hellen, von tausend schimmernden Sternen belebten Horizont zeichneten sich ihre bescheidenen Contoure ab. Der

Graf war ein jederzeit aufmerksamer Beobachter der Natur — er ging langsam — er blieb zuweilen stehn — er sog den Duft ein, den das Meer von Blüten um ihn her in dem leichten Nachtschlummer träumend aushauchte. Es machte ihm Freude, trotz der Dunkelheit, die ihre lieblichen Gestaltungen verhüllte, sie Alle an ihren Düften zu erkennen, und er mußte sie, vorüber wandelnd, innerlich anrufen, wie man geliebte Schläfer ruft, nicht um sie zu wecken, sondern in dem beglückenden Gefühl ihrer Nähe. Doch begleitet die Natur nur das Innere des Menschen, wie das Saitenspiel die Worte des Sängers — wo die Accorde verschlungen werden von der Bedeutung des Textes. — So gab die Natur die begleitenden Accorde, welche sich der Stimmung des Grafen anschlossen, aber sie wirkte nicht allein in ihm. Die Einsamkeit macht an bessere Menschen immer zuerst den Anspruch, in sich einzukehren und dem Verständnisse mit sich selbst nachzufragen. So gingen die Bilder des jüngst Erlebten an ihm vorüber, wie die Blumen und Gebüsche des Weges an dem langsam vorüber Wandelnden.

Vieles hatte sich nun nach seinem Wunsche, nach lang gehegter Absicht gestaltet. Eine süße Befriedigung ging durch seine Seele, wenn er sich sagte: Claudia's Leben sei nun endlich sicher gestellt, sie sei gerettet aus



allen Kämpfen und Widersprüchen ihrer unglücklichen Lage, und ihre Aufopferung, ihre Liebe gegen den egoistischen Vater werde nun belohnt werden. Um so weniger konnte er der Kaiserin ihr heutiges Einschreiten verzeihn. Er wollte nicht wissen, daß ein Anderer das denken könne, was er nur der Geliebten gestattet hatte zu sagen, mit der Gewißheit siegreicher Widerlegung! Auf diesem Punkte ruhig und überzeugt, blickte er auf Thomas Thyrnau's wunderliche Ansprüche vielleicht mit etwas zu viel Ruhe hin. Immer mehr geneigt, sie für eine Grille zu halten, die sich werde beschwichtigen lassen, hoffte er von einer mündlichen Besprechung mit dem alten sonderbaren Manne eine genügende Ausgleichung. Die gestörte Audienz bei der Kaiserin hatte ihm die gehoffte Erwähnung der böhmischen Angelegenheiten nicht gestattet, und er sah sich abermals zu einem müßigen Warten verdammt, da er seinen edlen Gönner, den Grafen Kaunitz, den er ungewöhnlich beschäftigt wußte, mit der Betreibung dieser Audienz unmöglich behelligen konnte. Tröstlich war ihm daher die Abreise des Baron Pölten; doch wollte er ihn morgen noch etwas über seine Pläne ausholen. Denn so edel und gut der junge Mann im Ganzen war, so wenig es ihm an Ernst fehlte, wo er ihn haben wollte, so ausgelassen und muthwillig, ja abenteuerlich konnte er zuweilen in seinen

Plänen und gelegentlichen Handlungen sein und mit dem gedankenlosesten Leichtsinn die Folgen übersehen, wenn sich ihm eine augenblickliche Aussicht zu abenteuerlichem Vergnügen darbot. Er hatte Andeutungen gemacht, die dem Grafen aufgefallen waren — die ihn fürchten ließen, es habe sich in seinem Kopf irgend ein toller Plan entwickelt; denn er hatte ihm das Wort abgenommen, in der ganzen Zeit, bis er selbst es ihm anders anzeigen werde, nicht direkt an Thomas Thyrnau zu schreiben, damit er nicht gegen das, was er auszurichten gedenke, ungeschickt einwirke. Eben so wolle er keine Briefe von ihm empfangen — sie sollten wenigstens nicht nach Tein geschickt, sondern in Prag deponirt werden, woher er sie sich durch eigne Boten von Zeit zu Zeit zu verschaffen hoffe. Dies Alles war unter Lachen und Scherzen aus dem leichtsinnigen Munde des liebenswürdigen jungen Mannes hervorgegangen, und der Graf glaubte den Schalk dahinter verborgen erkannt zu haben. Um keinen Preis aber wollte er den Freund seines Oheims auf irgend eine Weise der Willkür eines jugendlichen Scherzes ausgesetzt sehn, und wenn ihm Pölten nicht sein Ehrenwort gäbe, seinen Muthwillen bei Seite zu schieben, damit die ausgezeichneten Gaben des Herzens wie des Verstandes bei ihm hervortreten könnten, wollte er ihm die ganze Sache ausreden, wozu

er ihn leicht zu stimmen hoffte. Pölten mußte seine Reise nach Tein mit einem großen Umwege machen, weil ihm in Ungarn, dem Vaterlande seiner Mutter, plötzlich die Hoffnung zu einer kleinen Erbschaft gemacht war, die er bei geringem Vermögen nicht versäumen durfte zu erreichen, da sich ihm vielleicht zu einer vortheilhaften Heirath dabei Gelegenheit zeigte, welches ein Hauptwunsch des sonderbaren jungen Mannes war.

Indessen kehrten Lacy's Gedanken bald zu seinen nächsten Angelegenheiten zurück, und bei dem liebsten Theile derselben verweilend, bei dem Glücke, womit er Claudia überschütten wollte, lehnte er sich an eine Linde, die ihre schweren Blütenzweige über ihn bog, und seine Gedanken blieben stehn vor Lust, als neben ihm in dem niedrigen Gezweige junger Buchen plötzlich eine Nachtigall ihre einzelnen, süßen, langgezogenen Töne hören ließ. Es war dem Grafen, als höre er sie zum ersten Male — er folgte dem überschwänglichen Gefühl von Liebe in diesem Tone, als würde sie ihn das unergründlich tiefe Geheimniß eines ganz hingegebenen Herzens lehren — und wenn die kleine Kehle mit der Athemkraft, die keine Menschenbrust umschließt, ihren pulsirend bewegten Ton in einem Crescendo erhob, als wolle sie ihr ganzes Leben dahinein ausströmen, so war es dem Grafen, als höre er die Geschichte der Liebe er-

zählen — als wären die Worte dazu: — mein ganzes Dasein löst sich auf in der Hingebung an das Deinige!

Er fühlte ein Entzücken, welches seine Brust fast eben so überschwänglich spannte. Er wollte an Claudia denken — die Nachtigall sang noch immer denselben Ton — zwei braune Augen traten aus seiner Erinnerung hervor — jetzt wußte er das Räthsel, das er nicht ergründen gekonnt. Diese tiefen Augen, die unaufhaltsam bis in jeden Raum des Innern eindrangen — diese Augen waren wie die Töne der Nachtigall — sie hatten einen Urtext — und warum sie ihn angeblickt — das glaubte er plötzlich zu wissen. Da schwieg die Nachtigall und der Graf fuhr auf, als erwache er aus einem tiefen Traum. Verstört blickte er umher — er streckte den Arm vor sich hin, als wehre er von sich etwas ab. Er raffte sich auf und richtete sich so kühn empor, als erwartete er einen Feind, und als er aus dieser unwillkürlichen Aufregung zurückkehrte, that er einen ernsten vorwurfsvollen Blick in sein Inneres. Ihm graute vor den Tiefen der menschlichen Brust, wie neben dem Einen, was wir laut nennen und zu dem wir uns mit allen Kräften bekennen, das Andere sich leise einschleicht und stumm, wie um nie zu erwachen, sich schlafend niederlegt, bis der Ton von Außen eindringt, der es weckt, und wir es wie sanfte flehende Blicke fühlen, die



fragen, ob es bleiben dürfe, und die uns jetzt erst erkennen lassen, daß wir es beherbergten, ohne uns seines Einzugs bewußt geworden zu sein.

„Ha!" rief der Graf — „aber ich bin es noch selbst — gerüstet sollst Du mich finden, denn mich gelüstet nach dem Streite mit der feigen Schwäche! Nein, Kaiserin — Du wirst nicht Recht haben — und Du — Du —!" Er nannte Claudia's Namen nicht — aber sie stieg wie eine Heilige so eben auf den Thron seines Herzens.

Als er am andern Morgen erwachte, belächelte er die Aufregung des vergangenen Abends, wie man sich an Fieberphantasieen erinnert, die in den wirklich vorhandenen Zuständen keinen Grund haben. Er fühlte eine reine und innige Hingebung an Claudia und beschloß, nach dem Besuche beim Baron von Pölten sich nach dem Klosterhofe zu begeben, um ihr wo möglich noch heute Hedwiga zuzuführen.

Doch ward er in der Wohnung des Baron von Pölten sehr unangenehm durch die Nachricht überrascht, derselbe sei in der Nacht bereits abgereist. In dem Briefe, den er für ihn zurückgelassen, fand er die Ursache dieser schnellen Abreise nur flüchtig erwähnt, aber in Zusammenhang stehend mit den aus Ungarn erhaltenen Nachrichten über jene Erbschafts-Angelegenheit.

Außerdem äußerte er mit naiver Sicherheit seine Freude, daß sie am Abend vorher über die spätere Reise nach Böhmen alles Nöthige besprochen hätten, weshalb seine Abreise jetzt ohne Zögerung hätte vor sich gehen können.

So wenig nun der Graf diese Meinung theilte, mußte er sich doch entschließen, die Sache aufzugeben. Er nahm sich dagegen vor, seine Willensmeinung sogleich in einem Briefe nach Prag zu senden, wohin der Baron zuerst gehen wollte, und in seinem Palais, wo er auszuruhn versprochen, noch zeitig genug von seinen Bitten erreicht werden konnte.

Langsam wandte er sich um nach den Wall-Linien, worin das Ursuliner-Kloster mit den Vorderhöfen lag, in denen er seine jungen Schützlinge suchen sollte. Der vornehme junge Herr erregte bei seinem Eintritt in den mit spielenden Kindern angefüllten Klosterhof kein geringes Erstaunen, und als er nach Hedwiga und Egon fragte, waren wol zwanzig kleine Führer bereit, ihm den Weg zu zeigen. Denn schon mit ihm gehn zu können, schien eine Gunst, und Lacy's Liebe zu Kindern, die sich in jedem Blick, in jeder neckenden oder liebkosenden Bewegung zeigte, war nicht dazu gemacht, die kleinen Nachzügler zu verscheuchen. So hatten sie bald den schmalen Weg zwischen der Hecke von Bäbili's Garten und der Klostermauer erreicht, und Lacy vergaß



jetzt Alles um sich her, als die kleine stallartige Hütte, in welcher die bezaubernde Schönheit Hedwiga's blühte, vor seinen Augen lag.

Allein gelassen von den Kindern, die selbst unter seinem Geleit nicht Muth hatten, der strengen Frau Mora näher zu kommen, schritt Lacy der Hütte entgegen, und fand sie bei seinem Eintritt völlig leer. Egon war zum Klostervoigt gegangen — Mora und Hedwiga zu Frau Bäbili.

Nachdem er mit wehmüthigem Blicke die tiefe Armuth der Hütte überschaut, schritt er zur offenen Hofthür hinaus auf den Lindenbaum zu, und hier hatte die Natur eine so liebliche Einrichtung für die Armen getroffen, daß Lacy sich daran erholte und die Augen umher schweifen ließ nach allen Richtungen. Vor sich sah er den Wiesengrund, auf der andern Seite den schönen Chor der Klosterkirche mit der daran stoßenden dunklen Taxuswand, und als er sich wendete, erstaunte er über die große Bronze-Statue des heiligen Christophorus, der mit seiner heiligen Bürde über den Bretterverschlag glänzend herüber leuchtete.

Er trat näher — die Augen empor gehoben und sich auf den Rand des Zaunes lehnend, blickte er, sich ganz vertiefend, auf das liebliche Kinderantlitz des kleinen Christus. Die ruhige Stille des Morgens ließ ihn jetzt

das Plätschern des Brunnens hören, und die Bestimmung der Natur errathend, senkte er das Auge zu dem großen steinernen Becken, worin die Statue in Mitte der kleinen Quellen stand.

Hier saß Magda. Mit beiden Händen hielt sie ein Buch auf ihren Knien fest, als wollte sie sich seine Gegenwart sichern, während ihr Auge tief sinnend darüber weg in die kleinen springenden Quellen des Brunnens sahen. Hals und Nacken waren gebogen, ihr Kopf gesenkt; nur die reine Linie ihres Profils war sichtbar, und ihr Mund, halb geöffnet, zeigte das kindliche Lauschen der Lippen — den Zug einsamen Nachdenkens.

Ihr Anzug war ganz verändert, und der Graf mußte sie länger betrachten, als er sonst gemocht hätte, denn er wußte zu Anfang nicht, ob sie es wirklich sei. Dann dachte er darüber nach, daß ihre Tracht die der Prager Bürgermädchen sei, welche er oft beobachtet hatte mit der Bemerkung, daß sie sich stets nach dem Geschmack der Trägerin oder nach ihrem Reichthum zu fügen hatte, doch bei allen Veränderungen immer die Grundidee höchst reizend beibehielt. Schöner glaubte er sie nie gesehn zu haben.

Ein Theil von Magda's langen glänzenden Flechten war am Hinterkopf in einen griechischen Knoten geschlungen und darüber ein Netz von starken Goldfäden



gespannt, was mit seinem reichen Inhalt auf dem schönen schlanken Halse ruhte. Dicht schloß sich die halbe Haube an, an welcher der ganze Hochmuth eines Prager Bürgermädchens zu haften pflegte, und der auch hier über Magda's Vermögen keinen Zweifel ließ. Es war ein flacher handbreiter Streifen von Goldbrokat, der auf's reichste gestickt mit einzelnen, in Blumen gefaßten farbigen Steinen, Perlen und erhabener Goldarbeit verziert war. Bei Magda war dieser Streifen, der, genau an das Netz sich wie eine halbe Kappe anschließend, den Kopf umspannte, mit einem Rande von Perlen besetzt, der über den Schläfen durch eine kleine goldene Klammer an dem glänzend glatt gekämmten Scheitel befestigt war. Ueber dem Ohr wurden von den reichen Enden des Vorderhaares die Flechten in eine Schnecke gedreht und mit einer goldenen Nadel durchstochen und gehalten; die langen schweren goldenen Ohrgehänge vollendeten den Kopfputz. Die Kleidung war schwarz, das Mieder von starkem Seidenzeuge mit Gold gestickt; aus seinem Rande hob sich in feinen Falten ein gesteiftes Tuch vom feinsten Linon, das in sehr saubern Kniffen hinten auf dem Nacken zusammengesteckt war. Drüber saß die anschließende offene Jacke, die Magda von schwarzem Sammt trug, mit purpurrothem Damast gefüttert; die engen Aermel reichten

etwas über den Ellenbogen, waren mit weißen Spitzen besetzt und am Rande eben so wie alle Nähte mit Gold gestickt. Der Rock war schweres schwarzes Seidenzeug mit durchbrochener Goldborte, die Strümpfe von schwarzer Seide mit rothen Zwickeln und die Schuh von schwarzem Sammt mit goldenen Haken und blitzenden Schnallen. Dazu gehörte noch eine reichgestickte Bügeltasche, die an einer kostbaren goldenen Spange seitwärts niederfiel.

Graf Lacy brauchte vielleicht eben so viel Zeit, die Einzelheiten dieser schönen Kleidung zu prüfen, als wir, sie zu schildern, und vorzüglich blickte er voll Bewunderung auf die schöne Linie des Profils, die sich auf der dunklen Steinlehne der rund um den Brunnen laufenden Bank absetzte. Ihre Farbe war vielleicht von dem ungewöhnlichen Putz ein wenig erhöht, und das Dunkle ihrer reinen schönen Hautfarbe ward dadurch gehoben — sie war vergraben in Gedanken, und gewiß sah sie die kleinen schäumenden Sprudel nicht, auf denen ihre Augen ruhten.

Aus diesem Anschaun weckte sich der Graf mit der Betrachtung, sie werde sicher wissen, wo die Kinder zu finden wären, die er suchte. Aber er wußte nicht, wie er sie anreden sollte. Das arme abenteuerlich verpuppte Mädchen, die Gefährtin armer Kinder, war



das nicht mehr — auch zeigte ihre Schönheit wol das Alter von sechszehn Jahren an. — „Mein Kind!“ — so konnte er sie nicht anrufen — „Magda!“ — beim Vornamen nannte man nur ganz geringe oder ganz befreundete Mädchen. Zwischen dem Sinnen darüber blickte er sie immer an — und dann zerstreute ihn ihre tiefe Ruhe — er fürchtete einen so seltnen Zustand — einen so anmuthigen Anblick zu stören. Wie es endlich kam, daß er dennoch ihren Namen nannte, wußte er wol selbst nicht. Magda hörte den leisen Ruf ihres Namens — sie beugte sich aber dem Becken des Brunnens zu und ein Lächeln umspielte ihren Mund, als glaube sie, die kleinen Quellen haben sie gerufen!

Jetzt rief der Graf noch einmal — vielleicht etwas lauter. — Wie ein gescheuchtes Reh sprang Magda auf und schaute rasch umher — da sah sie ihn über den Zaun herüber gelehnt. Einen Augenblick blieb sie unbeweglich stehn und sah ihn fest an, dann senkte sie die Augen und er rief noch einmal: „Liebe Magda! willst Du mir wol über etwas Auskunft geben?“

Magda legte das Buch zusammen und auf den Steinsitz. Leicht und anmuthig schritt sie dann gerade auf ihn zu, so, daß, als sie in ihrer ganzen Pracht immer näher kam, der Graf zurückwich und sich unwillkürlich vor ihr verneigte.

„Ihr wollt die Kinder haben" — sagte sie leise, aber fest. „Hedwiga kann ich Euch schicken, aber Egon, um den's sein wird, der ist beim Klostervoigt."

„Da will ich zuerst zum Voigt gehn," — entgegnete Lacy, „und komme mit ihm hierher zurück, während Du, liebes Mädchen, Hedwiga herbei rufst."

„Macht das lieber anders," sagte Magda nachsinnend. „Mit Egon ist schwer thun, wie man will — und besser, Ihr sprecht erst Mora und sie willigt ein, den Knaben zu rufen."

„Sollte er denn nicht geneigt sein, mit mir zu gehn? Ich will ihn ganz zu mir nehmen, ihn erziehn, seinen Fähigkeiten nach, und dann weiter für ihn sorgen."

„Eure gute Meinung wird Euch nichts helfen," erwiderte Magda — „denn er will zu Euch nicht gehn — eben zu Euch nicht."

„Ist es möglich!" rief der Graf. — „Was habe ich denn dem störrigen Knaben gethan? Weißt Du, warum er Widerwillen gegen mich hat?"

Magda erglühte bei diesen Worten bis in den Nakken hinein. Ihre bis jetzt mit Ruhe auf den Grafen gerichteten Augen sanken zur Erde, doch dauerte der Kampf nicht lange. Als sie aufsah, war sie wieder gesammelt. „Ich weiß es" — sagte sie — „aber ich

werde es nicht sagen, denn es ist unnöthig, daß Ihr es wißt, und der Knabe würde es leugnen."

Der Graf schwieg, in physiognomische Betrachtungen vertieft. Er wollte das süße ernste Räthsel — das holde Geheimniß in den Zügen des Mädchens lösen. — Diese fuhr fort: „Mir liegt aber viel daran, daß die Kinder fortkommen, ehe ich sie selbst verlassen muß, denn sie thun hier nicht gut bei Mora; also will ich Euch helfen, wenn Ihr mir versprecht, für Hedwiga auch zu sorgen. Ihr könntet mir den Gang abnehmen zu der guten alten Fürstin Morani; der wollte ich Hedwiga gern empfehlen, aber ich mag nicht wieder hingehn, wo es mir das letzte Mal so weh that." Wieder ward Magda roth. Dann blickte sie mit großen in Thränen schwimmenden Augen zu ihm auf und sagte mit Heftigkeit. „Ich will Euch um Verzeihung bitten, da ich Euch nun doch wiedersehe — später sollt Ihr erfahren, warum ich so vor Euch erschrak und mich wie ein albernes Kind betrug. Jetzt vergebt mir, ohne den Grund zu kennen."

Es war ein dringender, heftiger, fast befehlender Ton, in dem sie sprach. Aber es war nur für ihre innere Beschämung, für ihren sich beugenden weiblichen Stolz die ungeschickte Sprache. Lacy verstand das und blickte mit Rührung auf das Mädchen, in der es

so ungestüm aufbrauste im Streit mit ihrer Willenskraft.

„Mein liebes Mädchen," sagte er sanft — „versprich mir, daß Du ruhig sein willst. Wie könnte ich Dir etwas zu verzeihen haben? Wol verstehe ich nicht, wie ich Dir Schrecken einflößen konnte — aber ich habe ja kein Recht, Dir angenehm zu sein — und vielleicht, weil Du mich nicht bei der Fürstin erwartetest — —"

„Das weiß Gott!" sagte Magda ihn unterbrechend, „daß ich Euch nicht erwartete. Aber laßt das jetzt" — fuhr sie ruhig und sanft fort — „wir werden wol darüber einmal mehr sprechen — jetzt sind die Kinder die Hauptsache. Egon wollte auch zur Fürstin, wollte ihr Page werden, dafür sollte sie an Mora eine Ziege schenken, weil er die vorige mit seinem Ungestüm getödtet hat. — Da hat die Kaiserin gestern Hedwiga die Ziege versprochen, und nun wollen sie Alle wieder beisammen bleiben, und das will ich eben nicht leiden, weil ich fort muß und die Kinder dann vor Niemand Respekt haben."

Lacy würde zu jeder andern Zeit über das junge Kind gelächelt haben, das sich hier mit so ruhigem Selbstgefühl, als einzigen Gegenstand des Respektes verkündigte; aber er fragte, dies überspringend: „Wo

willst Du hin, liebe Magda? Warum bleibst Du nicht hier?"

Das Mädchen sah ihm lang und tief in die Augen, dann wandte sie den Kopf mit einem schweren Athemzuge weg und sagte: „Ich bin hier nicht zu Hause."

„Du trägst die schöne Tracht der Prager Bürgermädchen; — bist Du eine Böhmin?"

„So ist es," sagte Magda gepreßt und sich immer mehr zur Seite wendend.

„Wie heißest Du?" fragte der Graf und seine Stimme bebte, ihm unbewußt.

Magda blickte ihn rasch an, als wollte sie ihm heftig entgegnen — dann faßte sie sich — „Magda Matielli nennt man mich," sagte sie — und indem sie sich wandte, grüßte sie den Grafen stolz mit dem Neigen des Kopfes und ging auf den Pachthof zu, um Hedwiga zu rufen.

Der Graf blieb unbeweglich stehn. Er sah ihr nach und bewunderte den sichern leichten Schritt des jungen Mädchens. „Das ist ein sehr ungewöhnliches Wesen!" sagte er dann zu sich selbst. — „Es ist gut, daß sie ihren Platz in der Welt gefunden hat — und daß sie wohlhabend ist — wer könnte diesem Mädchen ein Almosen anbieten? Wie richtig hat Claudia sie geschätzt! Man könnte denken, sie wäre eine Fürstin,

und die Tracht des Bürgerstandes erhöht bei ihr fast den Ausdruck einer stolzen Bestimmung."

Diese Gedanken wurden durch Hedwiga unterbrochen, die wie ein Pfeil aus dem Hause hervorschoß und in vollen Sprüngen auf den Grafen zukam. Sie war heute wieder mit ihrem ärmlichen Röckchen und einer kleinen Jacke von demselben Zeuge reinlich, unversehrt und unbeschadet ihrer Schönheit bekleidet.

„Kannst Du nicht herüber klettern?" sagte sie sogleich — „dann sind wir Alle beisammen und Du kannst Dich auch an den Brunnen niedersetzen."

Dies leuchtete dem Grafen ein. Leicht schwang er sich über den Zaun und fand ein eigenes Behagen darin, sich auf diesem Boden zu finden und auf der Bank, wohin ihn Hedwiga zog, neben ihr Platz zu nehmen.

„Hör', Hedwiga! die Fürstin Morani schickt mich. Sie will Dich zu sich nehmen — Du sollst ihr Kind sein — Du sollst etwas lernen, um ein braves fleißiges Mädchen zu werden. Willst Du mit mir gehn?"

„Und Mora?" fragte das Kind, ihn mit seitwärts gebogenem Kopf anblickend — „Egon soll auch ein Mann werden und nicht daheim bleiben — trotz dem, daß wir eine neue Ziege bekommen — wo bleibt dann aber meine Mora?"

„Ich werde mit ihr selbst sprechen," sagte der Graf



— „gewiß muß für sie gesorgt werden! Willst Du dann mit mir gehn?“

„Das will ich, denn Mora erlaubt es schon seit lange. Wenn ich was lernen soll, dann ist es Zeit, meint sie, und der guten alten Fürstin, der wollten wir's anbieten — und Egon will auch zu ihr.“

Als der Graf antworten wollte, standen Mora und Magda vor ihm. Die Frau war alt, und obwol ihr Gesicht frisch und gutmüthig aussah, waren doch alle Züge gemein; der Graf war überzeugt, die Kinder könnten nicht ihre eigenen sein. „Ihr seid Frau Mora,“ sagte er freundlich, indem er ihr entgegentrat. Das Weib bejahte die Frage und ihr Auge ruhte forschend auf ihm. Mit einfachen Worten theilte er ihr jetzt seine Absicht mit und forderte von ihr die Erklärung, wer die Kinder wären, da sie unmöglich die ihrigen sein könnten.

Mora blickte mit düstrem Ausdruck auf den Grafen, dann sagte sie: „Der Armuth und dem Unglück traut man nie viel zu — die Vornehmen denken, das Gute wäre all' für sie allein. Daß Ihr und die Fürstin die Kinder nehmt und was daraus erzieht nach Eurer Weise, dagegen habe ich nichts, denn sie sind es werth von Innen und von Außen, und Ihr werdet es nicht bereuen. Aber nicht ganz darf ich die Hand von

ihnen ziehn und will ich auch nicht mit ihnen gehn, was ihnen nicht gut thun würde, will ich doch wissen, wo sie bleiben und nachsehn dürfen, wie es ihnen ergeht. Wenn Ihr sie nehmt, so denkt, daß es armer Leute Kinder sind, die ihre Eltern verloren, daß ihre Mutter meine Tochter war. Wir kamen aus Franken, wo uns Brandunglück verfolgte, als Bettler hierher, und sind wenig mehr geworden — die Kirche, das Pfarrhaus brannte mit ab — Beweise kann ich Euch nicht schaffen — auf das, was ich sage, müßt Ihr sie hinnehmen."

Die etwas rohe Art der alten Frau trug dennoch den Karakter des Unbezwinglichen an sich. Der Besitz der Kinder war dem Grafen die Hauptsache; das Geheimnißvolle, was in ihrer Existenz lag, schien ihm mit ihrem Besitz nothwendig zuzufallen — die Erklärung durfte er der Zeit überlassen und der milden Freundin, in deren Hände er sie jetzt zu übergeben trachtete. Eben so mußte er sich in Mora's Willen fügen, welche es rauh versagte, sie ihm mitzugeben und dagegen versprach, sie den Abend zu bringen.

Als er hiermit fertig, sich nach Magda umsah, war diese verschwunden. Sein erstes Gefühl war, nach ihr zu fragen — von ihr Abschied zu nehmen. Wie es kam, daß er im nächsten Augenblick über den Bretter-

zaun sprang und in Frau Mora's Hof stand, wußte er selbst nicht — er verließ das Ursulinerstift, ohne sie gesehn zu haben, ohne Nachfrage nach ihr zu halten.

Am Abend desselben Tages befand sich eine Dame in vornehmer Tracht, von dunkler Farbe, wie es den gealterten Zügen passend war, in einem großen düsteren Gemach der kaiserlichen Burg, welches im Erdgeschosse liegend, schwerfällig gewölbt und mit tiefen Fensternischen, mehr einem Kloster als dem heitern Aufenthalt eines kaiserlichen Hofstaates zuzugehören schien. Der Sommer half diesen Räumen nicht viel; die Sonne drang nicht durch die unbeschnittenen dicken Lindenbäume, die in diesem ganz vergessenen Theile des kleinen Burggartens sich fest in einander verschränkt hatten, und an denen aus dem feuchten Grunde ein dichtes Geflecht von kleinem Unterholze und Epheu mit wilden Weingewinden sich wuchernd in die Höhe drängte. Die Luft in diesen Gemächern blieb immer düster und nebelartig, feucht und kalt, und in den großen Kaminen brannte mitten im Sommer — sobald sie bewohnt waren — ein begütigendes Feuer.

Die alte Dame hatte sich so eben bemüht, von dem

reichlichen Holzvorrathe die sinkende Glut des Kamins zu erhöhn, um sich dann in einem Lehnstuhl an der belebten Luft zu pflegen, als die Uhr hinter ihrem Rücken elf schlug und die alte Dame nun etwas unzufrieden den Kopf schüttelte und einen leer vor ihr stehenden Lehnstuhl noch näher zum Feuer schob, den mit Pelz gefütterten Sammtmantel, der darüber hing, ausbreitete und das seidne Fußkissen dicht davor schob. Sie erwartete Jemand, das war leicht zu bemerken, und, wie es schien, nicht vergeblich, denn im selben Augenblick hörte man Thüren schlagen, laute Stimmen im Vorzimmer und, die Flügelthüren aufstoßend, mit dem Armleuchter vorleuchtend, trat ein kaiserlicher Lakai voran. Ihm folgte in großer Galla eine Dame, welche zwei Fingerspitzen auf den seidnen Rockärmel des Grafen von Reutenberg, des Kammerherrn Seiner Majestät gelegt hatte, welcher mit abgezogenem Hute die schöne Dame bis hierher geleitete. Jetzt fragte er unter tiefen Verbeugungen, ob Ihro Durchlaucht noch irgend einen Befehl für ihren unterthänigsten Knecht habe, oder an Seine Majestät? Ohne ihm zu antworten, schritt die Dame dem Kamine zu, erwiderte die ehrfurchtsvolle Verneigung der alten Dame eben so wenig, sondern hob ihre beiden schönen Arme hoch in die Luft und knipste dabei eigenthümlich mit den Fingern der aufgehobenen Hände. Augenblick-



lich flogen zwei Kammerfräulein herbei, und mit äußerster Schnelligkeit war die schwere Robe von Silberbrokat, in der das Geheimniß von ein paar bauschigen Bouffanten ruhte — gelöst, und das kostbare Unterkleid von weißem Atlas, mit bunten Blumen durchwirkt, zeigte die volle Schönheit eines jugendlichen Körpers, der zu seiner Rundung der entstellenden Mode nicht bedurfte. Der Graf von Reutenberg stand wie bezaubert als Zuschauer dieser reizenden Umwandlung, deren Zeuge er so unerwartet und so überraschend ward, daß er immer fürchtete, er müsse davon laufen, obwol er noch nicht beurlaubt war, und sicher annahm — man habe ihn blos vergessen. Die Dame, die sich also erleichtert hatte, sank nun in den Armstuhl, der so vorsorglich bereitet war, zog den Sammtmantel um ihre reizende Gestalt, schleuderte die hochhakigen seidnen Schuhe mit den blitzenden Schnallen von den kleinen Füßen und bettete diese neben einander in den weichen Flaum des seidenen Kissens.

Dann glitt über das frische Antlitz ein schalkhaft boshaftes Lächeln, was den Kommentar für die kecke Weise des eben Vollführten gab, und diesem Lächeln folgte das Aufschlagen ihrer lebhaften blauen Augen, die den Grafen so herausfordernd trafen, daß er es wagte, sich, eben so lächelnd, tief vor ihr zu verbeugen.

„Wie?“ fragte sie jetzt mit einer hellen Stimme, „ich sollte Euch befehlen? Ach!“ fuhr sie fort — „schade, daß es schon so spät ist; ich werde heute nicht mehr mit Allem fertig. Mein erhabener Vetter hat in dem paradiesischen Aufenthalt dieser Götterburg so alle Genüsse der Erde vereinigt, daß natürlich das Salz des Lebens, der Gährstoff langweiliger Stunden, das Räderwerk, was unsere ablaufende Weisheit wieder aufzieht, das Geheimniß des ganzen Daseins — ich meine Wünsche — unbefriedigte Wünsche! — daß er diese Nektartropfen seinen Gästen nicht von den Lippen zieht, sondern sie in diesen reizendenden Gemächern in vollen Bechern kredenzen läßt!“

„Wie anmuthig, meine Liebe!“ fuhr sie fort, sich mit der größten Freundlichkeit gegen die alte Dame wendend, „daß Du an diesem warmen Juliabend ein so schönes Kaminfeuer unterhalten hast und meinen Pelzmantel erwärmt! Man wird selten in diesem Monat so angenehmen Wechsel erleben können, als er mir jeden Tag aufgehoben ist. Wenn ich aus den sonnenhellen Salons Ihrer Majestäten, wo weder Vorhänge noch Jalousieen uns einen einzigen Strahl auf Kopf und Nakken ersparen, halb gebraten in diese reizenden Gewölbe niedersteige, glaube ich zu den Ahnen des Hauses Habsburg einzugehen. Ich empfinde die erhabenen Schauer



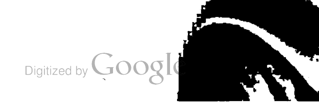
die uns bei dem Anblick von Katafalken und Sarkophagen ergreifen — selbst der feuchte Moderduft, der ein beständiger Bewohner dieser Gemächer ist, trägt dazu bei, die Illusion zu erhalten. Doch plötzlich dringt durch die bläulichen Nebel der Schein einer traulichen Flamme — alle erhabenen Schauer sind verflogen — die anmuthige Häuslichkeit eines Winterabends breitet ihre heiteren Schwingen über uns aus — an dem knisternden Feuer trocknen wir unsere feuchten Kleider und erlustigen uns, wenn die fleißige Flamme von den Wänden die Krystallisationen in zarte Tröpfchen auflöst, die — wie der Thau auf Blumen — auf unsern Scheitel niedersinken."

Schaudernd wickelte sich die lebhafte Spötterin bei diesen Worten noch tiefer in ihren Pelz, und Graf Reutenberg benutzte gewandt diese Pause, um zu fragen, was eigentlich, nach einer so bezaubernden Auffassung der vorhandenen Zustände, der Allerdurchlauchtigsten noch übrig bliebe von dem, was sie mit dem Namen „Wünsche" bezeichnet habe.

„Ja!" rief die Schöne, laut auflachend. — „Ihr habt wol recht, diese Frage zu thun! Aber seht, das ist der Unterschied zwischen mir und meinen erhabenen Verwandten in dem Lande der Holters! Diese lieben ehrlichen Leute sind hier so eingebürgert und von Ju-

gend auf an ihre beabsichtigten Bequemlichkeiten gewöhnt, daß sie mit Recht den Genuß entbehren, sich etwas Besseres denken zu können, als was ihnen von den Resten Alt-Kastilianischen Glanzes in dem Nachlaß Ferdinand des Katholischen über die Pyrenäen zugeführt wurde. Es ist schön! rührend! Das Alte ist so ehrwürdig! Aber seht! ich bin durch die Fülle meiner hohen Verwandten in einer eignen Lage. Das Haus Lothringen, dem ich durch meine Mama angehöre, hat seine Vettern in allen Ländern — ich mußte daher mit meinem Vetter Ludwig XV. in Versailles tanzen — und bei meinem Vetter, dem Römischen Kaiser in Wien, Dampfnudeln essen — ist das nicht sehr komisch?" rief sie lachend. — „Doch ich halte Euch unnütz auf, mein lieber Graf! Seht! seht! Ei hebt doch die Füße auf — es war eine Ratte an Euren Schuhschnäbeln! die lieben Dinger sind hier Alle ganz zahm — sie frühstücken mit uns und theilen alle Mahlzeiten — sogar unsere Betten! Oder war es ein leiblicher kleiner Frosch? O! wir haben hier sehr viele. Ich fange sie zuweilen und schicke sie dem Koch zu Frikassees. „„Aber holter! er weiß nit, wasch er mit macke soll."" Er backt nur seine alten Kapaunen in dem schweren Mehlteig seiner Pasteten."

Hier ward die Dame von einem so schallenden Gelächter des Grafen von Reutenberg unterbrochen, daß



sie trotz dem Fluße ihrer Rede genöthigt war, inne zu halten und, bald getröstet, nicht üble Zeichen machte, die fröhliche Laune des Grafen durch ihre persiflirenden Gebärden zu unterstützen.

Dieser kniete sogleich vor ihr nieder, hob das Kreuz seines kostbaren Galanterie-Degens in die Höhe und rief, noch immer von Lachen unterbrochen: „Ich schwöre bei dem Griff meiner untadligen Klinge, daß ich jedes Wort dieses schönen erlauchten Mundes morgen Seiner Majestät beim ersten Frühstück serviren will, und wenn er nicht eine eben so herrliche Erschütterung des Zwergfells davon trägt, als ich glücklicher Sterblicher, so will ich glauben, daß Seiner Majestät Lothringisches Blut unter dem Alt-Kastilianischen Pompe seiner Vorgänger erstarrt ist."

„Sollte dies möglich sein," rief die Dame lachend — „dann hätten wir wahrlich großes Verdienst um unsern erlauchten Vetter, und wenigstens wäre für morgen einige Hoffnung, daß er sein anmuthiges Cichorienwasser und seine Wiener Pladen ohne Magendrücken beseitigte. Doch hört! schont das Haus Habsburg dabei. Das erhabene Geschlecht dieses Stammes sieht allen Scherz für Contrebande an, und besteuert möchte ich nicht gern werden von ihrem hohen Tugendgericht. — Gute Nacht! gute Nacht!"

Nach diesem Abschiede drückte sie ihre kleinen weissen Hände vor die Augen, wie ein unartiges Kind, was keiner Form sich weiter fügen will, und der Graf ging so amüsirt von dannen, daß ihn dies kleine Nachspiel vollkommen entschädigte für die Langeweile des eben überstandenen Cour- und Spiel-Abends bei Ihrer Majestät der Kaiserin.

So wie sie jedoch die Thür in's Schloß fallen hörte, zog sie die Hände von den Augen und warf einen schnellen listigen Blick auf die alte Dame am Kamin, welche mit ziemlich strenger Miene ein stummer Zeuge der vorigen Scene gewesen war. Da dieselbe noch immer ein nachdenkliches Schweigen beobachtete, trat auf's Neue das spöttische Lächeln hervor, was diesem reizenden Antlitze so besonders eigen schien, und mühsam sich erhebend, zog sie den schwerfälligen Stuhl dicht neben den Sitz der alten Dame, und indem sie neckend das Gesicht auf ihre Hand stemmte, rief sie: „Was wette ich, Du maulst mit mir?"

Die alte Dame sah auf und in das lachende Gesicht — und die Strenge des Ausdrucks ließ sogleich bedeutend nach: „Wann, ma princesse, haben Sie das erlebt? Wenn Ihre älteste Freundin oft über Ihr Betragen betrübt ist, verdient das einen andern, ich darf sagen einen besseren Namen."

„Ich bitte Dich — und wenn Du willst — auf meinen Knieen, sei nicht so fürchterlich höflich und sanftmüthig. Dagegen habe ich keine Waffen. Schelte mich — poltere — vergiß Dich und den gehörigen Respekt gegen mich ein Dutzend Mal in Deiner Rede; aber wenn Du anfängst, ma princesse — und mit bloßer Betrübniß schließest — da machst Du mich toll — bringst mich außer mir — reizest mich — machst, daß ich Dich schelten werde — ja schlagen," — und im selben Augenblick warf sie sich mit so ungestümer Zärtlichkeit der alten Dame um den Hals, daß dieser nichts anderes übrig blieb, als sie jetzt selbst fest zu halten. Sie that es mit den schnellen Uebergängen einer fast mütterlichen Zärtlichkeit und gab ihrem Liebling damit volle Sicherheit, daß ihr anscheinendes Zürnen ihr eine schwere pflichtschuldige Aufgabe gewesen, von der sie sich jetzt so bald als möglich zu erlösen suchte.

„Du weißt, Therese," sagte sie — „daß Du mich nur immer allzu schwach findest — allzu nachgiebig gegen Deine sprudelnden Thorheiten."

„Sprudelnde Thorheiten!" rief die Prinzessin fröhlich lachend — „Geliebte Hantois! Du wirst witzig! was sind das für köstliche Ausdrücke für die angenehmen Einfälle Deines Lieblings! O verdiente ich doch diese Bezeichnung — es reizt mich förmlich!"

„Ich bitte Dich, Therese!“ rief die alte Gräfin von Hautois, ihre Gouvernante — „Du erschreckst mich förmlich! Gewiß, Du bist zu lebhaft, und ich sehe nicht ein, wie Du durchkommen willst — besonders hier an diesem strengen Hofe, den eine so tugendhafte Kaiserin beherrscht.“

„Da hast Du Recht! meine Alte,“ sagte die Prinzessin und streckte ihre reizenden Glieder, den Mantel zurückschlagend, auf dem riesigen Armstuhl — „ich sehe es auch nicht ein, und wir haben uns heute schon recht artige Sachen gesagt, diese tugendhafte Frau Kaiserin und ihre unterthänige kleine Cousine.“

„Welche Unbesonnenheit, bestes Kind! Sie lassen nicht ab, sich die größten Verwirrungen zuzuziehn und haben förmlich ihre Lust daran, sich bis über den Hals hinein zu stecken.“

„Deshalb war es Zeit, daß ich meine erhabene Base wieder daran erinnerte, mit wem sie es zu thun hatte. Sie nahm wieder ihren Anlauf, in der Hoffnung, mich zu überrennen, und das sage ich Dir: ist ein Weib einmal herrschsüchtig, dann bleibt sie's bis an's Ende ihres Lebens und wenn sie alle ihre andern Laster abschwört, für diesen allerwiderwärtigsten Fehler webt sie immer einen neuen, einen wärmeren Mantel, damit er sich ja conservire. Niemals wird sie sagen: Ich kann es nicht

ertragen, wenn sich irgend wer untersteht, andere Gedanken und Ansichten zu haben als ich — in meinem Bereich soll man nur für gut und recht halten, was ich dafür ansehe, also was mir angenehm und bequem ist — und es mag Dir leicht oder schwer werden, es mag Dich glücklich oder unglücklich machen, Du mußt Dich darein fügen, denn ich kann mich nicht irren und habe das vollkommene Recht, von allen Menschen zu fordern, daß sie dies anerkennen. — Niemals sagt der abscheuliche hochmüthige Lügenbalg also — sondern er sagt: „Ich habe Menschenkenntniß und weiß, wie es hergeht in der Welt — ich kann nicht zugeben, daß Dieser oder Jener diesen oder jenen dummen Streich macht — nach der Vernunft muß jederzeit gehandelt werden (d. h. nach meiner Vernunft) Jeder muß seine Pflicht erfüllen, und sieht er das von selbst nicht ein, so muß man ihn dazu zwingen.“ Dann kommt noch der Nachsatz, die Klage, der Vormund aller Menschen sein zu müssen. — Da doch Jeder, der es wagen würde, sich selbst lenken zu wollen, augenblicklich von ihrer Mißbilligung, ihrer böslichen Anschuldigung, oder geht das nicht an, von der gänzlichsten Vernachlässigung und der vornehmsten Geringachtung verfolgt werden würde. Sieh! Alte! ich könnte diese herrschsüchtigen Hochmuthsteufel züchtigen wie kleine Kinder, denn sie sind eben so unbezwinglich

hartnäckig und allen Gegengründen verschlossen, als die ungezogenen Bälger, die auch nur nachgeben, wenn sie Gewalt fühlen, die eben so stark ist als ihr Sinn."

„Nun ich danke für die Aufgabe dieser Züchtigung!" sagte die alte Gräfin.

„Ich nicht! mich reizt es, ihnen eben so viel unbezwinglichen Geist entgegen zu halten. Denn ich will lieber einem Weibe die Arme öffnen, das so viel tollen Spuk in der Liebe getrieben hat, als Jugend und Schönheit fertig bringt — als solch einem starren Hochmuths-Weibe, das jede eigne Jugendverführung schnell vergißt, um sie an Andern streng zu richten. Glaub' mir, liebe Alte! die Magdalenen sind so übel nicht. Da bleibt ein ewig rinnender Born der Liebe, und wenn die Wangen welken und die Locken erbleichen, da lieben sie noch die halbe Menschheit und weinen um jeden Irrenden, und haben den Schleier für jeden Sünder in der Hand."

„Nun! nun! es ist auch nicht die rechte Art, dies ewige Bemänteln und Verschleiern des Bösen in der Welt. Man soll die Dinge beim Namen nennen, sonst fürchtet sich Keiner mehr davor, und es geht wie in der Fabel dem Kinde — das dem Löwen in den Rachen lief, weil in der Fibel nur von seiner Großmuth und Schönheit — nichts von seiner Gefräßigkeit stand."

„Will ich Anderes?" rief die Prinzessin — „Aber

Jeder soll's mit sich abmachen. Du sprichst von der Fibel — ich mußte heute immer vor meiner kaiserlichen Muhme im Stillen deklamiren: „Gar grimmig ist der wilde Bär — wenn er vom Honigbaum kommt her.“ — Ich hatte sie auf was gehetzt — was gerade so recht ihre Art und Weise war; da hatte sie sich wahrscheinlich übernommen und im heiligen Eifer führte ihr cholerisches Blut sie zu weit. Sie natürlich konnte keine Schuld haben — da fand sie bald denjenigen, der den Pfeil auf den Bogen gelegt hatte.“

„Was hast Du denn wieder vor,“ — rief die alte Gräfin, „was ist denn das?“ —

„Ach! was wird es sein?“ entgegnete die Prinzessin. „Kannst Du Dir denken, daß meine alte vierzigjährige Muhme Morani, die wie eine Puppe von vergoldetem Pergament aussieht, den Gedanken faßt, den schönen, reichen, jungen Grafen Lacy zu heirathen?“

„Du scherzest!“ rief die Gräfin Hautois lachend — „solche Verirrung wäre in Israel nicht zum zweiten Mal zu finden!“

„Das dachte ich auch — und da ich bei meinen öfteren Besuchen die alte Taube girrend fand und den schönsten jungen Mann in einer gewissen Tugendanbetung vor ihr — dachte ich wol, man müsse den preßhaften Umständen der alten Jungfer zu Hilfe kommen und

flößte ihr nach und nach sehr gottselige Gedanken über das Klosterleben ein. Denn, lächerlich genug, die alte Dame schwankte schon seit lange über die Wahl zwischen dem Brautkranz und dem ewigen Jungfrauenschleier. Fast glaubte ich so weit zu sein, wie ich sein wollte — da plötzlich schlägt die ganze Geschichte um. Georg Prey — dieser alte Sünder — der seinem heiligen Stande nicht genug Opfer sollte sammeln können — der ward mein größter Widersacher; und wie ich eines Morgens zu meiner holden Cousine eintrete, ist sie couleur de rose vom Kopf bis zu den Füßen, und weiß vor zimperlicher Freude gar nicht Worte zu finden, um mir endlich zu gestehn — sie sei die Braut des Grafen Lacy! — Gott! sie ist mir unausstehlich!"

„Hem!" sagte die alte Gräfin — „darf man wol fragen, wem Dein ungewöhnlicher Zorn am meisten gilt? Der alten Cousine, oder dem schönen jungen Grafen?"

„O Du alte Listige!" rief die Prinzessin lachend — „hast Du mich wieder weg? War's nicht empörend, daß ich in der Nähe dieser alten Holzpuppe übersehen werden konnte? Ja er ist schön und der Mühe werth, ihn sich zu unterwerfen, denn er leistet Widerstand, ist geistvoll, stolz, kritisch — genug — gerade wie ich die Männer liebe, die zu besiegen ich mich herablasse!"

„O Therese!“ rief Frau von Hautois — —

„Still!“ unterbrach sie die Prinzessin — „höre erst, wie ich darauf mit der Kaiserin zusammen kam. Claudia fühlte das Unpassende und Lächerliche ihres Schrittes; sie fürchtete das Gerede der Menschen, vorzüglich die Kaiserin. Dies benutzte ich, machte Ihrer Majestät einen Bericht, daß sie sich die Seiten hielt — doch lange hält ihre Lachlust nicht vor, das wußte ich wol, und dann setzt sie sich auf ihr hohes Pferd, und nun war bald die ganze Sache mit den stärksten Ausdrücken bezeichnet — Skandal — Lächerlichkeit — Unvernunft waren die milden Benennungen. — Genug! es stieg zu einer bedeutenden Entrüstungshöhe — man hätte denken können, es sei eine persönliche Beleidigung ihrer erhabenen Person. Nun hätte ich mir gern etwas die Seiten gehalten. Es verging mir aber auch, als ich hörte, das Brautpaar werde anderen Tages schon seine Antrittsaudienz haben. Das war meinen Plänen nicht günstig; war die Sache schon so weit vorgerückt, mußte ich den Widerstand des Grafen und die Nachgiebigkeit der Kaiserin fürchten. Doch war der Empfang nicht sehr huldvoll, und als Beide nach ihrem Kabinet entboten wurden und jene gewisse Ader auf der Stirn der Kaiserin sichtbar hervortrat, schien es mir nicht ganz umsonst. Doch durften wir nicht folgen, mußten uns

im Vorsaal postiren, da die Kaiserin gleich nach dem Staatsrathe wollte, wohin wir sie immer bis zur Schwelle begleiten müssen. Was daher im Innern vorgefallen, weiß ich nicht genau; als meine hohe Cousine aber aus ihrem Kabinet trat, glühte Dero ganzes Gesicht; ihre Augen suchten mich, und sie nickte dazu drohend mit dem Haupte, und ich ward herbei gewinkt. „Ma princesse sind sehr übereilt in Ihrem Bericht über Dero Cousine, die Fürstin Morani, und deren beabsichtigte Vermählung gewesen. Die Verbindung stellt sich nach unserer eignen Ansicht der Sache jetzt ganz anders heraus.“

„O,“ unterbrach ich sie, so freundlich als möglich — „ist meine holde Cousine unterdessen jünger geworden? oder schöner? hat sich die Macht des gnädigen Blicks bei Euer Majestät auf's Neue bewährt und meine liebe Verwandte von allen ihren Gebrechen geheilt?“

„Sieh, meine alte Hautois, eine Gewalt habe ich über diese erhabene Potentatin, der sie sich nie ganz entziehen kann — ich weiß sie zuweilen gegen ihren Willen zum Lachen zu reizen. Auch jetzt sah ich das verrätherische Zucken um den Mund, aber ihr Zorn heizte nach.“

„Nein, Prinzeß Therese,“ — sagte sie — „solche Wunder waren nicht nöthig, um mich zu überzeugen,



daß ein vernünftiger Mann, wie Graf Lacy, eine aufrichtige und beständige Zuneigung zu einer Dame fassen kann, von so hohen weiblichen Tugenden, als die Fürstin Morani besitzt, wenn ihr auch die erste Jugend und eine üppige Schönheit abgeht — welche Eigenschaften nicht immer zum wahren Heil unseres Geschlechts gereichen."

„Dies sollte nun ein niederschmetternder Hieb auf mich sein! Ich aber bog mich auf ihre Robe, küßte sie und sagte ihr, wie dankbar ich wäre für dies meiner Base ertheilte Lob — und wie nun mein Gewissen leicht aufathme, weil ich nichts Anderes gefürchtet habe, als gegen mein eignes Blut selbst die Hand aufheben zu müssen, um es vor dem hohen Tugendgericht Ihrer Majestät anzuklagen. Verzeihen mir Euer Majestät mein einfältiges Urtheil, fügte ich hinzu — aber wer eine Zeit lang an diesem erhabenen Hofe lebt, gewinnt eine ganz neue Anschauung von Tugend und Recht, und glaubt immer vor dem ehrwürdigen Gerichtshof zu stehen, der seinen Maaßstab allen Zuständen anlegt."

„Nun mußt Du wissen, daß meine schöne Muhme über diese hochmüthige Einrichtung — ich meine das Tugendgericht — nicht ganz einig mit sich ist, und wie es eines Theils ihrer Herrschsucht zusagt, fürchtet sie doch heimlich, es wittere dahinter ein klein Weniges von Lä-

cherlichem. Sie ahnt, was hinter ihrem Rücken für lose Reden darüber geführt werden, und so kommt es, daß sie zeitenweis es ganz verläugnet, seine Existenz kaum anerkennt, und keiner ihrer Hofleute, ohne starke Entgegnungen, sie daran würde erinnern dürfen, wenn ihre eigne Heftigkeit sie nicht zuweilen wieder hinriß, es geltend hervortreten zu lassen."

„Du kannst daher denken, daß sie meine Bosheit sogleich erkannte und fühlte, daß sie eine gefaßte Gegnerin habe. Du hättest die Blicke ihrer feurigen Augen sehen sollen, mit denen sie mich während meiner kecken Rede überlief — und welche Gewalt es sie kostete, in Gegenwart ihrer Hofdamen die Muhme ihres Gemahls nicht wie ein Gänsemädel auszuschmähen. Aber sie überwand sich, und während sie so mit ihrem wilden Blute kämpfte, bekämpfte sie mich mit; denn ich mußte, mitten in diesem jetzt stummen Gezänk unter uns, mir gestehn, sie sei ein tüchtiges starkes Weib und schon der Mühe werth, den Kampf mit ihr zu bestehen. Ja ich glaube, ich hatte sie lieb und hätte ihr gern den schönen schmollenden Mund geküßt; aber meine Zeit war noch nicht wiedergekommen. Sie wendete sich von mir ab und redete die alte Oberhofmeisterin Gräfin von Fuchs an, die schon zitterte, nur von fern den Zorn der Gestrengen zu beobachten. „Meine Liebe," sagte sie —

deklariren Sie doch meinem Hofstaate die mir sehr wohlgefällige Verlobung meiner lieben Fürstin Morani mit dem Grafen Lacy. Sie werden das Brautpaar in meinem Namen im Palais Morani bekomplimentiren, und es ist zu erwarten, daß die Fürstin viel Besuch von meinem Adel bekommen wird."

„Und wie war sie denn diesen Abend gegen Dich?" fragte die Gräfin Hautois besorgt —

„Als hätte sie gar kein Gedächtniß für die Unarten ihrer holden Muhme. „Prinzessin" — sagte sie — „ich sehe sie fast am liebsten in weißen Stoffen! Sie haben den merkwürdigen Teint, der das verträgt. Doch sollten sie billig nicht so schöne Toilette machen! meine armen Cavaliere bekommen Alle das Herzweh davon." Du mußt gestehn, das war fast eine frivole Rede in diesem Munde!"

„Ja," unterbrach sie die Gräfin Hautois — „schade nur, daß sie glauben muß, es sei der beste Ton, Sie zu versöhnen!"

„Nun," lachte die Prinzessin — „ich kann mich nicht beklagen, daß Du nicht gelehrig seist — jetzt bist Du grob genug. Aber ich hab's gern von Dir. Aendern will ich mich einmal nicht, und da müßte es Dir ja das Herz abstoßen, wenn Du nicht mitunter über mich herfielest mit Deinen bösen Stachelreden." Be=

haglich löste sie dabei ein bindendes Stückchen ihrer Toilette nach dem andern und beschaute mit anmuthiger Ironie ihre schönen Arme.

„Ach, Therese," sagte die Gräfin traurig, „alle Andern können auch Deinen Thorheiten ruhiger zusehn als ich — die ich den Titel Deiner Gouvernante führe. Welch ein Vorwurf für mein ganzes Leben ist jede unerlaubte Handlung Deiner Seits, der ich zusehen muß, als hätte ich keinen Antheil an Dir. Wie verwickelt sind jetzt wieder Deine Angelegenheiten, und wie schwer wirst Du einmal für all' die Intriguen gestraft werden, deren so viele sind, daß Du eine mit der andern verwechseln könntest!"

„O Du bist heute gar zu witzig, liebe Alte!" rief die Prinzessin — „doch gestehe nur — wer von meinen Anbetern hat Dir die Laune so verdorben? Ach! ich errathe — es war mein junger leichtfüßiger regierender Fürst von S.!"

„Ja, spotte nur! Es war dieser alte Thor, der doch vielleicht zu fürchten ist, wenn er erst einsieht, daß Du Dein Spiel mit ihm treibst."

„Liebe!" rief die Prinzessin — „glaubst Du, er zweifle noch daran? Ist eine solche Last denkbar? Also müßte ich ihn noch lächerlicher machen, noch toller foppen, ehe es durch sein dum-

mes Verständniß dränge, daß ich ihn zum Besten habe?“

„Willst Du mich auch täuschen? Soll ich nicht wissen, daß Du wirklich daran gedacht, ihm Deine Hand zu geben? War es nicht deshalb, daß man Dich aus Z. hierher versetzte, um diese tolle Verbindung Dir aus dem Sinne zu bringen?“

„Es kann sein!“ sagte die Prinzessin in bester Laune — „Aber warum soll ich es noch wollen, wenn mir die Lust daran vergangen ist? Gerade weil diese klugen Leute sich einbildeten, sie könnten mich von etwas abhalten und nach ihrem Sinn lenken, gerade das reizte mich, ihnen unter den Augen alles zu thun, wovon sie mich abhalten wollten. Ja, hätte der alte Thor nur damals Muth gehabt, mich zu entführen, ich hätte mich auf der Grenze mit ihm trauen lassen, blos um die Andern für ihre Klugheit zu strafen. Jetzt habe ich mich anders besonnen. Ich fange an, mich — trotz dieser Katakomben, in welche die Gastfreundschaft meiner erhabenen Verwandten mich eingesperrt hat — zu amüsiren! Ich muß noch Einiges hier mit ansehn — betreiben — es fangen einige lustige Verwicklungen an.“

„Also wieder etwas Neues?“ seufzte die Gräfin.

„Neues oder Altes, wie Du willst. Der Erbprinz ist

hier und ich habe ihn seit funfzehn Jahren zum ersten Mal wiedergesehn."

„Ist es möglich?" rief die Gräfin, wie verklärt aufstehend — „Der Erbprinz von S.? O geliebte Therese! sagen Sie mir — wie benahm er sich gegen Sie?"

„Laß das," sagte die Prinzessin — „ich habe etwas Anderes vor — und das ist der stolze hartherzige Lacy, der, glaube ich, noch immer nicht weiß, ob mich weißer Stoff wegen meines merkwürdigen Teints am Besten kleidet!"

„Aber Prinzessin, der Verlobte ihrer Cousine?"

„Das ist es eben. Ich muß in's Mittel treten, diese liebe tugendhafte alberne Cousine von der größten Bêtise ihres Lebens abzuhalten. Ich muß das großmüthige Opfer bringen, diesem schönen Knaben die Augen zu öffnen für meine Verdienste, damit die arme alte Thörin Zeit behält, in ein Kloster zu gehn!"

„Abscheulich! abscheulich! Chère princesse. O wer Sie nicht kennt, wie ich — der muß Sie für die böseste hartherzigste Person der Erde halten — und doch sind Sie blos —

„Was denn? was bin ich denn blos — ?"

„Coquette!" rief die alte Gräfin mit einer Verachtung in dem Ton ihrer Stimme, daß die Prinzessin



plötzlich die Augen aufschlug und mit einiger Unsicherheit das Antlitz ihrer schwer geprüften Gefährtin suchte.

„Coquette?“ wiederholte sie sinnend — „brauchst Du denn dazu so verächtlich auszusehn? Ist es denn ein so großes Verbrechen? Was kann ich dafür, daß die Männer zu so elendem Spielzeug brauchbar sind? Es ist wahr, es reizt mich, meine Macht an ihnen zu versuchen — ich muß es heraus haben, auf welche Art ich sie schwach finden kann. Ich belausche mit kindischem Vergnügen ihre kleinen Niederlagen, bis sie sich endlich mir ganz übergeben. Weiß ich's dann, daß ich mit ihnen machen kann, was ich will, daß sie mich anbeten, wie die Heiden ihre Pagoden, was soll ich dann weiter mit ihnen? Dann sind sie Alle langweilig. Oder willst Du, daß ich ebenfalls verliebt werden soll? Wie ein Schäfermädchen seufzen und stöhnen — oder gar mit Einigen davon laufen und eine Idylle aufführen zwischen Fels und Thal?“

„Wollte Gott, Therese“ — sagte die alte Dame — „Du hättest lieber eine solche Thorheit gemacht! Lieber sähe ich Dich einer solchen Leidenschaft anheim fallen — sähe Dich lieber leiden und seufzen, als Dein kaltes herzloses Treiben, in welchem Du bis zur größesten Härte und Gewissenlosigkeit vorschreitest. Fühlst Du nicht, wie Du zwischen der tiefsten Entwürdigung Dei-

ner **Weiblichkeit**, und der gewissenlosesten Gleichgültigkeit gegen das Schicksal Anderer mitten inne stehst? Thoren nennst Du die Männer, die sich Dir so leicht ergeben? Aber sind sie das, wenn sie nicht Kraft haben, dem losen Spiel einer Frau zu widerstehn — was wird dann das Weib, das seine heil'gen Reize von der Seele trennt, um sie in Cours zu bringen gegen einen Mann, den sie verachtet und doch fesseln will? Wie nun, Therese? Ist ein solches Weib etwa weniger der Spielball des andern Geschlechts? Und da, wo Du Widerstand siehst — wo Dir Werth — Karakterwürde entgegentritt — wo Du den Mann findest, der sein Herz nur um edlen Preis geben will, der in Dir die Gefahr fürchtet und Dir ausweicht — wenn Du ihn dessenungeachtet verfolgst — ihn so lange umschleichst, bis Du den schwachen Punkt gefunden, und nun Dir die Täuschung dient, das Herz aus seinem Versteck hervor zu locken! Wenn es Dir dann mit der Wärme zugeeignet wird, die ein edler Mann erwidert hofft — und Du dann, so weit gekommen, ihm herzlos den Rücken kehrst, weil Du Deine Absicht erreicht und nun gelangweilt bist — fühlst Du nicht, wie Du da um Deines Spielwerks Willen ein ganzes Dasein vergiftet haben kannst — und doch am Ende nicht Siegerin wurdest, das heißt, keinen Preis davon trugest, sondern, selbst

durch Deine Sucht beherrscht, die Beute dieser Sucht — an jeden Mann verwiesen bist, der in Deinen Bereich kommt? O laß mich schweigen! Ich schaudere, daß ich Dein Bild gezeichnet!"

Es entstand eine Pause nach dieser Rede, die so lang bekämpfter Schmerz hervorgerufen. Die schöne Sünderin lag mit geschloßnen Augen hinten über — ihr Gesicht glühte — ihre Arme hingen schlaff danieder. — Schon lauschte die alte schwache Dame mit Sorge ob des auffallenden Zustandes! Jetzt drangen Thränen durch die gesenkten Augenlieder und fielen auf den ungleich athmenden Busen. Die alte Freundin hielt sich nicht mehr; schluchzend stand sie auf, umfaßte den Liebling und drückte ihn zärtlich an ihre Brust. Die Prinzessin weinte fort und preßte ihr Gesicht an den mütterlichen Busen, der neben allem Zorn der Liebe alle Weichheit derselben und das ganze Heer von Entschuldigungen barg, die immer versöhnend das alte Verhältniß wieder herstellten. „O Therese, weine nicht! Mein armes liebes Kind, weine nicht — es bricht mir das Herz!"

„Laß mich weinen!" sagte die Prinzessin mit einem so dumpfen und traurigen Tone, daß die helle lachende Stimme nicht wieder zu erkennen war. „Ich weine um mich — um die Therese — die einst rein an Herz

und Gedanken war — um die Therese — die sie Dir entführt haben, um Dir dies kalte höhnende Schattenbild zurück zu geben, was Du eben so fürchterlich geschildert hast und doch an Deinen mütterlichen Busen aufnimmst. Hätte er mich geliebt — den ich in dem Heiligthume meiner ersten jugendlichen Empfindung aufnahm, mit der ganzen Kraft dieser Jugend und meines angestammten Karakters — hätte er mich geliebt — wär' ich sein Weib geworden — so wäre ich gerettet gewesen! — Ich habe seitdem nicht wieder geliebt — vielleicht weil ich nicht aufhörte zu lieben. Aber die Glut, die so früh dadurch in mir entwickelt ward, nährt jetzt statt Engel — Dämonen."

Mit einer leidenschaftlichen Aufregung riß sie sich jetzt aus den Armen der Gräfin und ihre Thränen trocknend rief sie heftig: „Was schiltst Du mich und machst mich vor mir selbst ergrauen? Schelte das eiserne Verhängniß, das über mir steht, und wundere Dich, daß ich so tugendhaft geblieben. Als mich die Amme überlieferte, ward mir schon das Lied von meinem Bräutigam — diesem schönen Götterknaben — diesem Prinzen von S. gesungen. Meine Puppen hießen Ernst und Therese — mein Papagei lernte seinen Namen — meine Blumen — meine Vögel — mein Zimmer — mein kleiner Garten — Alles hieß nach ihm —

war sein Fürstenthum! Und als er nun zuerst mit seiner Mutter kam, und das zehnjährige Mädchen vor dem erwachsenen Jüngling stand, da faßte dies junge Herz sein Bild auf mit der ganzen Glut, mit der ganzen früh empfundenen Energie dieses Herzens. So ward ich fünfzehn Jahr, um alsdann auf das Schnödeste von ihm verschmäht zu werden!"

„Ha, dieser Augenblick," rief sie nun und stand plötzlich hoch aufgerichtet, zitternd und glühend vor der alten bewegten Dame — „er hat über mein Leben entschieden! Frage Dein Gedächtniß und rufe das Bild der Therese zurück, die sich für die Braut dieses heißgeliebten Jünglings hielt — war ein Mißton in der heitern glücklichen Harmonie dieses jugendlichen Wesens? War ich stolz — war ich eitel — boshaft oder geringen Gemüthes? Nein! nein! ich weiß es, Du sagst Nein! ich war nicht Coquette, nicht wie Du es eben gesagt." Mit beiden Händen verhüllte sie ihr Gesicht und brach in ein so heftiges krampfhaftes Schluchzen aus, daß die arme Gräfin sich ihr beschwichtigend auf's Neue nahen wollte. Aber die Prinzessin war in einer Aufregung, die sie nichts wahrnehmen ließ, als den eignen Strom der Gedanken. Sie blickte mit ihren glänzenden Augen über alles sie Umgebende hinaus in die dunkle Tiefe des Gemachs, als ob sie dort

ihr Schicksal gewahre und ihm zürnend die von ihm erlebte Unbill vorhalten wolle. „Wer hat den Sturm beschworen, wer hat nachgefragt, wie das gekränkte Herz sich retten könnte?“ rief sie immer heftiger — „Ohne Vorsicht und Bedacht hatte man die Gewalt wachsen lassen und sie tändelnd genährt. Als er mich verwarf und das ganze Leben zertrümmert zu meinen Füßen lag, da war ich ihnen blos das Kind, dessen Gefühlen nicht nachzufragen ist und so bekamen sie, was sie verdienten: meinen bittern Haß — meinen festesten Trotz! Da war ich ihnen ein wilder Gast geworden und nicht eine weise Hand streckte sich nach dem todtwunden jungen Kinde aus, das im Fieber tobte. Los wollten sie mich sein — und o der Weisheit — der frommen Güte — soll ich sie nicht preisen und mich verdammen? Nach Frankreich zur lieben Muhme Orleans, auf den tugendhaftesten Boden dieser Erde, ward ich geschleudert. Hier, wo jeder Greul des Lasters seine Freistatt hatte und mit einem Scherz — mit einem Witz der Hölle bezeichnet ward — hier, wo die Luft schon die reinen Blüten des Weibes zum Welken bringen mußte — wo das ganze Geschlecht zu einer Waare herabgesunken war, die nur nach ihrem äußern Reize Geltung fand — dahin, du finstres, furchtbares Schicksal, stießest du das liebekranke Mädchen, das wild

in die Schneide des Schwertes griff, um sich zu rächen für den heißen Schmerz — und das nicht fühlte, wie die Sehnen des gesunden Gliedes zerschnitten wurden und es statt Rache, Blut und Zerstümmlung fand! Ja, ich haßte alle Männer, denn ich konnte keinen lieben wie ihn — und von dem schönen Ludwig mit der Krone bis zu dem Knaben, der meine Schleppe trug, mußten sie seufzen lernen vor der deutschen Schönheit! Ach, die öde Lust, die keine Einsamkeit mit ihren Bildern schmücken will — die das einmal ihr verfallne Weib mit Sturmwinds Hast aus allen Tempeln jagt, wohin der Schrei der innern Kränkung es zurück zu rufen scheint. O! öde Lust! bewundert sein von denen, die du hassest und verachtest? O öde Lust des Glanzes dieser Feste, die Schande bergen sollen und den Geber wie den Empfänger brandmarken! ich kenne dich! Lehrmeister fand ich hier auf jedem Schritt, und lehrbegierig ward ich bald. Ach! ich stand allein! Du warst zu alt, zu ungelenk, um den glatten Boden dort mit mir zu betreten — Du wurdest von mir getrennt. Lenora, die kalte Buhlerin, am Hofe zu Versailles nur zu bekannt, ward meine Gouvernante. Genug! genug! Doch schilt nicht mein kaltes Herz und daß ich lernte, Scherz mit Männern treiben. Danke Gott! daß ich's gelernt. Hast Du denn nicht den Ruhm gehört, der

mir aus jenem Lande folgte? Die tugendhafte Deutsche hieß ich ihnen! und diese tugendhafte Deutsche hatte doch das ganze Heiligthum ihrer Seele Preis gegeben — war vor sich selbst entwürdigt — haßte die Menschen nicht stärker als sich selbst — und hielt sich mit dem jungfräulichen Leibe doch aus diesem heil'gen Reiche verbannt. Wenn Du fragst, warum ich dennoch der Sklave jener Welt geblieben bin, so will ich Dich das Geheimniß lehren, was mich bezwang, und Du kannst schwören, daß es das siegreichste Mittel der Hölle ist — ich hatte mich daran gewöhnt!"

„Um Gotteswillen halte ein!" rief hier die Gräfin Hautois — „Du sprichst im Wahnsinn und regst Dich auf — daß ich davor erbebe!"

„Wahrlich Du hast Recht!" entgegnete die Prinzessin, tief aufathmend — „ich rede im Wahnsinn! Nun," fuhr sie fort und ließ sich gemächlich in ihren Lehnstuhl nieder — „es ist Schlafenszeit. Gehe zu Bett, meine liebe Alte — Du wirst müde sein — und Deine Mäuse werden schon nach ihrem lieben Schlafkumpan sehr verlangen. Die Mädchen können in meinem Zimmer angekleidet schlafen; ich wecke sie, wenn ich sie brauche."

„Und Du, die Du der Ruhe so sehr bedürftig bist, willst Du nicht schlafen gehn?"

„Vorerst noch nicht — ich habe noch Geschäfte! Sieh! ein Gutes haben diese Grabgewölbe; sie besitzen so viel geheime Thüren — Gänge — Treppen — wie ein Inquisitionspalast. Ich habe aber meine Kunst in Paris gelernt; überall kenne ich bald das Terrain und sehe, welche Gänge mir zu eröffnen bequem sind."

„Was soll das bedeuten?" sagte die Gräfin mit traurigem Ton — „was habe ich wieder auf's Neue zu fürchten?"

„O nichts auf der Welt! meine Liebe!" rief die Prinzessin bitter lachend — „ich erwarte Besuch — und da es eine etwas verdächtige Person ist, die namentlich jetzt von den Majestäten nicht wohl gelitten sein würde, so wird sie um die Stunde der Geister in ihrer ätherischen Herrlichkeit hier aus dieser Holzwand — unter diesem mittlern Fenster hervortreten — denn es hat sich gezeigt, daß von Außen zwischen Dornen und Disteln ein verborgenes Treppchen hinaufsteigt und an einem Pförtchen endet, was just hier hinein führt."

„O Prinzessin!" rief die Gräfin — „wenn das verrathen wird, sind Sie um Ihren ganzen Ruf!"

„Ohne Zweifel bin ich das! Doch denke ich, wenn mein Ruf die Gefahr dieser Nacht überlebt, wird er demnach jeder weiteren Beunruhigung überhoben sein — denn ich habe beschlossen, es soll die letzte sein."

„Wollte Gott, es wäre so! Aber bedenken Sie, theure Therese — kann nicht diese auch vermieden werden? O bedenken Sie, was Sie thun."

„Ich bedachte!" rief die Prinzessin entschlossen. „Dieser Brief wird Dir sagen, daß ich einen letzten entscheidenden Schritt mit Seiner Durchlaucht thun muß, wenn ich seinen Belästigungen nicht fortdauernd ausgesetzt sein soll. Geh jetzt zu Bett; helfen kann ich mir nur allein. Doch laß die Thür nach Deinem Schlafzimmer auf — das wird dem schönen Organ Seiner Gnaden etwas zu Hülfe kommen, denn ich werde ihn mit der Furcht quälen, daß Du erwachst, wenn er wie gewöhnlich in eine Art wilden Grunzens übergeht. Doch bitte, verwahre die Vorzimmer."

Nur wer die auffallende Blässe des schönen Gesichtes sah, das jetzt wieder in den Kissen des Lehnstuhls ruhte, konnte ahnen, daß dies stille sanft athmende Wesen dieselbe Prinzessin Therese war, die noch eben von so tief gehenden Leidenschaften durchwühlt, gegen sich und ihr Geschick in so bittre Anklagen ausgebrochen war. Die Gräfin, von dem Verschließen der äußern Thüren zurückkehrend — blieb seufzend einen Augenblick vor ihr stehn. Da sie aber keine Zeichen der Theilnahme erhielt, wußte sie, daß ihr nichts übrig blieb, als das alte Loos — nachzugeben. Sie schlich

traurig ihrem Schlafgemache zu — und jetzt war die Prinzessin mit dem Glockenschlage zwölf allein.

Als der letzte Schlag der alten rasselnden Uhr ausgeklungen, richtete sie sich auf und blieb sinnend und horchend vorgebeugt. Ein leises Knistern ward gehört — die Prinzessin schauderte und lehnte sich dann, fest in ihren Mantel gehüllt, in den Stuhl zurück.

Hinter ihrem Rücken schob sich die Wand unter dem mittlern Fenster von einander, und aus dem dunklen Raume, der sich jetzt zeigte, hob sich eine stämmige Gestalt hervor, an der nichts leuchtete, als ein breites Gesicht, dessen rothe Farbe von der Flamme des Kamins einen erhöhteren Glanz bekam. Die Gestalt blieb in gebückter Stellung lauschend stehn, unsicher, wie es schien, ob sie vorschreiten sollte, und nach allen Seiten vorsichtig das düstre Zimmer überblickend.

„Ich bitte Euch, macht Eure Rattenfalle schnell hinter Euch zu, ich fühle die Moderluft, die Euch nachzieht, bis hierher," — so rief plötzlich die kalte verächtliche Stimme der Prinzessin — und alsbald stand der unterirdische Gast in dem Gemach und verschloß vorsichtig die hölzernen Wände.

„Nehmt Euch in Acht und streift nicht die Spinnweben mit Euren Aermeln von den Wänden! Spinnen

sind das einzige Hausthier, was mir hier noch fehlt, und ich fürchte, Ihr bringt sie mit."

„Ma déesse ist in bester Laune!" antwortete eine rauhe, heisere Stimme mit kurzem Lachen, und die düster verhüllte Gestalt des Mannes trat nun hervor und näherte sich dem Stuhl der Prinzessin. Als sie ihn vor sich sah, überlief noch einmal ein Schauer ihren Körper und sie wandte das Haupt nach einer andern Seite.

„Lobt es nicht vor dem Ende," sagte sie dann bitter; „meine Laune ist mir zwar die rechte, ob aber Euch die beste, werdet Ihr ausreichender beurtheilen, wenn Ihr Euren Rückzug antretet. Was soll es eigentlich bedeuten mit Eurer ewigen Belästigung? Ich bin ihrer herzlich satt und ließ Euch blos hierher kommen, um Euch dies zu sagen. Von morgen an wird man mir, wie ich nicht zweifeln darf, andere Zimmer anweisen, und dann sind wir ohnehin jeder Möglichkeit für solche Zusammenkünfte beraubt."

„Ich bin ganz bestürzt über diese Erklärung," erwiderte der Verhüllte — „wie soll ich dieselbe aufnehmen, nach dem unter uns bestehenden Verhältniß?"

„Verhältniß?" rief die Prinzessin. — „Es besteht allerdings ein solches, ich muß es einräumen; aber das Verhältniß verträgt sich genau mit dem, was ich eben

gesagt habe, und eine andere Auslegung kenne ich nicht."

Der Fremde zog bei diesen Worten den Lehnstuhl der alten Gräfin von Hautois vor den Sitz der Prinzessin, nahm ruhig Platz und sagte dann mit vieler Vertraulichkeit: „Nun, mein schönes launisches Kind, so werde ich es Ihnen in Ihr Gedächtniß zurückrufen; denn zufällig bin ich auch von etwas fester Sinnesart, gerade wie meine kleine Angebetete — daher auch keineswegs durch einige schnöde und launenhafte Redensarten aus dem Gleise zu bringen. Dies Verhältniß besteht in meiner förmlichen, aufrichtigen Bewerbung um die schöne Hand der Prinzessin von Z. — in einer Bewerbung, welche dieselbe nicht nur gestattet, sondern ich darf mit Stolz sagen, ermuntert, und dem gealterten Mann, dessen billige Schüchternheit der prangenden Schönheit gegenüber natürlich war, unumwunden ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, den alten Mann und das junge schöne Fürstenthum — durch ihre Person zu beglücken."

Die Prinzessin lachte bei dieser Rede heftig auf und rief mit höhnendem Uebermuth: „Wahrlich! wenn Ihr Recht habt, so ist das die brillanteste Thorheit meines Lebens."

„Das wird sie erst werden, meine Gnädigste! wenn

Sie sich einbilden, mit jenen Versprechungen so leichtsinnig umgehen zu können, wie vielleicht mit manchen früheren; denn ich bin fest entschlossen, meine bereits gewonnenen Rechte gegen Euer Gnaden sowol wie gegen die ganze Welt zu vertheidigen."

„Und was denkt Ihr davon für Vortheil zu ziehen?" fragte die Prinzessin.

„Den Vortheil, den ich über Alles schätze, Euch meine Gnädigste, zur Gemahlin zu besitzen und meinem verwais'ten Lande legitime Nachkommen zu schenken."

Die Prinzessin fuhr auf, als ob sie einen Stich fühlte. „Abscheulich! Abscheulich! Der Vater eines Erbprinzen, wie Ihr ihn besitzt! Nein! nein! Dazu werde ich nie das Werkzeug."

Ein mißtönendes Lachen, welches die überdeckte Heftigkeit ihres Gegners verrieth, unterbrach ihre Antwort.

„Was, meine Huldin, war denn früher Ihre Absicht?" fuhr er fort — „Ihr werdet mich stolz machen. Sollte ich es wirklich mir allein zuzurechnen haben, daß Ihr früher mit so vielem Eifer meine Bewerbung annahmt? Ich also war es — ich also hatte dies feurige Herz so in Flammen gesteckt — Liebe also war es, was die schöne stolze Deutsche auf dem fröhlichen

Boden Frankreichs so entgegenkommend machte? Denkt, in welchen Irrthum mich meine Bescheidenheit stürzte! Ich hatte den Verdacht, es mische sich so ein kleines Restchen von Rachlust in diese Vergünstigungen, da es eben der Erbprinz von S. war, der zehn Jahr früher sich der Ehre weigerte, der schönen Prinzessin Therese seine Hand zu geben! Bleibt ruhig sitzen, mein Engel!" sprach er höhnend weiter, als die Prinzessin hier in ihrer Heftigkeit aufsprang und sich raschen Schrittes aus seiner Nähe zu entfernen begann — „Personen, die in so nahe Verbindung treten werden, wie wir, sind genöthigt, sich die größte Offenheit zu bezeigen, und da ich jetzt überzeugt bin, daß meine holde Braut sich all' der Gründe erinnert, die uns zu einander führen, wird sie es auch mit Vergnügen hören, daß Alles zu unserer Vermählung vorbereitet ist, und diese heutige Unterredung keinen andern Zweck haben sollte, als den der gemeinschaftlichen Uebereinkunft des Hochzeittages."

„Wißt Ihr auch," rief hier die Prinzessin geisterbleich hervortretend — „daß der Erbprinz hier angekommen ist? Bereits seine erste ganz geheime Audienz beim Kaiser hatte — und ich es selbst hörte, wie er gegen die Kaiserin die Garantie für den Erbprinzen übernahm?"

„Wohl weiß ich das, meine Liebe! und eben deshalb

eilte ich, die letzten Schritte zu thun, an denen alsdann die Macht aller Majestäten scheitern wird, denn der listige Bube besitzt die Gabe der Rede — und Dero erlauchter Vetter Franz versteht sich viel besser auf Conto und Disconto, als auf die Kenntniß menschlicher Herzen!"

„Aber er selbst hat ein Herz, und ein edles Herz," rief die Prinzessin. „Zutrauensvoll hat er mich hier an seinem Hofe aufgenommen und ich werde ihn nicht in dem Augenblick betrügen, wo er mich durch seine Güte an sich gefesselt glaubt."

„Ein schönes, edles Zartgefühl! Aber wahrlich, Prinzessin, Ihr kostet meinem Gedächtniß große Anstrengung! Gut, daß ich zu Hause Eure reizenden Briefe habe, voll der anmuthigsten Scherze über diesen lieben Franz und seine Gemahlin, in den abgetragenen spanischen Roben der Aeltermutter, worin Ihr sie so ähnlich am Rande abzeichnetet. Denn diese hochmüthig langweiligen Vormünder für ihre Anmaßung zu strafen — und gerade dafür zu strafen, sich unserer Vermählung widersetzt zu haben — das, denke ich, belebte unsere kleine Intrigue gerade so anmuthig und gab mir so bald die Mittel in die Hände, um zum Ziel zu gelangen."

„Ihr seid durch und durch roh und unverschämt!"

rief hier die Prinzessin mit überwallendem Zorn. „Vergeblich ist Euer Bemühen, mich einzuschüchtern. Die Unbesonnenheit, mich einem gewissenlosen Manne übergeben zu haben, erkenne ich jetzt ganz. Ihr droht mir aber mit diesen Thorheiten vergeblich! Ihr habt Euch in meinem Karakter geirrt. Im äußersten Falle würde ich lieber alle diese meine jämmerlichen Handlungen eingestehn, als nach gewonnener anderer Ueberzeugung mich zu Verpflichtungen zwingen lassen, die ich nicht mehr in mir anerkenne. Vergeßt nicht, daß ich manche Eurer Umtriebe in Frankreich kenne, vielleicht besser als Ihr denkt, da ich zu dem Spielzeug der Frau Marquise von Pompadour gehörte. Denkt, daß ein Wort dieser Art, an der rechten Stelle, mich augenblicklich sichern würde, und Eure jetzige ungünstige Lage am Hofe in eine Verbannung — wenn nicht schlimmere Ahndung verwandeln würde."

Die Prinzessin konnte mit ihrer scharfen Beobachtung wol sehen, daß diese Worte nicht ganz ohne Eindruck blieben und ihr Gegner einen Augenblick überrascht, die wahre Auslegung des Gehörten auf ihrem Gesicht zu suchen trachtete. Aber bald hatte er sich gefaßt und ihrem aufmerkendem Auge die Richtung seiner Gedanken entzogen.

„Meine Schönheit," fuhr er sogleich fort — „die

kleinen Unterhaltungen, die ich mit der Madame de Pompadour hatte, waren gerade so zugeschnitten, wie sie für den kleinen, stets überfließenden Mund einer solchen Dame paßten — ich fürchte die Mittheilungen an ihr liebenswürdiges Schooßkind nicht!"

„Leicht möglich, daß Ihr vorsichtig genug wart. Aber die Sache, die Ihr damals wieder aufzuregen trachtetet, war von der staatsklugen Frau genau gekannt. Thomas Thyrnau, der berühmte Advokat, hatte diese Angelegenheit, die bei Karls des Sechsten Regierung unbesonnen — zu Maria Theresia's Zeit ein Frevel war — in die Hände der edlen Herzogin von Chateauroux gelegt und sie durch sie beendigt. Der König Ludwig lernte durch sie die heimlich angestiftete Thorheit kennen und die Marquise Pompadour wußte all' diese Dinge durch den König selbst bis auf jeden einzelnen Namen."

„Es ist so übel nicht, daß Ihr von diesen Dingen unterrichtet seid," erwiderte er, „Ihr werdet finden, daß Ihr da noch Andere als mich zu schonen habt. Ihr interessirt Euch, denke ich, für diesen Thomas Thyrnau — für den Namen Lacy. Sie fehlen jener Liste nicht, und als Unterthanen Ihrer Majestät möchte es sich für sie anders herausstellen, wenn die bewußte Sache höheren Orts zur Sprache käme."

„Thomas Thyrnau gehörte zur Zeit Maria Theresia's diesem Komplott nicht mehr an," rief die Prinzessin; „er suchte im Gegentheil auch den Namen Lacy aus diesen Verwickelungen zu reißen. Ihr habt Recht! Ihn würde ich schonen, und es kann sein auch den Namen Lacy. Denn ihm, dem Einzigen, der mich verstand, der sich bemühte — wenn auch vergeblich — mich von gefahrvollen Wegen abzulenken, ihn würde ich schonen, wenn es nöthig wäre. Aber es ist nicht nöthig; er ist unschuldig."

„Wenn er es beweisen kann," rief der Fremde stolz. „Ich aber weiß, er kann es nicht."

„Traut nicht so fest darauf und fürchtet meine Entschlossenheit. Ihr tragt den bittern Haß im Herzen gegen diese Lacy's — gegen diesen Thyrnau, der Euch am Verbrechen hinderte. Nie vergebt Ihr ihm den Schutz, den Euer edles verfolgtes Weib von ihm erhielt — nie die kluge Umsicht, mit der er die Beweise führte für die Legitimität Eures Sohnes, mit der er zugleich den Namen dieses Lacy frei sprach. — Ihr würdet für Euch selbst die Gefahr dieser Entdeckung bereitwillig bestehn, wenn Ihr damit Schande, Unglück und Verfolgung über diese Namen bringen könntet."

„Und ich schwöre Euch, ich werde es vollbringen,

wenn Ihr Euch weigert, mein Weib zu werden!" unterbrach sie hier im wildesten Ausbruch des Zornes der Fremde. „Heuchelt jetzt, so viel Ihr wollt, Ihr wollt dasselbe, was ich will! Ja, Rache will ich an dem ganzen langen Zwang, unter dem ich geseufzt — Rache an dem Bastard, der mein Feind war seit der Geburt, die ihn zu meinem Sohne erlog — Rache an Thomas Thyrnau, der ihn auf diesem Platze erhielt — Rache an diesem stolzen östreichischen Hofe, der unabhängige Fürsten in ihrem Reiche zu beschränken wagt, und sie will zittern machen durch den Schutz, den er sich unterfängt, ihren Widersachern zu verleihen — Rache will ich, und kann sie am besten durch Euch erzielen. Darum will ich Euch!"

„Weich' von mir, Ungeheuer!" rief die Prinzessin zurückfahrend, als er jetzt wie ein wildes Thier auf sie einstürzte. Da stand plötzlich eine Gestalt zwischen ihnen, die den in lange weiße Gewänder gehüllten Arm drohend zu ihm aufhob. Er wich zurück und sah erschrocken in die alten bleichen Züge, die ihm einem Gespenste zu gleichen schienen. „Fort! fort von hier! Denke an Claudia de Hautois und glaube, daß sie sich zwischen jedes Gelingen Deines Lebens mit ihrem Fluche drängen wird."

Der starke Mann erbebte und verlor die Kraft des

Willens, die ihn bis hieher beherrschte. Er wich noch immer vor der langsam vorschreitenden Gestalt zurück, welche ihn so gegen die Fensterthür des geheimen Ausgangs trieb. Hier jedoch, als er die Feder mit dem Fuße aufgedrückt, blieb er widerstrebend stehn. „Welch ein Höllenspuk hier getrieben wird, ich weiß es nicht! Aber er schreckt mich nicht," rief er mit bebender Stimme — „ich gebe meine Ansprüche nicht auf — und seid sicher, ich durchschaue Euren nächsten Plan, blos um ihn zu vereiteln. Der sogenannte Erbprinz wird nicht Euer Gemahl! ich gelobe es." — „Fort! fort!" rief dumpf die drohende Gestalt — und die Thüren schlossen sich hinter dem unheimlichen Gast.

Die Prinzessin Therese stürzte vor und befestigte schnell eine kleine metallne Schraube vor dem schlau verborgenen Schloß der Thür, welche das Oeffnen von Außen hinderte. Dann erst wandte sie sich und flog in die Arme ihrer alten Freundin, der Gräfin von Hautois, die, in ihre Nachtkleidung gehüllt, zum Schutz des Lieblings herbei gekommen war, und durch die Kenntniß einer schmachvollen Jugendperiode des Bedrohten, im Stande gewesen war, ihn zu erschüttern und zu vertreiben.

„O Du liebes prächtiges Gespenst," rief die Prinzessin so heiter, als hätte sie nichts Anderes erlebt — „wie gut stand Dir Dein Pathos! O dieses grenzen-

losen Jubels, das alte Unthier so von ein paar weißen Lappen verschüchtert zu sehn! Nun wahrlich! und wenn ich ihn liebte, wie einst seinen Sohn — jetzt jagte ich ihn mit meinem seidnen Pantoffel zum Tempel hinaus. Ein Mann, der sich vor Gespenstern fürchtet! O diese Scene giebt mir ein unbezahlbares Uebergewicht — doch hoffe ich freilich, ihn nie wieder zu sehn!"

„Ach, Therese!" seufzte die alte Dame — „was ihn erschütterte, waren nicht allein diese weißen Gewänder — es war das befleckte Gewissen, was von meinen Worten aufgeschreckt ward. Claudia von Hautois war die Schwester meines Gemahls — er verführte sie unter anderm Namen — und verließ sie als Prinz. Sie starb — und vorher verfluchte sie ihn!"

„Ha! so will ich diese Claudia an ihm rächen!" rief die Prinzessin! —

„Verzeih," erwiderte die Gräfin — „diese Rache fällt nur mit Deinen Absichten zusammen — täusche Dich darüber nicht. Auch ich zweifle keinen Augenblick, Du hast jetzt andere Pläne. Entweder beschäftigt Dich dieser Graf Lacy oder der Erbprinz."

„Beide! meine Theure! Beide werden Lust haben, mir zu widerstehn. An Beiden muß ich mich versuchen. Sage, daß ich hungern, dursten oder sterben soll — ich will mich darein fügen — sage aber nicht, daß ich Bei-

den ihr hochmüthiges Uebersehen schenken soll! Das kann ich nicht, denn ich will es nicht."

„Ich kenne das Geheimniß der Hölle, was Dich bindet," rief die alte Gräfin — „Du hast Dich daran gewöhnt!"

„So ist es. Gute Nacht! Schicke meine Frauen — ich glaube, die Vögel fangen schon an zu singen. Wer kann auch hier daran denken, daß es schon Juli ist!"

Es war nicht möglich, liebenswürdiger zu sein als die Prinzessin Therese. Man hätte von ihr sagen können, daß sie die Kunst der Coquetterie bis zur höchsten Vollkommenheit entwickelt habe. Ihr schönes Naturell kam ihr dabei zu Hülfe. Sie war gefühlvoll, der edelsten Gesinnungen fähig. Diese Naturgaben, die sie über die Schwächen ihres Geschlechts hätten erheben können, waren jetzt untergeordnet unter den alles beherrschenden Geist der Intrigue und des unbezwingbaren Hanges, die Beherrscherin aller Männer zu werden. Aber sie schimmerten dennoch, die Frivolität ihrer Besitzerin oft selbst überraschend, durch die Thorheiten ihrer Handlungen hindurch und veranlaßten das getheilte Urtheil über sie, welches zwischen „Gut" und „Böse"

noch immer schwankte. Ihr glänzender Verstand ward dagegen durch die Gabe des Witzes nur noch hervorleuchtender, und dieser überwucherte — unbehindert von weiblichem Zartgefühl oder schonender Güte — zuletzt fast alle ihre Gedanken. Es gab namentlich kein Ereigniß, was ihr lästig war, oder ihrer Eitelkeit, ihrem Egoismus gefährlich, gegen welches sie nicht augenblicklich die Waffen ihres Witzes richtete. Sie kannte die oberflächliche Erregbarkeit der Masse zu gut, um nicht zu wissen, wie ihr dadurch der Sieg des Augenblicks fast immer zufiel, da ein gedankenloses Lachen im besten Falle, eine kleine befriedigte Bosheit bei den Meisten, dem kühnen oder beißenden Worte lohnt — und das moralische Erröthen der Besseren doch selten von dem muthigen Wort der Zurückweisung begleitet ist.

Sie kannte sehr wohl diese tugendhafte Schwäche der Gesellschaft und wagte sich, wie der lustigste Freibeuter, bis unter die Kanonen der gerüstetsten Festung, sicher, daß man viel zu viel Zeit zum „Richten" und „Feuern" bedürfen würde, um den weiter schwärmenden Feind noch erreichen zu können. „Ach," rief sie oft lachend — „wenn diese tugendhaften Leute doch nur nicht mit ihren Schätzen von Redensarten wie hinter verquollenen Thüren eingesperrt säßen! Sie hören, wie wir sie mit unsern losen Witzen zur Vertheidigung her-

ausfordern, und wissen, sie dürfen nur ihre vorräthigen Waffen ergreifen und heraus stürmen, so sind wir geliefert — aber sie kommen eben nicht heraus! Sie rennen gegen die verquollenen Thüren und prallen gleich wieder zurück — denn eben zu selten geöffnet zum Kampfe, widerstehen sie. Glücklich, wenn sie ganz drinn bleiben; denn längst ist der neckende Feind entsprungen, wenn sie mit erbostem Antlitz ihm noch nachsprengen wollen und die Nachbarn schon vergessen haben, wer gejagt werden soll, und ihr Zorn dann gerade zur unpassendsten Stunde hervortritt. Müssen denn doch tugendhafte Leute existiren, so müßten sie Alle zur Fähigkeit schneller Gegenrede erzogen werden. Der Boshafte müßte über sie nicht den kleinsten Vortheil erringen. Wenn ich alt sein werde," pflegte sie hinzu zu setzen — „dann werde ich eine Erziehungsart proklamiren, wie tugendhafte Leute den Muth behalten können, der leichtfertigen Bosheit gegenüber ihre schwer fertigen Worte hervortreten zu lassen; denn ich werde ihnen beweisen, daß der Böse Recht behalten wird, so lange sie blos innerlich zürnen."

Ihre große Schönheit hatte ihr ein langmüthiges Publikum geschaffen. Sie war so rücksichtslos den größten Verführungen Preis gegeben gewesen, daß eben dies ursprünglich edle und stolze Naturell dazu gehörte,

um sie auch über das Laster in gewissem Sinne herrschen zu lassen und ihr selbst den Ruf einer tugendhaften Prinzessin zu erhalten.

Dieser Ruf sicherte ihr eine ehrenvolle Aufnahme, als sie an den Hof ihres Verwandten, des Kaisers, geschickt ward, um den Bewerbungen des Fürsten von S. entzogen zu werden. Beide Majestäten hatten sich über die mögliche Annahme solcher Anträge so mißfällig geäußert, daß sie abgebrochen wurden, aber zugleich die Wünsche des Fürsten von Z., „der Prinzessin eine Zeitlang den Besuch des Kaiserlichen Hofes zu gestatten," huldvoll gewährt. Die Prinzessin hielt, gepeinigt von Langerweile, trotz ihres Schmollens diesen Aufenthalt doch für eine leidlichere Position als den kleinen Hof ihres Vaters.

Sie hatte mit dem größten Scharfblick sogleich ihre Stellung erkannt und übte eigentlich über Alle eine Herrschaft aus, der sich nach und nach Niemand zu entziehen wußte. Selbst Maria Theresia lag etwas unter dem Bann dieses schönen Dämons, der auch ihr schnell die schwachen Seiten abgelauscht hatte. Sie war durch ihre Stellung als Verwandte über manche Etiquette erhaben und benutzte dies, um die Kaiserin mit einem Freimuth und einer Sicherheit ihrer Ansprüche zu überraschen, worauf diese nicht vorbereitet sein mochte, und

die, einmal aus Ueberraschung ihr zugestanden, ihr nicht wieder zu entreißen waren, da sie die gewöhnlichen Versuche dazu, wie völlig ihr nicht geltend, auch gar nicht beachtete. Die Kaiserin, welche die Verwandte vor ihren Hofleuten nicht angreifen wollte, ließ dem wunderlichen Wesen dies seltsame Treiben, gewöhnte sich zuletzt daran, und konnte späterhin förmlich auf die Scherze der stets munteren Therese warten, da es denn nicht selten vorkam, daß sie sich nach einer kleinen Unterbrechung der tödtenden Hofredensarten sehnte, mit denen von früh bis spät ihre ceremoniösen Hofleute sie bedienten. Dies ging so weit, daß man die Kaiserin fast hätte bemüht nennen können, die launige Muhme in guter Stimmung zu erhalten. Denn, hatte die sanguinische Natur der Kaiserin sie hingerissen, auch der Prinzessin ihr Mißfallen zu bezeigen, so war sie die Erste, die ihr wieder Worte oder Scherze abzugewinnen verstand, unbeschadet, daß diese dann oft ein wohl berechnetes Schmollen eintreten ließ, was jedoch zur rechten Zeit in die alte gute Laune überging. Die neidischen Beobachter, die Verstand genug hatten, dies Verhältniß zu beurtheilen, sagten: Die Kaiserin bemühe sich um die gute Meinung der Prinzessin. Und etwas war daran! Die Kaiserin mußte von Kaunitz so viel von der geschickten Handhabung des Lebens in Frank-

reich hören, sie sah diesen ernsten Geist, der die Interessen Oestreichs über jedes Andere stellte, doch so imponirt von den häuslichen und geselligen Annehmlichkeiten und den wohnlichen Einrichtungen dieses Landes, daß — wie es schien — der Mangel dieser Vorzüge, den er im Vaterlande immer rügte, ihn bis zur Unduldsamkeit empfindlich machte, und ihn, in seinem Hause wenigstens, alles nach jenen Vorbildern hatte umwandeln lassen, die ihm allein zur würdigen Umgebung eines hohen Standes geziemend erschienen. Nun reizte es die Neugier der Kaiserin, eine Prinzessin zu beobachten, die eine so lange Zeit an diesem eleganten Hofe gelebt, dort ein besonderes Ansehn erlangt und gewiß die Geheimnisse dieser von Kaunitz angebeteten Eleganz inne hatte. Mit dieser hervorzutreten und jeden Mangel der Kaiserlichen Haushaltung dadurch wie von selbst an's Licht zu ziehn, gehörte nur zu den kleinen schlau benutzten Ergötzlichkeiten der Prinzessin. Hier war es, wo die weibliche Eitelkeit der erhabenen deutschen Kaiserin einen kleinen Streich spielte, denn sie suchte ganz in der Stille manchem Mangel feinerer Ausstattung nachzuhelfen und pflegte wol, wenn sie zum Bewußtsein ihres Verfahrens kam, zu sagen: Man muß auch von seinem Feinde lernen! Da bei Maria Theresia aber hinter dem, was der Beurtheilung

vor Augen lag, sehr häufig noch ein höherer und feinerer Beweggrund ihrer Handlungen ruhte, über den die Menge unaufgeklärt blieb, so war es auch diesmal der Fall, und die Prinzessin zu schlau, um die hohe, offne, deutsche Frau nicht in dem schwierigsten Kampfe mit ihren Gefühlen bald errathen zu haben.

Kaunitz war seit dem Aachner Frieden mit der völligen Umgestaltung der bis dahin befolgten östreichischen Politik beschäftigt, und fest entschlossen, die Kaiserin zu seiner eignen Ansicht überzuführen, hörte er nicht auf, sie zu den nöthigen Schritten zu bereden.

Der Krieg, den der Aachner Friede endigte, hatte diesen klugen Staatsmann die betheiligten Mächte näher kennen gelehrt. Die Bundesgenossen hatten nicht immer treu — die Feinde nicht immer feindselig gehandelt. Um der Niederlande willen hatte Oestreich bisher die Freundschaft Englands und Hollands gesucht und gepflegt, und es thun müssen. Allein schon im spanischen Successionskriege hatte eine theure Erfahrung gezeigt, daß beide Mächte mehr darauf bedacht waren, durch die Niederlande sich als Oestreich zu schützen. Ueberdies waren diese abgerissenen, entfernten Lande gewöhnlich früher erobert als vertheidigt, und so glaubte Kaunitz die allzu theuren Vertheidiger entbehren zu können, wenn das feindliche Verhältniß zu Frankreich auf-

gehoben sei. Um diese Umwandlung aller bisher befolgten politischen Prinzipien zu bewirken, war die Bekämpfung tief eingeprägter und durch lange Gewohnheit befestigter National-Vorurtheile nöthig. Kaunitz mußte sich gestehn, daß er die Patrioten beider Länder gegen sich haben werde, und daß das Versailler Kabinet überdies von der Marquise von Pompadour, der eitelsten, intriguantesten Frau, beherrscht sei, die der Kaiserin als Frau zu grollen wage und jeden entgegen kommenden Schritt Oestreichs zurückweisen werde, so lange die stolze Verachtung der Kaiserin gegen sie daure. Seine Anwesenheit in Paris hatte ihn alle diese Schwierigkeiten vollkommen erkennen lassen. Aber sie konnten seinen entschlossenen und unermüdlichen Sinn nicht von dem Verfolgen dieses ihm so wichtig erscheinenden Planes abwendig machen, und er rechnete — für die erste Beseitigung der größten Schwierigkeiten — auf zwei gleich hartnäckige Frauen — die er jedoch Beide mit den verschiedensten Mitteln zu gewinnen hoffte.

„Vieles wird nicht gewagt, weil es schwer scheint —
„weit mehr ist nur darum schwer, weil es nicht ge-
„wagt wird!"

Das waren die tiefsinnigen Worte, mit denen er den erschrockenen Muth seiner erhabenen Kaiserin für die ihr so fremd scheinenden Ansichten zu beleben suchte,



gegen die fast ein angeborner Widerwille in ihr kämpfte. Er wußte, sie war jedes Opfers fähig für die Sicherheit und Ruhe ihres Landes, und einsichtig und staatsklug genug, um die bedeutenden Vortheile, wenn er ihre Erreichung ihr möglich zeigte, einzusehen. Aber die Kaiserin war zugleich eine auf ihre Tugend stolze Frau, von den reinsten weiblichen Gesinnungen und von einem unerschütterlichen Abscheu gegen die Sitten des französischen Hofes und seiner jetzigen Beherrscherin — der Madame de Pompadour — erfüllt. Dennoch war an kein Gelingen dieser Unterhandlungen zu denken, so lange die Kaiserin nicht ihrer Widersacherin selbst einige versöhnende Schritte entgegen that. Hierzu bearbeitete Kaunitz sie mit allen Werkzeugen seiner schlauen Politik, und hierzu war ihm die Prinzessin Therese eine willkommene Alliirte; denn die übermüthige Schöne zögerte nicht, in Gegenwart der Kaiserin von Madame de Pompadour als von einer ausgezeichneten Frau — der Retterin Frankreichs wie des willenlosen Königs — zu sprechen und ihre Eigenschaften zu einer solchen Ungewöhnlichkeit zu erheben, daß ihre Schattenseiten sich dagegen in den Hintergrund drängten. Gewiß hätte Niemand unter andern Umständen dasselbe wagen dürfen, und die nächsten Umgebungen, die das Staatsgeheimniß, das noch nicht den Hof erreicht hatte, nicht

ahneten, sahen voll Erstaunen, wie die Kaiserin nicht allein die übermüthige Redeweise der Muhme nicht strafte, sondern mit halb scherzendem Widerspruch immer mehr aus dem freigebigen Munde heraus sprudeln ließ. Die erhabene Frau prüfte aber in der Stille, und mehr wie alles Andere erschütterten diese Gespräche in etwas die an Abscheu grenzende Abneigung gegen die Marquise.

Obwol nun die Prinzessin durch Kaunitz von seiner Absicht, diese Versöhnung zu erreichen, unterrichtet war, wurde sie doch nicht sein Werkzeug, sondern trieb auch dies, weil es ihr zusagte, und wie es ihr zusagte, und hielt den feinen Mann in beständiger Spannung und Ungewißheit über ihr Verfahren. Doch verriethen mehrere Aeußerungen der Kaiserin ihm ihre mildere Stimmung und er erkannte durch sie die Wirksamkeit der Prinzessin. Alles mußte sich immer vereinigen, die leichtsinnige Fürstin in ihren Intriguen zu unterstützen. Auch bei dieser Angelegenheit sah sie sich in ihrem persönlichen Interesse gefördert, denn auch sie war eine entschiedene Feindin des Abbé Bernis, des damaligen französischen Premier-Ministers, der sich einer früher von ihr begünstigten Intrigue entgegen gestellt. Sie hatte ihm in ihrem Uebermuth gedroht, er solle binnen zwei Jahren aufgehört haben Premier-Minister zu sein

und dagegen Choiseul an seine Stelle treten. Diese Drohung, die er damals wie die Possen eines unartigen Kindes verlacht hatte, wollte sie jetzt um jeden Preis in Erfüllung bringen, denn sie wußte, daß jede Unterhandlung des Wiener Kabinets mit Bernis Entlassung beginnen müßte.

Als die Prinzessin am Morgen nach jener stürmischen Nacht, ihr Frühstück einzunehmen, in eine reizende Kapuze von rosa Seidenstoff gehüllt, in ihrem Armstuhl ruhte und wie ein Kind von vier Jahren ihre seidenen Pantoffeln auf dem kleinen Fuße hüpfen ließ, ward ihr Frau Gutenberg, die allvermögende Kammerfrau der Kaiserin, angemeldet, und kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so lief ihr die Prinzessin mit offnen Armen entgegen und küßte sie auf das Zärtlichste, obwol ihr jeder Kuß unendlich erschwert ward durch die tiefen Verbeugungen der alten ceremoniösen Dame. „Mein Mütterchen," rief sie dabei — „sag mir doch, wie Du so lieb und gut sein kannst, in diese Katakomben herabzusteigen? Ich bitte Dich, setze Dich in meinen Lehnstuhl und thu' mir die Liebe und trinke von meiner französischen Chocolade. Ich schwör' Dir, sie ist besser als Deine stark gewürzte spanische, die den Teint verdirbt und im dreißigsten Jahre rothe Nasen macht! Nun setz' Dich — ich bitte Dich!"

Fast mit Gewalt ward die alte wohlgefällig lächelnde Dame in den Armstuhl der Fürstin gedrückt, und diese zog ein Rollstühlchen für sich der alten Dame so nah, daß sie den Zwieback, womit sie ihre Chocolade verbrauchen wollte, wie ein spielendes Kind auf die Kniee der Frau Gutenberg legte.

„Nun, liebe Alte," rief die Prinzessin endlich, nachdem sie unter tausend Possen der guten Dame die Chocolade eingenöthigt hatte — „jetzt sage mir, was Du eigentlich willst, denn so umsonst, oder um mich in Pantoffeln und Nachtkontusche zu sehn, hast Du auch nicht die weite Reise hierher gemacht."

„Ach, meine Allergnädigste Durchlaucht, wahrlich nicht! So kühn zu sein würde ich mir nie erlauben, und meine gnädige Prinzessin haben es sich selbst mit ihrem unwiderstehlichen agrémento zuzurechnen, wenn ich mir einen großen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, denn ich bin auf Befehl meiner allergnädigsten Frau Kaiserin hier und hätte billig von nichts Anderem reden sollen als von ihren Befehlen."

„Du erschreckst mich, meine liebe alte Aja! Bin ich unartig gewesen, kommst Du, um mich zu schelten? Will meine erhabene Muhme mich hier einschließen lassen bei Wasser und Brot?"

„O, liebe scherzhafte Durchlaucht," entgegnete

Frau Gutenberg sehr belustigt — „welch ein Verdacht gegen die Zärtlichkeit der Frau Kaiserin! Mein beglückender Auftrag dreht sich wieder blos um das Wohlbefinden der lieben Durchlaucht, die Serenissime wie eine geliebte Tochter in ihrem Herzen tragen. Es ist nämlich der Majestät zu maaßlosem Erstaunen kund geworden, daß ihre liebe Muhme Durchlaucht in den ersten Absteigegemächern verblieben sind, welche blos zur ersten Entrée aus dem Reisewagen angewiesen waren."

„Du scherzest, liebe Gutenberg," rief die Prinzessin. — „Solche Gunst macht mich schwindeln — besonders nach den Erlebnissen dieser Nacht, die ich fast im Sturmhut und mit der Hellebarde bewaffnet zubrachte. Wahrlich Du gehst mit Deinem gnädigen Auftrag — wenn nämlich das Ende mich aus dieser gefahrvollen Wohnung erlösen soll — wie die Sonne an meinem düstern Morgen auf, denn was war das bisher Erlebte — verstockte Kleider, verschimmelte Pantoffeln, beschlagene Juwelen, die liebe Gesellschaft von Ratten und Mäusen, Fröschen und Spinnen, woran man sich zuletzt doch gewöhnt und seine Freude daran hat — was war das Alles gegen die Gefahren dieser Nacht?"

„Barmherziger Gott!" schrie Frau Gutenberg — „was war es denn, Durchlauchtigste? Das ist ja hier eine wahre Vorhölle!"

„Ja, wer könnte sagen, was es war! Aber entweder waren es Geister, die ihr ehemaliges Revier wieder einnehmen wollten, oder — noch schrecklicher — Diebe, wenn nicht gar Mörder! Denn sieh! es hat dort unter dem Fenster geruschelt und geknackt, die Zweige sind gebrochen, als wenn ein Bär sich durch den Wald schleicht. Dann habe ich Menschentritte gehört, die von großen plebejischen Füßen herrührten — dann hat es an der Holzwand geschoben und gedreht — —"

„Um Gotteswillen, Prinzessin, schweigen Sie," rief hier die alte Gräfin Hautois eintretend und sehr erschrocken über die dreiste Spötterin.

„Du siehst," fuhr die Prinzessin lachend fort — „die Gräfin wird halb ohnmächtig bei der bloßen Erinnerung! Und nun kannst Du denken, wie sie in der Nacht war — ein leibhaftiges Gespenst! Fest entschlossen war ich, den Majestäten heute einen Fußfall zu thun, um zu bitten, daß sie einige Hellebardiere die Nacht hierher postiren möchten, da ich unmöglich Nachts meinen eignen Wachtdienst besorgen kann!"

„Nun ist mir alles klar!" rief Frau Gutenberg — „Mein Gott, wir werden Serenissime erschrecken! Als nämlich heute Morgen der Nachtrapport überbracht ward, lautete der Bericht, daß nach diesem Flügel zu sich eine verdächtige Person über die Mauer des Burg-

gartens geschwungen habe, und der Runde, nachdem sie augenblicklich geeilt, den Baumplatz zu durchsuchen, dennoch spurlos entkommen sei. Doch behauptet eine der aufgestellten Wachen, nach Verlauf einer Stunde eine ähnliche Gestalt gesehn zu haben, welche an der Mauer entlang mit großer Schnelligkeit forteilte und den Anruf der Wache nicht beantwortete."

„O mein Gott!" rief die Gräfin Hautois — „sei uns gnädig!"

„Siehst Du!" rief dagegen die Prinzessin frohlockend — „das konnte ich mir vorher denken! Es war ja Mondschein, und so hell wie bei Tage. Nichts gewisser, als daß die Wachen den Strauchdieb entdecken mußten. Das war gleich mein Trost und ich deshalb entschlossen, die Kaiserin um Schutz anzusprechen. Doch muß dies Zimmer untersucht werden — es finden sich gewiß geheime Zugänge, die vermauert werden müssen. Ehe sehe ich keine Sicherheit in diesen Räumen."

„Gewiß — gewiß! Durchlauchtchen! Alles wird geschehn, um Sicherheit herzustellen. Aber Euer Gnaden werden nicht mehr drunter leiden, denn die Frau Kaiserin haben befohlen, daß Ihnen augenblicklich die Zimmer weiland des Herrn Herzogs Franz von Lothringen — jetzt unserer geliebten kaiserlichen Majestät —

übergeben werden sollen. Dieselben liegen ungemein luftig und heiter und stehn in genauer Verbindung mit der großen Treppe zu den kaiserlichen Gemächern."

„Ja! das weiß ich wol," — sagte die schöne Schmeichlerin — „wenn Dich die liebe Frau Kaiserin schickt, dann hat sie immer einen recht angenehmen Auftrag auszurichten, denn Niemand thut so gern Andern was zu Liebe, als meine alte Gutenberg! Ich werde meiner theuren Majestät die Hand küssen. Schildere Du ihr mein Entzücken, nachdem ich eine schlaflose Nacht unter tausend Aengsten verbracht habe."

Es war nicht genau zu erkennen, ob die Kaiserin die Erzählung der alten Frau Gutenberg, die übrigens das Vorrecht hatte, ihr Alles sagen zu dürfen, eben so gläubig aufnahm, als diese sie aus dem Munde der holden Verführerin empfangen hatte. Ihr fehlte vielleicht die Laune, von der Prinzessin viel zu hören, denn sie hatte ihr halb gezwungen diesen Morgen die Begünstigung der neuen Einrichtung zugestehen müssen und wollte nicht überführt sein, daß das bisher Gewährte wirklich tadelnswürdig zu nennen war. Die Kaiserin zeigte sich nur bei großen Staatszwecken, und für die Männer, die ihr dabei dienten, freigebig. Im Gegensatz konnte sie auch mit Gunst und Gaben karg sein. Die Freude kannte sie nicht, die den eigentlich wohl-

wollenden und hingebenden Karakter bezeichnet: über das Nothwendige hinaus, auch das blos Erfreuliche, den Wunsch, die Phantasie des Andern zu befriedigen. Diesen Reiz des Lebens gestand sie weder Andern zu, noch fand sie ihn für sich in solcher Freigebigkeit. Sie hatte kein Auge für dies feinere Bedürfniß des Glücks, und oft eine übellaunige Wahrnehmung, wo es ihr aufgenöthigt ward, die frostige Härte, mit der sie solche Anforderungen unter die unnützen Dinge der Erde verweisen konnte, hätte über die Güte ihres Herzens Zweifel erregen können, hätte nicht, wie billig, ihre großartige Stellung in der Welt ihr zur Entschuldigung gereichen müssen, wenn sie diesen feinern Sinn für kleinere Interessen von sich abhielt. Doch war es gewiß, daß sie den Anspruch machte, daß ihr keine Einsicht der Art abgehe und daß sie jeden Beweis dagegen mit großer Härte zurück wies, und es für ihre Umgebungen sehr gewagt machte, ein solches Versäumniß aufzudecken. Nun hatte der Kaiser diesmal selbst die Wohnungs-Angelegenheit der Prinzessin zur Sprache gebracht, und die Kaiserin hatte mit ihrem besondern Takt augenblicklich ihrem Gemahl beigestimmt und andere Einrichtungen befohlen, zugleich jedoch es ganz in Abrede gestellt, daß die bisherige Wohnung derselben so schlecht gewesen sei, wie die Lustigkeit der Prinzessin es herausstellte;

denn Recht mußte sie wenigstens behalten, wenn sie auch nachgab, und wol ließ sie es an einem gewissen übellaunigen Schweigen nicht fehlen, welches hinreichend bezeugte, ihre Meinung sei eine andere.

Frau Gutenberg hatte aber einmal das Vorrecht, Alles auszusprechen zu dürfen; die Kaiserin ward durch nichts, was sie sagte, erzürnt oder ungeduldig, obwol sie ihr oft auf ihre längsten Mittheilungen keine Antwort gab, als einen Blick, ein Schütteln oder Nicken des Hauptes. Dies störte aber die Laune der alten Dame nicht, denn sie wußte sich, wo es galt, auf eine merkwürdige Weise Antwort zu verschaffen und fand dann bei ihrem hohen Pflegekinde oft größere Nachgiebigkeit, als irgend ein Anderer sich rühmen durfte. Deshalb war die Gutenberg im ganzen Lande, ja selbst an fremden Höfen, wohlbekannt und nach Umständen geliebt und gefürchtet. Denn ihre Treue war unbestechlich, und obwol sie oft die größten Geschenke erhielt und annahm, trug sie dieselben doch sogleich der Kaiserin zur Ansicht zu und pflegte dann zu sagen: „Majestätchen muß das wissen — ich kenne die Capacitäten nicht — wollen vielleicht was durch mich erluchsen." Sagte nun die Kaiserin: „Behalts nur und erinnere mich gelegentlich daran," dann hatte sie ihre Freude darüber und zeigte sich gern erkenntlich.

Sagte aber die Kaiserin: „Pfui! die wollen Dich bestechen — ich will nichts von ihnen wissen," — dann wanderte das schönste und kostbarste Geschenk in derselben Stunde noch desselbigen Wegs zurück, und sie nannte den Namen nicht mehr. Doch hatte sie, wie begreiflich, ihre Lieblinge und ihre Antipathieen — und zu den Ersteren gehörte jetzt Prinzessin Therese, deren unwiderstehliche und tändelnde Laune die alte Dame in beständig angenehmer Aufregung erhielt. Durch ihren Beifall hatte sie auch eigentlich in der Gunst der Kaiserin zuerst Platz genommen.

„Sie sind eine kleine verwöhnte Person!" sagte die Kaiserin am Abend, als die Prinzessin ihr die Hand küßte, um sich zu bedanken. — „Von den eingebildeten oder wirklichen Uebelständen ihrer Wohnung sind Sie nun befreit; dagegen wünsche ich mir lebhaft, nichts mehr von Geistern, Räubern oder Dieben zu hören. Zu derlei Dingen ist Frankreich ein passenderer Boden, und ich werde meinen Hellebardierern befehlen, auf Jeden Feuer zu geben, der zur unpassenden Stunde bei Ihren Gemächern gesehen wird."

„Gottlob!" rief die Prinzessin — „welch ein Leben wird das werden, in dieser Sicherheit künftig! Ich habe förmlich abgenommen wegen der Nachtwachen, und immer die Nachtmütze auf einem Ohr gehabt, um die

nahende Gefahr nur besser hören zu können! Glauben Euer Majestät aber wirklich, daß so erschreckliche Dinge in Frankreich vorgehn?"

Die unverschämte Frage beantwortete die Kaiserin mit einer vollen Ladung ihrer schönen drohenden Augen; dann sagte sie kalt: „Ich habe wenig nachgefragt, was sich in Frankreich zuzutragen pflegt, denn jedenfalls weicht es sehr ab von deutscher Sitte. Doch wünsche ich, die Personen, die mich hier umgeben, mögen das dort vielleicht Erlernte nicht anzuwenden suchen, denn der grade deutsche Blick sieht scharf, und es sind uns viele Dinge Gottlob! hier noch ein Unrecht, die in Frankreich zu den blos geselligen Scherzen gehören!"

„Ja wol! ja wol!" rief die Prinzessin — „wie tief fühle ich diesen schönen Unterschied! Ich versichere Euer Majestät, ich bin hier schon so vorsichtig und bedenklich geworden, daß ich heute Morgen erschrak, wie die Gutenberg eintrat, weil ich eben meine Pantoffeln auf den Fußspitzen hatte gegen einander tanzen lassen. Ich dachte, sie würden sich bei der lieben Alten beklagen, und ich würde Schelte bekommen."

„Sie sind ein unverbesserlicher Leichtsinn," sagte die Kaiserin, und konnte das Lachen nicht unterdrükken. „Ich sehe nicht ein, warum ich mir die Laune durch Ihre Thorheiten soll verderben lassen!"



In diesem Augenblick nahte sich der Graf von Kaunitz, vielleicht in der Hoffnung, von der Kaiserin angeredet zu werden. Sie erhob auch sogleich die Stimme und rief mit heiterm Tone: „Wahrlich, Kaunitz! ich habe hier ein Pröbchen Eurer angebeteten französischen Manieren. Da sehe ich wol, wir armen deutschen Hausfrauen können das nicht mehr lernen — und es thut wahrlich nicht gut und gereicht Euren Plänen nicht zum Vortheil, daß ich meine lustige Muhme aus Frankreich hier so in der Nähe kennen lerne. Was könnte mich wol reizen, mit einem Lande Freundschaft zu schließen, das über Alles lacht und scherzt?"

„Das, wozu Euer Majestät überhaupt in Europa berufen sind!" erwiderte der Graf — „jedem Lande, jedem Regenten ein Vorbild all der Tugenden zu werden, die einen Thron zieren sollten! Je weniger ein Land, ein Regent davon zu haben scheint, je mehr bedarf es der Allianz mit solchen Vorbildern; und je weniger haben Euer Majestät zu fürchten — denn die moralische Kraft, in der ein Land mit seinem Herrscher zusammenwächst, ist die unüberwindliche Armada dem Auslande gegenüber."

„Das klingt wol schön," sagte die Kaiserin — „aber es ist sehr auf Schrauben gestellt und macht

uns zu einer Art Gouvernante, pour les fautes des pays étrangérs. Auch will uns gerade diesem Lande gegenüber nicht aus den Gedanken kommen, daß vor noch nicht gar langer Zeit der hochseelige Kaiser — mein gnädiger Herr Vater — ein Pröbchen von den langen Fingern des lieben Frankreichs zu erleben hatte. Wahrlich ihre Liebhaberei war nicht Schuld daran, wenn in unserm wankelmüthigen Böhmen uns nicht einer von ihren vielen illegitimen oder legitimen Prinzen — wer, darüber war nie Licht zu bekommen — mit der Krone dieses Landes geziert und eine Musterkarte sehr unbesonnener Bewilligungen präsentirend, uns als unberufener Nachbar überraschte! So was vergißt sich nicht, mein Herr Graf von Kaunitz!"

Der Staatskanzler wußte, daß, auf diesen Punkt zurück gekommen, der Kaiserin jedesmal die Galle überlief, und diese fast nie vollständig bewiesene Intrigue des französischen Hofes noch immer ihr Mißtraun und ihren Widerwillen gegen eine Allianz mit Frankreich unterhalten half. Auch wäre der Graf von Kaunitz vielleicht nicht so leichtsinnig über diesen Gegenstand gewesen, der seine sonst wohl überlegende Ruhe hätte aufregen müssen. Da allerdings erwiesene Thatsachen für das Dasein einer solchen Verschwörung

vorhanden waren, hätte er nicht mit einem gewissen Stolz angenommen, daß, selbst bei dem Fortbestehn solcher Absichten, diese doch in sich selbst zusammen fallen müßten unter der gegenwärtigen Regierung. Sie hatte sich an die Spitze aller Fortschritte gestellt und offen und ehrlich Raum gewährt für die mit Verbesserungen und Abhülfen beschwerten Köpfe. Er konnte daher bei dieser Angelegenheit ungeduldig genannt werden, besonders da die Kaiserin wieder durch seine leichte Behandlung der Sache gereizt ward, und zum Gegensatz größeres Mißtrauen zeigte.

Seit ihrer Thronbesteigung hatte die Kaiserin mehrere Male auf anonymen Wegen Warnungen bekommen, Hinweisungen, als ob eine derartige Aufregung noch nicht, wie Kaunitz glauben wollte, zu den Träumen exaltirter Köpfe gehörte, die man am Besten nicht zu beachten habe, um ihnen zum Verdampfen Zeit zu gönnen. Sie traute Kaunitz über diesen Punkt nicht mehr, hatte die Mittheilungen für sich behalten und suchte, ihn umgehend, sich über diese Warnungen Aufschluß zu verschaffen, zu ihrem Verdruß aber bis jetzt ohne Erfolg. Daß die Kaiserin jedoch immer noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, mußte Kaunitz häufig erfahren. Sie benutzte dies und Anderes, um ihre Empfindlichkeit zu

äußern, wenn Kaunitz sie mit seiner höheren, freieren politischen Ansicht, zu der sie sich erst nach und nach erhob, überraschte, und mit ihrem richtigen Verstande das Urtheil abnöthigte, er sei ihr in seiner Weltanschauung voraus. Da sie die edle Herrschaft über sich besaß, ihn anzuerkennen und ihm zu folgen, wo sie den Nutzen einsah, gestand sie sich für diese Selbstbeherrschung um so sicherer den kleinen mißtrauischen Tadel zu, den er bald hier bald dort für einen Leichtsinn, oder gelegentliche Versäumniß, oder zu raschen und zu wenig überlegten Fortschritt hinnehmen mußte.

Kaunitz hatte eine sehr hochmüthige Geduld für diese Neckereien, denn er rechnete sie zu den unumgänglich nothwendigen Schwächen einer Frau, die keine Beachtung verdienten, und liebte diese Frau, die er in ihrem vollen Werthe anerkannte, doch mit der ganzen Zärtlichkeit und Begeisterung eines großen Staatsmannes und treuen Unterthans; denn wie gehoben auch sein eignes Selbstgefühl sein mochte, wußte er doch eben so genau, daß er ohne eine Herrscherin, wie Maria Theresia, den Geist, der ihn trieb, in Fesseln sehen würde. Er wußte, daß sie in ihrem ganzen Reiche immer die Erste war, die ihn verstand, ja er ließ ihr die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie seine eignen Ideen oft zur Entwicklung brachte und die Ausführung mit männlicher Energie

und mit dem tiefen eigenthümlichen Seherblick einer Frau betrieb.

Was konnten ihm daher im Allgemeinen diese kleinen Kriege thun, die er überdies in Frieden zu verwandeln tausend Mittel hatte, und dabei eben so oft den verwöhnten, unentbehrlichen Staatsmann zeigte, als den gelenkigen Hofmann.

Er mußte sie an jenem Abend für besonders aufgeregt halten, da er sie den Morgen mit der französischen Allianz gedrängt hatte und namentlich mit dem nothwendigsten ersten Schritt, mit dieser verabscheuten Annäherung an die Marquise Pompadour. Er hatte dabei auf die Prinzessin Therese, deren kluger Einsicht zu vertrauen sei, hingewiesen und die Kaiserin aufgefordert, ihre Kenntniß der dortigen Zustände zu benutzen, um über die ungewöhnliche Frau — wie er die Marquise nannte — ein unparteiisches weibliches Urtheil zu hören. Als er die Kaiserin mit der Prinzessin antraf und ihre laute Anrede an ihn hörte, war er sicher, sie wolle eben den Gegenstand erörtern, dem sie sich abgeneigt zeigte, und er winkte der Prinzessin, ihr zu folgen, da die Kaiserin in dem Gesellschaftskreise, der sie umgab, ihre Umwandlung hielt und eben damit fertig, wie es schien, einer tiefen Nische zuschritt, in welcher ihr Lehnstuhl stand, den sie an

Abenden einnahm, wo sie nicht spielte, und wohin ihr nur auf Einladung der Eine oder Andere folgen durfte.

Als sie sich niedergelassen, schien sie nicht überrascht, daß Kaunitz ihre Absicht errathen: sie winkte der Prinzessin, sich auf ein Tabouret neben ihr niederzulassen, während Kaunitz an der andern Seite stehen blieb, und sagte sogleich mit vieler guter Laune: „Habt Ihr denn zugesehn, Muhme, wie mein Gesandter Kaunitz sich damals anstellte, als er in die Frau Marquise — Ihr wißt schon — verliebt war?"

„Ach!" rief die Prinzessin — „ungeschickt wie immer! Wie soll ihm wol die Liebe stehn? Wenn er ihre Hand küßte, sah man ihm an, er berechnete, wie viel tausend Mann Truppen oder wie viel Millionen Subsidien dieser weiße Flaum wol den Muth haben würde, für Oestreich zu unterschreiben — küßte er gar ihre schönen Lippen, so war es, als wollte er ihnen alle diplomatischen Pfiffigkeiten einhauchen, daß sie meinen Vetter Ludwig mit Allianz-Gedanken anstecken sollten beim ersten Morgengruß — genug, ich hätte einem solchen Liebhaber ein Contobuch statt eines Billet-doux überreicht."

Die Kaiserin lachte und sah Kaunitz von der Seite an, der mit seiner Rolle ungemein zufrieden war, und der listigen Prinzessin heimlich dankte, denn er wußte

sehr wohl, daß die Kaiserin wissen wollte, ob er wirklich in die französische Schöne verliebt gewesen sei.

„Jeder hat seine Weise, Prinzessin,“ sagte Kaunitz — „und könnt Ihr leugnen, daß dies Verfahren meiner schönen Marquise oft sehr schmeichelhaft war?“

„Ja! sie hatte besondern Geschmack,“ entgegnete die Prinzessin — „und eine kuriose Ambition, in den Berichten des Herrn Gesandten zu paradiren. Wenn er ihr des Morgens ein Billet schickte auf rosa Atlaspapier, die Ränder mit Blumen gemalt und mit dem Ambra des Orients durchduftet, lachte die Marquise wohlgefällig und ließ den Kammerherrn des Königs, der fragen wollte, wie ihr die Chocolade bekommen, im Vorzimmer stehn, um dies Billet zu lesen und zu beantworten. „„Ach,““ rief sie, wenn es ihr gebracht ward — „„eine Oestreichische Depesche!““ — Aber was stand drin? Ob Jocco, der grüne Papagei, nicht an der Mandel gestorben sei, die er Tags vorher entwendet — ob Prinz Biron, dem Affen, der Splitter operirt wäre, den er gestern beim Tanzen eingetreten? Dann kamen einige schwere dunstige Komplimente. Man wollte zweifeln, daß so viel Witz, Schönheit und Geist, als gestern in einer Sterblichen vereinigt gewesen, etwas anders als ein durch Zaubermittel gewonne-

ner vorübergehender Zustand gewesen — man seufzte, Depeschen schreiben zu müssen, da man die ganze Nacht von den beiden Grübchen geträumt habe, welche die Begleiter des himmlischesten Lächelns gewesen."

Die Kaiserin lachte wieder. „Und das ließ sich die hochmüthige Närrin bieten?" rief sie dann mit einem gewissen Triumph.

„Was hätte sie sich nicht bieten lassen um der Hoffnung willen, Kaunitz werde ihren Namen in einer Depesche an Eure Majestät nennen! Ich glaube, sie hielt es möglich, er könne eins ihrer antwortenden Billets einschicken, denn wahrlich, sie wendete zu viel Witz und Anmuth daran, als daß ich denken könnte, es hätte Kaunitz gegolten."

„Hielt sie es denn für möglich, daß dies mein Minister wagen würde? Daß überhaupt von einer solchen Person gegen mich die Rede sein dürfte?"

Die Prinzessin wagte es, hier so gegen den Respekt zu lachen, daß die Kaiserin fast über diese Unverschämtheit erschrak. Da sie aber aus Erfahrung wußte, wie wenig mit diesem unverbesserlichen Wesen anzufangen war, überwand sie sich und sagte blos zu Kaunitz: „So etwas bewundert Ihr nun?"

„Lassen mir denn Euer Majestät ein Recht zum Gegentheil?" erwiderte Kaunitz.



Als die Kaiserin sich wieder zur Prinzessin wandte, fuhr diese aus ihrem Lachen auf, als habe sie nichts bemerkt, und setzte hinzu: „Wer das schöne mächtige Frankreich beherrscht, und seinem Könige alle Tage vorschreibt, was er thun oder lassen soll, der hält sich für wichtig genug, um in den Kabinetten der andern Mächte eine Rolle zu spielen. Aber er hält nicht jedes Kabinet der Ehre werth, sich hierzu wichtig genug zu erachten."

„Abscheulich! abscheulich!" rief die Kaiserin — „bei so tiefer Verderbtheit diese Anmaßung, diese auf die grausamste Schwäche basirte Wichtigkeit! Wohin muß der König, wohin das Land unter solchen Umständen kommen — der Abgrund muß schon aufgedeckt sein, der es verschlingen wird!"

„Und wenn es von dem Sprunge hinein noch aufgehalten werden sollte, so wird dies die kleine seidenweiche Hand eben dieser Marquise bewirken," sagte die Prinzessin gemächlich — „denn das Beste, was seit hundert Jahren in Frankreich geschehen ist, das bewirkt eben diese — wie mein Herr, der Graf von Kaunitz, sagt — diese ungewöhnliche Frau!"

Kaunitz verneigte sich lächelnd. Er wollte nicht mit einreden; Alles, was sie sagte, war ihm recht, und besonders war ihm lieb, daß es ein Anderer als er selbst sagte.

„Ach," entgegnete die Kaiserin — „was so eine junge Person Alles beurtheilen kann! — Ihr Friseur und ihre Kammerjungfer werden die Würden des Reichs vertheilen — wenn ihre Affen tanzen lernen, so wird sie glauben, die Künste zu beleben — für gelehrt wird sie den halten, der ihre Sünden am besten vertheidigt, und ihm werden die Belohnungen zufallen. Das heißt dann eine ungewöhnliche Frau!"

„Ich habe nie an ihrer Einsicht gezweifelt," sagte die Prinzessin gleichgültig — „denn sie hat mich versichert, die Kaiserin Maria Theresia wäre die erste Herrscherin auf einem Throne und sie wäre ihr in allen ihren Regententugenden ein Vorbild, welches sie mit dem bittersten Neide und dem glühendsten Nacheifer erfüllte."

„Es ist weit gekommen," sagte die Kaiserin merklich milder — „daß wir, die eingeborne Fürstin eines Reiches, uns als ein Vorbild denken müssen für die Maitresse eines pflichtvergessenen französischen Königs."

„Ja, das dachte ich auch," rief die Prinzessin — „und verschwieg es ihr nicht. Aber da ward sie so wüthend, daß sie ihren Fußschemel umstieß und ihr heiße Thränen ausbrachen. Sie nannte mich, glaube ich, ein Tigerherz, einen kalten deutschen Marmelstein, daß ich nicht gleich fühlen könne, wie viel größer

Verdienst sei, da jedem guten Willen, jeder höheren Einsicht, die sie in's Leben wolle übergehen lassen, dieser ewige Makel aufgedrückt sei und einen Widerspruch erzeuge, der immer da am stärksten hervortrete, wo die schädlichsten Mißbräuche aufgehoben werden sollten, die in dem Eigennutze Einzelner zu wurzeln pflegten. Wie sie wol Schmähungen und Vorwürfe für die Uebel erlitte, die sie nicht verschuldet, aber keinen Dank, keinen Segen ernte für das Gute, was sie hervorgerufen." Die Prinzessin fuhr fort, als sie sah, daß die Kaiserin aufmerksam zuhörte und sogar einige Sätze mit dem Nicken ihres Kopfes zu begleiten anfing. „Ich wußte in ganz Paris keinen schicklicheren Platz als hinter ihrem Armstuhl. Was war das für ein Vergnügen, solchen Morgen mit ihr zu durchleben! Was da Alles vorkam — die alte Amme, die in schwarze Serge gekleidet an ihrem Stabe die Höhlen des Unglücks und der Schande durchstreifte, und jeden Morgen den leeren seidenen Beutel wiederbrachte, den sie gefüllt mit sich nahm. Diese Berathung, ob nicht noch andere Hülfe als Geld nöthig wäre — und der Polizei-Lieutenant, der dann seine Aviso's bekam, oder Berichte machte — und dann der schleichende Abbé Bernis, der sich seine Instruktionen holte und den sie tausend Mal mit ihrem glänzenden Geist überflügelte, um ihm

die Maaßregeln zu entreißen, die eigentlich nur zu seinem Vortheil ergriffen werden sollten. Dann der liebenswürdigste Sterbliche in der Gestalt eines rasirten Pavians — ich meine Voltaire — der mit seinem universen Geist, mit seinen göttlichen Poesieen und dem nie versiegenden Quell ewig neuen frischen Witzes in ganz Frankreich nur in ihr das nöthige Verständniß findet, und stets eine Liste in der Tasche hat, welche neuen Vergünstigungen für Künste und Wissenschaften durch sie das Leben geben soll. Glaubt man sie von dem Eifer ermüdet, womit sie sich allen diesen Interessen hingiebt, dann tritt sie in einen Saal — da liegen Stoffe und Erfindungen vor ihr ausgebreitet, und Berichte machend stehen Fabrikanten, Mechaniker und Handwerker aller Art um sie her; sie läßt sich belehren und prüft und unterscheidet und giebt Urtheile, die oft den Gewandtesten überraschen. Und wenn sie den Troß entläßt, so verbreiten sich von diesem kleinen Salon, wie von dem Knäul des Webers, die Fäden weit hinaus, und neue Kraft — neue Thätigkeit erwacht!"

Die Kaiserin hatte mit so steigendem Beifall zugehört, daß sie nicht mehr wußte, von wem die Rede war. Jetzt fiel ihr der Fächer hin — als die Prinzessin ihn aufhob, rief sie, wie aus einem Traum erwa-



chend: „Was! was, Muhme! von wem redet Ihr? Wer soll das sein, den Ihr so geschildert?"

„Die Marquise de Pompadour," erwiderte die Prinzessin obenhin. —

„Kaunitz," sagte die Kaiserin — „Ihr habt es sie auswendig gelehrt!"

„Die Prinzessin Therese lernt nur, was ihr eigner Kopf ihr berichtet," erwiderte Kaunitz — „selbst wenn ich des kleinlichen Mittels fähig wäre."

Die Kaiserin fühlte die Wahrheit dieser Entgegnung. „Dann ist diese Marquise Pompadour," sprach sie aufstehend — „ein unglückliches Weib, dem wir unsere Theilnahme nicht versagen können!" Sie hatte das göttliche Leuchten des Blickes, welches stets nach einem großen innern Siege, nach irgend einem edlen erhebenden Eindruck so entzückend schön hervortrat. Sanft nickte sie dem Grafen und der Prinzessin zu, und ihr Hofstaat trat hervor, in dessen Mitte sie die Gesellschaftszimmer verließ.

„Das wird Ihnen Oestreich einst danken, und Kaunitz wird sich an Macht und Einfluß noch zu arm halten, wenn die Prinzessin Therese jemals einen Wunsch für ihn hat," rief er fast mit Entzücken — und die Prinzessin sah, mit ironischem Lächeln ihn musternd, daß dies die Liebeserklärung eines Ministers war.

„Ich verliere meine Schuhschnalle," rief sie und stemmte den schönsten Fuß so ungestüm auf den Fußschemel der Kaiserin, daß davon vielleicht eben die Zacken aufsprangen. Da beugte Kaunitz den geraden stolzen Rücken und drückte die Schnalle zusammen. Als er wieder in die Höhe sah, lachte sie laut auf und rief: „Nicht auf Eure Art sollt Ihr mir huldigen, Herr Minister — sondern auf die, welche mir bequem ist! Was bildet Ihr Euch ein? Denkt Ihr, ich könnte es in Eurem langweiligen Deutschland aushalten, ohne meine lieben französischen Erinnerungen? Zu meinem Vergnügen habe ich mir das eben vorerzählt. Daß es gerade traf, ist mir ganz gleich. Ihr werdet doch zu allen Allianzen mit diesem Lande zu ungeschickt sein und ich will nichts damit zu thun haben."

„Sie machen mir das nicht weiß, Durchlauchtigste," sagte Kaunitz — „Sie wollen damit zu thun haben und bemühen sich bereits darum — wäre es auch nur, um sich an Monsieur de Bernis zu rächen! Diesmal gehen Sie wider ihren Willen mit mir denselben Weg — und ich hoffe, wir haben den bösesten Theil desselben zurückgelegt. Wenn," setzte er lächelnd hinzu, indem er sie scharf fixirte — „wenn nicht eine gewisse Verschwörung uns wieder aufhält."

„Was brauchen Sie von dieser Verschwörung so

geringschätzig zu sprechen, als sei es etwa eine Geistererscheinung, die in dem Kopfe eines liebekranken Mädchens entstanden. Hüten Sie sich! ich fürchte, sie macht Ihnen noch üble Laune!"

„Gewiß," lächelte Kaunitz — „wenn sie auf das aller Entfernteste die Ruhe der schönsten Prinzessin stört — ja, wäre es auch nur die einer Ihrer Anbeter."

„Pah!" rief die Prinzessin, indem sie aufstand und den Arm der Gräfin von Hautois nahm — „die Ruhe meiner Anbeter ist noch nie ein Gegenstand meiner Betrachtungen oder meiner Theilnahme geworden! Ich gebe sie Ihnen Alle Preis!"

„Armer Kaunitz!" rief der Minister lachend — „ich sehe, die Liebe steht mir hier so schlecht wie in Frankreich!"

„Das macht," erwiderte die Prinzessin — „weil die Liebe nur den ziert, der sich ihr um ihrer selbst willen ergiebt. Eure Liebe ist für Euch nichts Anderes als eins Eurer hundert tausend Mittel, irgend einen Zweck zu erreichen, und wenn Eure diplomatische Feinheit die ganze Welt betrügt, werdet Ihr doch von einem Weibe errathen werden, selbst wenn sie ein Neuling — eine von ihrer ersten Liebe so eben erst Genesene wäre."

„Wie viel mehr also" — ergänzte Kaunitz. Doch die Prinzessin brachte ihn um den Triumph seiner boshaften Entgegnung — denn sie war verschwunden.

Am andern Morgen nach der Audienz bei der Kaiserin erschien Frau Gutenberg in dem Palast der Fürstin Morani, um sich im Namen der Frau Kaiserin nach dem Befinden der lieben Braut zu erkundigen. Aus jedem Worte der alten Vertrauten leuchtete der Fürstin der versöhnende Wille der hohen Frau entgegen, und endlich überreichte sie ihr einen so einfachen goldenen Ring mit dem Namenszuge der Kaiserin, daß die Fürstin wol fühlte, wie hoch sie sich geehrt halten durfte.

„Majestätchen meinen nur, die liebe Spielgefährtin damit ihrer unveränderten Gesinnung zu versichern! Die Frau Oberhofmeisterin, Gräfin von Fuchs, werden nachher die kaiserlichen Glückwünsche en gala überbringen."

„Ach, meine erhabene großmüthige Herrscherin," rief die Fürstin und drückte zärtlich die Hände der lieben alten Frau, „wie tief empfinde ich diese Güte! O, meine liebe Gutenberg, leihet mir Eure Worte, um der Kaiserin auszusprechen, was ich so tief fühle."

„Will schon! will schon! mein liebes Durchlauchtchen! — Brauche ja nur zu erzählen, was meine Augen wahrnahmen, um Serenissime zu enchantiren.“

Nach diesem Besuch fuhr zur angemessenen Stunde die Oberhofmeisterin Gräfin von Fuchs mit einigen Hofdamen und Kavalieren der Kaiserin vor. Ihr folgte eine ununterbrochene Kette der in Wien anwesenden Notabilitäten, die nach der Anzeige der Gräfin von Fuchs ihre Anweisung zu diesem Besuch empfangen hatten. Es gereichte der Fürstin sehr zum Troste, daß sie Mittel besessen, um in kürzester Zeit die Ausstattung des leer gewordenen Audienzsaales zu bewirken. Sie konnte nun ohne Erröthen ihre Standesgenossen an dem Orte empfangen, den sie in seiner Beraubung nicht gesehn und jetzt in seiner alten Pracht wieder fanden, und vielleicht war es diese innere Genugthuung, die der Fürstin über manches Andere ihrer peinlichen Gefühle hinweg half.

Nach diesem anstrengenden Tage gereichte ihr der Abend, der ihr den Grafen Lacy und einige wenige Freunde zuführte, zu einer ungemeinen Erquickung, denn sie fühlte, sie habe den schwersten Theil ihres Verhältnisses hinter sich, und das Glück ihres Herzens trat immer muthiger aus der Verborgenheit hervor und verbreitete eine anmuthige Lebendigkeit über ihre Züge.

Lacy sah es mit großer Freude und fühlte sich dadurch selbst in allen seinen Hoffnungen gesteigert. „O," rief er, indem er der Prinzessin Therese näher rückte, die sich, schön wie ein blühender Rosenzweig, in ihrem Fauteuil wiegte — „jetzt, da Sie meine liebe Muhme werden, müssen Sie mir auch beistehn, wo ich einer recht wirksamen Hülfe gegen meine Clandia bedarf!"

„Gegen? gegen?" rief die Prinzessin — „fängt das schon an? Kaum das Ziel erreicht und schon gegen?"

„Gegen heißt hier — für ihr Bestes," fuhr Lacy fort — „ich will, sie soll in unsere schnelle Vermählung willigen, damit ich sie ohne alles Bedenken dieser Stadt entführen kann und dieser Sommer nicht vorüber geht, ohne daß die Landluft ihre erschütterte Gesundheit gestärkt hat."

„Und dazu soll ich die Hand bieten?" rief die Prinzessin — „Nein, mein holder Vetter in Spe — nimmermehr, jedes Verlöbniß durchrieselt mich schon mit den Schauern der tiefsten Schwermuth — aber fördern — zureden — könnte ich um die Welt nicht! Wie ein Gespenst würde die Zukunft vor mir auftauchen — ich würde mir zurufen hören: Therese, warum hast du zugeredet, daß dies Joch über mich geworfen? Ich würde die erbosten Blicke sehen, die mich dann verfol-

gen würden. Die Tauben, die ich auf einer Stange schnäbelnd sitzen sah, die würde ich dann wüst mit den Flügeln gegen einander schlagen sehn, und bald das Nest der Einen auf dem Eichbaum — das andere in der Dachsparre angeflickt! Nein! ich habe zu viel Ehen gesehn, um nicht jede im Voraus für getäuscht zu halten, die mit der thörichten Hoffnung auf Glück anfängt!"

Lacy lachte laut. Seitdem er glücklich war, fand er die Prinzessin, die er früher nicht sehr geliebt hatte, als eine reizende Zugabe und ihre heitere Laune wie geschaffen, die gute Claudia zu unterhalten. Auch ihre Schönheit konnte er nicht wol übersehen, denn sie hatte die große Gabe, gerade so schön zu sein, als es passend war.

„Versuchen Sie es, Prinzessin!" rief er — „Wenn ich Sie in Ihrer meisterhaften Ausstattung vor mir sehe, begreife ich, daß Sie sich selbst für zu gut halten, um der Preis eines liebenden Herzens werden zu wollen. Aber gewiß müssen Sie doch einst, wenn auch gegen Ihren Willen, die Widerlegung Ihrer Behauptung werden — und zuerst gehe ich Ihnen mit Claudia als gutes Beispiel voran — machen Sie es dann bald nach! Es reizt mich, Sie überwunden zu sehn!"

Die Prinzessin war viel zu scharfsichtig, um hinter

diesen galanten Worten mehr zu suchen, als die gewöhnlichen Redensarten der großen Welt. Aber es war ihr doch Recht, daß sie etwas Terrain gewonnen. Sie verließ sich auf den Zauber fortgesetzter Neckereien und wußte, wie wenig die gute Fürstin Morani darin mit ihr rivalisiren könne. Diese trat so eben auf die Terrasse, auf der man sich befand, hinaus, und führte zwei Kinder an ihrer Hand, in denen der Graf seine kleinen Lieblinge aus dem Ursulinerhof erkannte.

Beide sahen verweint aus. Egons hochfahrendes Wesen hatte ihn für diesmal verlassen; die Trennung von Mora hatte in ihm blos die Zärtlichkeit des Kindes erregt. Er weinte zwar nicht mehr, aber es war eine so tiefe theilnahmlose Traurigkeit über seine Züge verbreitet, daß er gegen nichts Widerstand zu leisten suchte. Noch trugen sie ihre bescheidnen Kleider, und als Lacy ihnen entgegen ging und Egon die Hand bot, hielt dieser sie fest und drängte sich an seinen Arm, als fühle er, daß er eines neuen Schutzes bedürfe nach der schmerzlichen Trennung von Mora.

Jeder suchte nun nach seiner Art sich mit den neuen Ankömmlingen zu beschäftigen. Die Prinzessin liebkoste Hedwiga, die sie als den Engel mit dem Klosterkäse wieder erkannte; Georg Prey redete zu Beiden, um den Stand ihrer Kenntnisse zu erfahren, und Lacy

und die Fürstin beriethen sich leiser redend immer auf's Neue über ihre Erziehungspläne, wobei sie mehr als einmal fürchteten, von der erwachenden Liebe für ihre Schützlinge zu weit geführt zu werden.

„Es ist zwar wahr," fuhr der Graf fort — „daß wir über ihre Herkunft nichts wissen, und daß diese zuletzt einer Erziehung sich nicht angemessen zeigen kann, wie wir Beide geneigt sind sie ihnen zu geben; aber wir müssen uns zugleich gestehn, daß es nur von uns abhängt, ihre Zukunft gegen Hülflosigkeit und entehrende Verhältnisse zu schützen. Die Begünstigungen der Natur sind hier so sichtlich, daß es uns ein immerwährender Vorwurf scheinen müßte, wenn wir nicht ihr Werk durch eine Erziehung vollenden wollten, die ihnen kaum zu versagen scheint. Hedwiga wird, zu Ihrer Gesellschafterin erzogen, grade den Platz, denke ich, einnehmen, der zu große Ansprüche abhält und doch jeden Vorzug geistiger Entwicklung zuläßt, sogar nöthig macht. Egon muß militairische Kenntnisse bekommen; der Krieg, der nicht auf sich wird warten lassen, giebt ihm Gelegenheit, sich einen Namen zu machen, wenn das Schicksal ihm wirklich diese erste Begründung des Lebens versagt haben sollte. Die ganze Zeit fordert mehr Zugeständnisse, als unsere vornehme Verwöhnung noch überall einräumen möchte,

denen wir aber doch zu unserer Befriedigung diesmal Geltung verschaffen dürfen."

Die Fürstin lächelte ihrem Verlobten freundlich entgegen — es war ihr jedes Wort aus dem Herzen genommen. „Ich würde die Widersprüche, in die ich bei der Befolgung eines andern Plans geriethe, auch kaum ertragen können," sagte die Fürstin — „und dann erst würde Hedwiga zu bedauern sein, denn sie würde durch meine Liebe halb mein Kind sein und dann, durch geringe Verhältnisse herabgedrückt, vielleicht an ihrem Karakter Schaden leiden. O wie oft habe ich diese vornehmen Spielpuppen beklagt, die aus niedrem Stande, oder durch sonstige Verhältnisse bloßgestellt, ein schönes Aeußere und Schutzlosigkeit in die Hände vornehmen Müßiggangs überführte, um entweder mit den Affen und Hündchen der Boudoirs um die Wette durch Thorheiten die Langeweile leerer Stunden zu vertreiben — oder als Probe irgend einer verworrenen Erziehungsmethode planlos durch den ganzen Jammer unzweckmäßiger Studien oder naturwidrigen Zwanges den verschrobenen Vorstellungen ihrer Erzieher zu dienen. Die traurigen Resultate, die daraus erwachsen und die diese grausamen Beschützer sich allein zu danken haben, überraschen sie dann. Sie glauben ein Recht zu haben zum Zürnen, und meinen, es stehe ihnen zu, ein also ent-

artetes Wesen in die Verhältnisse zurückstoßen zu dürfen, denen sie mühsam entfremdet wurden."

„Davor wollen wir denn unsere Schützlinge behüten," rief der Graf mit Rührung, den schönen Eifer Claudias fühlend. „Ihr Bild ist wahr und ich habe es oft erkannt, daß wir nur wohlthun, wenn wir das Individuum seinen Geburtsverhältnissen nicht entfremden. Das Genie, welches sich selbst die Bahn bricht und am Ende keinem Stande mehr angehört, macht natürlich die Ausnahme, zu der es selbst gehört, und es wird — was wir äußerlich Begabten da geben können — schon von selbst in der Form von uns fordern, die es brauchen kann. Aber bei unsern Schützlingen haben wir freie Hand, so lange das Geheimniß der Frau Mora nicht unser ist. Doch bliebe es immer wünschenswerth, wenn Sie, theure Claudia, mit Ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit der alten Frau das Herz öffneten, denn ich glaube nun einmal nicht, daß sie dem Stande der Frau Mora angehören."

„Was haben Sie dagegen, wenn sie dennoch von so niedriger Geburt wären," erwiderte lächelnd die Fürstin. „Soll ich Sie nicht endlich doch für stolzer gesonnen halten, als mich selbst, da Sie die holden Kinder durchaus nobilitiren wollen, und meine ältere Freund-

schaft mit ihnen doch nur mit den armen Kindern des untersten Standes geschlossen ward."

„Ach," sagte der Graf — „Sie wollen meine Freisinnigkeit persifliren und doch habe ich viel für mich anzuführen. Mir ist diese Voraussetzung höherer Geburtsansprüche nicht nothwendig, um diese merkwürdigen Kinder zu lieben und ihnen meine volle Theilnahme zu schenken; aber ich kann die Wahrheit nicht leugnen, daß mit der Armuth auch am häufigsten der tiefe Geistesdruck dieser Klasse eintritt und auf die Fortpflanzung den Stempel drückt, der mit seinen Aehnlichkeiten an den traurigen Rückschritt zur Thierwelt erinnert. Glauben Sie aber mit diesem Bekenntniß keinen Triumph über meinen liberaleren Sinn zu gewinnen; denn ist es auch wahr, daß die Armuth, die schlechte Nahrung, der Mangel geistiger Entwicklung den Stempel der Rohheit auf die Bildungen der Kinder überträgt: so straft die gerechte Natur doch in allen Ständen die geistige Rohheit, und wir sehen, wie auch in unsern Kreisen ganze Geschlechter in Verkrüpplung, widriger Bildung oder Geistesschwäche die Vernachlässigungen zur Schau tragen, die hier vielleicht eben so dem Uebermaaße äußerer Begünstigungen zuzurechnen wären, als dort der Beraubung derselben."

„Ja wol," sagte die Fürstin fast traurig — „Den-

ken Sie nur daran, was für Eindrücke wir oft durch die Geschichte einzelner Nationen in uns tragen. Berühmt ist der Adel mancher Länder durch seine Schönheit, die der Träger großartiger Gesinnungen, den unsterblich scheinenden Ruhm eines Landes zu verbürgen scheint. Aber wie erschrecken wir, wenn wir vergessen haben, daß wir die Geschichte, wie sie vor hundert Jahren sich begab, in unsere Einbildungskraft aufnahmen, und nun zur Selbstanschauung gelangt dem kläglichen Geschlechte begegnen, das bis zu den Formen des Körpers hinab, nicht einmal die Schattenbilder der Heroen vorstellen könnte, die einst die Paläste bewohnten, und die blühenden Fluren ruhmgekrönt beherrschten, die nun selbst da stehn, als führten sie bittere Klagen über die Bewohner, die sie dulden müssen."

„Ha!" rief der Graf lächelnd — „Claudia, Ihre traurige Wahrheit ist Selbstanschauung gewesen — Sie schildern Ihr Vaterland — Sie schildern Italien!"

„Ja!" sagte die Fürstin — „ich habe genug dabei gelitten. Wie klangen die erhabenen Namen in mein Ohr, welche die Träger großer Begebenheiten, mich mit tiefer Ehrfurcht vor dem Nachkommen erfüllten, in dessen Zügen ich noch den Ruhm zu lesen hoffte, der seinen Namen verherrlichte! Ach! wenn ich mit klopfendem Herzen durch die Räume wandelte, die einst

dem hohen Bedürfniß eines solchen Geistes genügend, zu seinen täglichen Erfordernissen gehörten — wenn ich den Geist mit Bewundrung anstaunte, der die Pracht durch die Kunst veredelte und sich als den Mittelpunkt ihrer Gaben fühlte, wie ward mir dann so ahnungsvoll und bang, wenn ich die marmornen Pforten, welche in ihrem Portikus die Götter der alten Welt beschirmten, mit rohen Bohlen verschlagen fand, und durch ein Seitenpförtchen in den Göttersitz eingelassen, die träge Luft des Staubes und des Moders in den weiten Räumen fand, die der Nachkomme nicht mehr zu seinem täglichen Bedürfniß zählte. Spinngewebe hingen um die hohen Wände und verhüllten die Bilder jener ewigen Meister — der Moder brach das Mosaik des Fußbodens — der Thyrsusstab des heitern Fauns lag am Boden, und die Hand der Venus, die frohlockend den Apfel hob, war bis zum Gelenk verschwunden. Ein roher Holzklotz trug den Musageten, dessen zusammengesunkenes Piedestal vergeblich seine Erhebung hoffte, während die verstaubten Töchter Nikomedes traurig darauf niedersahen. Hier sollte ich den Nachkommen des Geschlechtes finden, das diese Herrlichkeit erschuf! Ich zweifelte. Für einen Irrthum hielt ich unsere Einladung! — Er mußte weit weg sein, verbannt, unfähig, den heiligen Besitz zu schützen!

Dann weckte mich die Stimme des Vaters — er war schon daran gewöhnt. Ich hörte den großen Namen — umschauend wollte ich den Besitzer finden — er stand schon vor mir! Ja, wie Ihr sagtet, theurer Lacy! in Verkrüpplung, widriger Bildung strafte die gerechte Natur unter den Wundern des Geistes um so ergreifender die Rohheit der Seele, die dem Uebermaaße äußerer Begünstigungen blos den materiellen Antheil abzugewinnen verstand. Ein ferner Flügel des Palastes war mit dürftigem Modewerk ausgestattet — die kleine Seele war hier froh und fühlte sich behaglich. Sprach man von jenen Schätzen, da war es, als spreche man von den Gespenstern des Hauses, die Niemand recht kennen wollte, gern auf andere Dinge übergehend."

„Diesen Geheimnissen des Rückschrittes frägt man viel zu wenig nach," sagte der Graf — „Wir sehen einzelne Geschlechter, wir sehen ganze Länder, oder bald diesen bald jenen Stand in einer Nation ausarten; von großem Ansehn herabsinken bis zur tiefsten Erniedrigung, und die Geschichte des Adels zieht eben darum unsere Aufmerksamkeit so auf sich, da derselbe durch das erlangte Vorrecht berufen ist, an der Spitze des Volkes zu stehen."

„Ja," sagte die Fürstin — „wie ist es zu begreifen, daß die erste Entstehung solcher Verhältnisse, die Erhebung aus dem Dunkel, das Erringen von Macht,

Rang und Ansehn so häufig von einem höheren geistigen Aufschwung, von einem edleren Bedürfniß uns Zeugniß ablegt, als wir dann später erhalten sehen, wo die Geburt das Individuum schon begünstigt auf den Höhepunkt stellte, der die vollkommenste Aufrechthaltung des Geistes und Gemüthes erwarten ließe. Sollten wir es nicht natürlicher finden, daß unter einer solchen gesicherten Einwirkung das Individuum — getrennt von jedem gemeinen Einfluß — zu einer höheren und reineren Entwicklung gelangen müßte? Doch ist es so oft der Fall, daß wir dort die größten Täuschungen erfahren!"

„Es ist auch nicht so unerklärlich, liebe Claudia!" sagte der Graf — „Wer seine Existenz sich erschafft, der hat in Wahrheit den Beruf und die Befähigung dazu von der Natur bekommen, und er ergreift den Besitz noch mit der geprüften Kraft, mit dem entwickelten Geiste, der ihn eben zum Besitz befähigte. Solche Eigenschaften lassen sich, troß der hochmüthigen Voraussetzung unseres Standes dennoch nicht vererben. Abgesehn davon, daß die Natur hier oft mit einem geheimnißvollen Eigensinn verfährt, würde es doch bei gründlicherer Prüfung oft mehr eine unbestechliche Gerechtigkeit derselben zeigen, wenn sie die Frucht nicht schöner reifen läßt, als der morsch gewordene Stamm die Kraft dazu besitzt. Der errungene Besitz ist immer ein Still-

stand und dieser die größte Verführung für die Schwächen der menschlichen Natur. Was von dem Besitz großer Mittel ausgehend, zuerst eine fröhliche und oft mit so viel Geist verbundene üppige Benützung des Lebens ist, wird, durch mehrere Generationen hindurch verfolgt, dennoch leise abwärts führen. Freigebigkeit wird Verschwendung, der hohe, Glanz liebende Kunstsinn wird in elende Prunksucht oder in die Ueppigkeit ausarten, die mehr leibliche als geistige Genüsse befriediget. Die Zeit wird als das lästigste Material des Lebens mit allen Mitteln der Ueppigkeit um ihren Antheil betrogen. Physische und moralische Entartung, von den Vorrechten noch bedeckt, welche die Tugenden der Vorfahren erringen halfen, wird in dieser Ungestörtheit fortwuchern, und nach und nach werden uns die Individuen überraschen, die aus dieser nach Außen noch gesicherten Verderbtheit ins Leben treten und den Namen, den sie tragen, um alle daran geknüpften ehrenden Erinnerungen zu betrügen scheinen.

„Ach, welch trauriges Bild!“ rief Claudia bewegt. „Es müßte ja Zweifel erregen an dem schönen Stolze, sich einer alten Familie zugehörend zu wissen!“

„Wir werden wenigstens erkennen lernen, theure Claudia, daß wenn wir Ursach zu diesem Stolze haben, wir es Denen danken, welche mit strenger Weisheit er=

kannten, daß es eben so viel Kraft, Thätigkeit und Mäßigung in den dargebotenen Genüssen bedarf, das Errungene zu erhalten, als seine Entstehung zu begründen; daß Vorzüge der Geburt immer auf's Neue von jedem einzelnen Individuum durch Verdienste bestätigt werden müssen, wenn sie nicht eine Usurpation des Vorrechts werden sollen, welches dann ihr stärkster Ankläger werden wird, und den Spott wie die Verachtung rücksichtslos auf sich lenken muß. Aber wenn wir einzelne Familien so betrachten und uns damit ihre endlichen uns befremdenden Schicksale erklären, so gilt dasselbe von den Schicksalen ganzer Stände, ganzer Nationen! Sie behaupten sich, von innerer Verderbniß untergraben, in ihren Rechten nur scheinbar nach Außen, bis die heilsamen Welterschütterungen, die wie rächende Engel ihren Umzug halten und endlich an jedem morsch gewordenen Gebäude rütteln, es zusammenstürzen machen, und wenigstens die große Wahrheit dem versinkenden Moder entsteigen lassen, daß es keinen ewigen Besitz giebt. Nur der immer wiederkehrende Frühling des menschlichen Geistes, der auch auf dem Aschenhaufen, den die zerstörende Lava über die verlorene Pracht streut, sich auf's Neue ansiedelt, übt die Kraft aus, den Besitzstand des Menschen im Allgemeinen auf dieser Erde zu verewigen."

„Ei! ei!“ sagte Georg Prey — „wo habt Ihr die Erfahrung des Greises hergenommen? Das sind schwere hochwichtige Betrachtungen, von denen es sich fragt, ob es gut ist, sie so scharf zu beleuchten und den daraus gefolgerten Schlüssen eine Anwendung zu geben, die vielleicht dem höchsten Willen entgegen ist.“

„Was uns der Wahrheit nahe bringt,“ entgegnete Lacy, „was zur Erkenntniß unserer gebrechlichen menschlichen Natur führt, kann nie mit dem höchsten Willen in Widerspruch stehn, denn alle Vorschriften für unser Heil laufen in der großen Ermahnung aus: Erkenne Dich selbst! So lange wir uns scheuen werden, den Uebeln bis an ihre Wurzel nachzuspüren, so lange unser hochmüthiger Korporationsgeist nur dahin wirken wird, die Rohheiten unseres Gleichen zu bemänteln, sie zu läugnen, sie anderer Natur finden zu wollen, sie eher zu dem geziemenden heitern Uebermuth zu zählen, den wir uns gern zugestehn, als sie zu den Gemeinheiten zu rechnen, die wir nur für eine andere Klasse der Gesellschaft möglich halten wollen — so lange wird das Gift, an dem die höheren Lebensrichtungen ersterben, nicht in den ersten Erscheinungen erstickt werden! Es wird sich allmälig Denen leise mittheilen, die zuerst nichts wollen, als den Stand gegen eine entehrende Beschuldigung schützen, indem sie aber das ent-

ehrte Individuum in seinen Rechten zu erhalten suchen, den ersten Schritt von der moralischen Höhe abwärts thun, der sie bald selbst in Zweideutigkeiten verwickelt, die sie nicht mehr vor einem reinen Bewußtsein verantworten können. Nur durch verdoppelten Hochmuth suchen sie sich dann an Denen zu rächen, deren strafendes Urtheil sie von sich damit abzuhalten streben, während sie bald in ihren verderbten Genossen die Unterstützung und Gemeinschaft finden, die sie über die gesunkene Stellung täuscht."

„Wo aber, bester Lacy, ist hier bei uns Veranlassung, so schwermüthige Erfahrungen zu machen? Sie erschrecken mich mit dem traurigen Bilde, wie mit der Stimmung, in die Sie diese Betrachtungen versetzen. Gestehen Sie es ein, nicht hier, sondern in Ihrem Frankreich machten Sie diese Bemerkungen!"

„Ach, theure Claudia! wir wollen uns nicht zu sehr auf Kosten unserer Nachbarn erheben. Vielleicht ist der ganze Unterschied zwischen uns, daß dort dieser Sinn eine völlig anerkannte Berechtigung des Adels ist, welcher sich vor dem Gericht der öffentlichen Meinung nicht mehr zu fürchten hat, weil ein großes allgemeines Verderben die Mehrzahl erfaßt und namentlich den Hofadel zu einer Verbrüderung geführt hat, die ihnen untereinander jede Entschuldigung sichert, wenn derselben noch

nachgefragt würde. Wohin wir gelangen könnten, regierte uns ein Ludwig der Funfzehnte statt Maria Theresia, das wollen wir nicht allzu genau aus den Symptomen, die uns vorliegen, zu prophezeihen wagen; denn die Versuche werden sich immer wiederholen, mit dem alten Faustrecht gelegentlich einen Platz zu behaupten, den — durch ausgezeichnetere Gesittung sich zuerkannt zu sehen — die Gaben oft fehlen. Schnell würde der Korporationsgeist die Mauer ziehen, durchbräche das höhere Bedürfniß der Herrscherin zu ihrem maaßlosen Schrecken nicht immer auf's Neue diese Befestigungsversuche und reichte ihr scharfes Auge nicht weiter, als die Wappenschilder decken. Dieser Blick, dessen unbestechliche Klarheit Sie kennen, läßt die Masse sich bändigen und zwingt die, welche den hochmüthigen Trotz haben, selbst mit ihrer Herrscherin den Kampf um ihre Vorrechte einzugehn, diese vor ihr, ja vor sich selber durch Ansprüche zu vertreten, die ihre höhere Natur beweisen sollen. Sie würden es nicht wagen einzugestehn, es sei dasselbe alte Gelüst nach Willkür und Unverantwortlichkeit, das ihnen noch immer die eigentlichste Auslegung ihrer Wappen und Pergamente scheint."

„Ketzer!" sagte die Prinzessin, die mit den Kindern spielend die Terrasse verlassen hatte und gegen das Ende

von Lacy's lebhafter Mittheilung zurückgekehrt war. „Wem wagt Ihr denn hier Eure sauren Aepfel anzubieten? Gehört Ihr nicht selbst zu den allerliebsten Leuten, denen Ihr sie in den Mund stopfen wollt? Ist denn Eure Maria Theresia nicht eine alte Edelfrau? Und ist nicht der größte Theil ihres Adels so alten Ursprungs als sie selbst? Wer soll denn dem Andern die Strafe für Vergehungen aufzählen, die er doch bei Gelegenheit Lust bekömmt, selbst zu begehen? Laßt einmal die Frau Kaiserin den Versuch machen, diese allerliebsten Leute etwas mehr zu geniren, als ihnen bequem ist — ich glaube, sie würden sie auf Pistolen fordern und sich ächteren Adels halten, als die, welche ihres Landes Krone trägt!"

„Ja," rief Lacy lachend — „da habt Ihr Recht! Der ächte Aristokrat ist immer ein schlechter Unterthan, wenn das Interesse des Landes und seines Herrschers von dem seines Standes abweicht. An nichts Anderem erkenne ich mehr das Prädikat der Herrscher — von Gottes Gnaden — als daß sie sich, wie eben jetzt wieder unsere Kaiserin, über den ganzen Troß erheben können und die einsame Bahn siegreich ziehen, die über Aller Köpfe wegläuft."

„Ja! ja!" lachte die Prinzessin, „sie kommen ihr nur doch mit den Köpfen nach und strecken sie ihr oft in



den Weg. Mein lieber Vetter Ludwig in Frankreich ist blos so liederlich geworden aus Angst, sein eleganter Adel würde ihn nicht für reines Blut halten, wenn er es ihnen nicht gleich thäte, oder gar sie überträfe! Und Eure Kaiserin? Holt' ich hab' sie weg — und habe in der Stille meine Schadenfreude dran, daß sie mit all ihrer kecken hohen Weise doch oft in ihrem Atalanten-Laufe erröthend inne hält, und laurend rechts und links schaut, ob ihr steif zusehender Adel auch nicht saure Gesichter macht. Sie kann seinen Beifall doch nicht entbehren, obwol sie ihn innerlich verachtet; denn er ist nun einmal das Publikum, was ihr ebenbürtig näher steht, und wenn sie kleine Rückschritte thut oder zuläßt, da ist es immer die alte Knappmannschaft, die sie damit schonen will, oder eine alte Tonsur oder Kapuze, die immer mit jenen einen Strang ziehen."

„Nun seid Ihr doch wieder mit gutem Winde bei uns angelangt," sagte Georg Prey lächelnd, denn er war gewohnt, stets von ihr auf seinem Felde beunruhigt zu werden, und doch konnte er ihr eben so wenig wie Andern deshalb eigentlich gram sein.

„Wer könnte Euch auch vergessen," entgegnete ihm sogleich die Prinzessin — „wenn von den Gebrechen des Adels die Rede ist? Das ist ein fein verzweigtes Ding, mein George Prey! und Ihr in Eurem geistlichen

Schaafspelz seht blos so lammsmüthig zu, weil Ihr wol wißt, keinen bessern Schutz giebts für Mitra und Kapuze, als das absolutistische Streben Eurer adlichen Confratres. Ihr wollt dasselbe: Das Volk am Gängelbande leiten, den Geist beschneiden, daß er zu Euren Vorrechten demüthig verstummt. Beide habt Ihr alten verjährten Moder zu beschützen! Da findet Ihr Euch überall auf Euren Wegen und das Wort, was das Eine schützt, hilft das Andere erhalten. Ihr seid schlau, Ihr seid es Euch bewußt, daß es so ist, wenn man Jene oft zum Lachen getäuscht sieht, indem sie Euch nichts nachzugeben hoffen und doch dasselbe Prinzip vertheidigen, unter dem Ihr gedeiht. Ihr seid eben so schlechte Unterthanen, als die Aristokraten. Euer Landesherr sitzt nicht hier — er droht Euch jenseit der Berge mit dem Krummstabe und Jene bezweifeln das reine Blut ihres Landesherrn, wenn er es wagt, gegen ihre alten Vorrechte zu verstoßen, ja! Widerspruch und Hindernisse aller Art wird er finden, wenn er es unternimmt, Reformen zu beschließen, die eine allgemeine Begünstigung beabsichtigen."

„Wem macht die liebe Prinzessin diese Vorwürfe — und nach welcher eben erlebten Epoche?" sagte Georg Prey, dem sie ihre Worte zuwandte. „Stand nicht der ganze Adel in Waffen und brachte Gut und Blut seiner Kaiserin dar, als ihre Rechte angegriffen wurden? Hat

er sie verlassen, oder Hindernisse erregt, als sie von seiner muthigen Hülfe die Mitwirkung begehrte?"

„Erstlich," fuhr die unerbittliche Prinzessin fort — „war das eine Lebensfrage für Alles, was östreichisch hieß — zweitens wird es einem deutschen Edelmanne nie an Muth fehlen — drittens war eine solche Epoche recht eigentlich ihr Element! Denn diese materielle Treue gegen ihren Herrscher, das ist das, womit sie zugleich ihre alten Vorrechte vertheidigen, und von solcher Zeit erwarten sie gerade hinterher ein neues Anrecht, oder vollkommene Bestätigung des Alten."

Sie hatte sich bei diesem letzten Satze dem alten Herrn so vor die Augen gesetzt, daß dieser, von ihrer Schönheit verlegen gemacht, zur Seite blickte und einiges entgegen murmelte, was schwer zu verstehen war.

„Was murmelt Ihr da?" rief sie, ihn weiter quälend. „Nun Euch die Gründe ausgehn, wollt Ihr heimlich Recht haben!"

„Nur das Eine bemerke ich," rief Lacy — „warum ich denn so eben Ketzer genannt ward, der seine Genossen mit sauren Aepfeln stopfen will, da meine holde Gegnerin, wie mir scheint, mit mir völlig einer Meinung ist, und noch Einiges hinzufügt, wozu mir nicht Zeit blieb!"

„Ach," sagte die Prinzessin — „mir ist nur mei-

nes Herzens Meinung entwischt, und findet Ihr mich unter den Andern, da bin ich gerade wie sie, und habe noch mehr Uebermuth, noch mehr Hochmuth, denn ich schäme mich nicht vor meinem bösen Willen, wie Jene, die sich leiblich zurück halten, aber heimlich dasselbe betreiben. Ihr aber, Vetter Lacy, könntet die Tollheit begehn, wirklich so handeln zu wollen, wie Ihr denkt, und dann allerdings wärt Ihr ein Abtrünniger, ein Ketzer, den unsere gerechten Vorwürfe treffen müßten, denn wir müssen Alle zusammen halten. Alles, wie es ist, schlecht und gut — eine Masse — dann schlägt das Scepter selbst vergeblich dagegen und wir werden noch lange ein gesegnetes Bollwerk gegen jeden allzu raschen Fortschritt bleiben. Doch lassen wir das Geschwätz! Wir sind Alle Mohren, die Keiner weiß waschen wird, selbst wenn die sogenannten Weltbegebenheiten zuweilen mit einer Striegel über uns weg gehn. Ich will nicht mehr davon sprechen; denn es ist mir lästig — aber das sage ich Dir, Claudia, Dein Hofstaat ist artig vermehrt durch diese zauberhaften Kreaturen Egon und Hedwiga, und ich brenne vor Begierde, sie erst abgerichtet zu sehn, wie sie Deine Schleppe tragen, Deine Hunde tanzen lassen, Deine Diener necken und Ihren Lehrern ein Bein stellen."

Claudia lachte. „Du hältst mir einen artigen Spie-

gel vor, um die Mißgeburten zu erblicken, in die sie durch meine weise Erziehung verwandelt werden könnten. Ich glaube, Du willst zu Gunsten Deiner Lieblinge mich erst erziehn. Mein Vater machte es ähnlich mit meinem früh verstorbenen Bruder; ward er heftig und ungeduldig, rieth er ihm, augenblicklich in die höchste Wuth zu gerathen, zu schlagen, zu schimpfen, sich zur Erde zu werfen. Das alterirte den Knaben. Erstaunt hörte er zu. Er sah plötzlich, wohin er hätte kommen können, und weil er das natürlich nicht gewollt hatte, bekam er gegen den Fehler, der ihm so grell vorgemalt ward, Abscheu! Ich sah ihn nach solchem Korrektionsmittel sich meinem Vater in die Arme stürzen und ihn weinend liebkosen und seinen Fehler abschwören."

„Ich habe gegen eine zärtliche Umarmung Deinerseits gar nichts, meine liebe Claudia," erwiderte die Prinzessin — „sehe aber nicht ein, was Du anderes mit Deinem Spielzeug anfangen willst. Diese Erscheinung ist mir auch so wenig neu, daß ich Dich versichern kann, es werden jährlich einige hundert Kinder in Frankreich zu diesen Zwecken verbraucht."

„Verbraucht!" rief Claudia schaudernd — „Du bist eine fürchterliche Moralistin mit Deiner Ironie."

„Verbraucht sage ich deshalb, weil ich nicht eigent-

lich glaube, daß aus so Etwas Menschen werden. Ich denke, sie kommen um; ich weiß nicht, ob an Mandeln, an Rosinen — oder Fußtritten. Ich fragte eine Herzogin: wo der allerliebste Page sei, der ihre Füße wärmte und ihre Apfelsinen schälte? Sie klingelte ihrer Kammerfrau, denn sie konnte sich nicht darauf besinnen, wo er hingekommen. Diese kramte, wie nach alten Bändern und Spitzen, in ihrem Kopfe herum; dann ging sie zum Haushofmeister und fragte nach dem schönen Kinde, dessen Locken die Herzogin vor noch nicht vier Wochen geringelt und ihn joli mignon und mon petit coeur genannt hatte. — Der arme Knabe war erkrankt — man hatte ihn nach dem Waisenhause gebracht, dort war er gestorben. „Ach pfui!" rief die Herzogin ihrer Kammerfrau zu — „wie kannst Du mir so Widriges erzählen!"

„O Therese!" rief Claudia — „wie hast Du es mit Deinem weichen Herzen unter diesen übertünchten Barbaren ausgehalten?"

„Sehr gut!" sagte die Prinzessin — „das war für mich das allerbequemste Mittel, eine gute Meinung von mir zu bekommen. Ich kam mir einige Male vortrefflich vor. Es ist erstaunlich leicht, mit geringer Tugend auf solchem Boden zu leben; ich war ihnen Allen sehr verbunden — sie schienen sich um Meinetwillen zu bemühn!"

„O Lacy!“ sagte Claudia — „wüßten Sie so gut als ich, wie ganz anders sie ist, als ihre losen Worte! Warum hat man Deinem schönen Munde nicht die heil'ge Scheu vor unheiligen Worten eingeflößt, die nur aus Deinem frevelnden Kopfe, nicht aus Deinem lauteren Herzen kommen?“

Die Prinzessin lachte hell auf und ihr schlauer Blick sah, daß Lacy's Auge mit Interesse und Vergnügen an ihr hing. „Wenn ich Dich täuschte, bin ich ganz zufrieden,“ rief sie — „denn freilich ist diese Deine Meinung die einzige Entrée, die mir den Palast Morani öffnet. Doch nimm Dich in Acht! ich warne Dich — und verlaß Dich drauf — ich tauge nichts!“

Dann zog sie Egon zu sich und blickte ihn lange und tiefsinnig an. „Liebliches Geheimniß!“ fuhr sie weicher wie gewöhnlich fort — „wer bist Du? Wer gab Dir diese feste Stirn, die so trotzig die Locken von ihrer niedern Wölbung in die Höhe treibt? Und diese tiefen blauen Augen — wo haben sie mich schon einmal angeblickt?“

„Ich habe Dich noch nicht gesehn!“ entgegnete Egon, der an dem fremden Orte all seinen Trotz in kindliche Bangigkeit umgesetzt hatte — „aber ich möchte gern wissen, ob alle Prinzessinnen so — so aussehn — wie Du?“

Alle lachten. Jeder fühlte, der Knabe hatte blos nicht das Wort für seine Huldigungen. Die Prinzessin ließ es sich gefallen; sie hatte ein Gefühl für den Knaben, das sie selbst überraschte. „Dagegen," sagte sie — „ängstigt mich Hedwiga's Schönheit! Ich glaube, ich bin eifersüchtig auf so viel Aussicht zu Eroberungen — ich möchte Ihr was anhaben — es ist mir, als würde sie sich an mir vergehen — ja als hätte sie sich schon an mir vergangen! „Komm" — rief sie der neben Georg Prey Stehenden zu — „komm, sieh, ich habe Rosen für Dich gepflückt, ich will Dich noch schöner machen; Du sollst mich überwältigen, damit ich den Entschluß fasse, Dich zu lieben!"

Mit ihrem eigenthümlichen Geschick ordnete sie die Rosen um das rothe Käppchen des holden Kindes und steckte ihr dann eine in das graue Mieder, band ihre Florschürze ab und hing sie dem Kinde über den Kopf, daß dieses wie aus einer Wolke schaute. Es war ein reizender Anblick — und das Kind lächelte freudig zu ihrer schönen Kammerfrau empor. Wer hätte nicht denken müssen, der Entschluß, sie zu lieben, könne nicht schwer werden! Doch die Prinzessin blickte ernst, ja fast streng auf sie nieder; dann drückte sie plötzlich ihre Hände vor die Augen und rief: „Geh! geh! noch hast Du's nicht fertig — Du bist mir ein Hinderniß, eine Last!"

Hedwiga verstand nur, daß sie gehen sollte und so lief sie zur Fürstin, die sie an sich zog und sie liebkoste.

„Also so schwer ist Ihre Liebe zu gewinnen — so unberechenbar — so unabhängig von natürlichem Anspruch?“ hob Lacy an, der ihr wenigstens den Tribut zahlen mußte, durch ihr launenhaftes Treiben beschäftigt zu werden.

„Ja!“ sagte Claudia und entließ Hedwiga aus ihren Armen — „so hat sie es Zeitlebens mit der Liebe getrieben. Ich will sie anklagen, damit Sie mir helfen, sie zu bekehren! Alle Herzen hat sie gerührt — aber von keinem ist sie wieder gerührt worden, und hat so Verzweiflung gesät, statt Glück und Freude.“

Die Prinzessin warf ihr einen düster glühenden Blick zu. Die herausfordernde Sicherheit der arglosen Muhme reizte ihr böses Blut. „Ha!“ rief sie innerlich — „nicht einmal Furcht hat sie, ihn zu meiner Bekehrung aufzufordern, und spricht von den Wirkungen meiner Reize, wie von denen einer längst begrabenen Großmutter!“ Es trat eine Bitterkeit in ihr Herz, daß sie hätte weinen können. Sie wollte nicht allein schaden, sie wollte sich erzürnen — ob über sich, über ihr Geschick — sie wußte es nicht. Aber fast gegen ihren Willen floß ihr Mund im tragischen Tone über: „Klage mich nur an, daß mein ganzes Leben ein fort-

gesetzter Irrthum ist, der — müssen Andere auch darunter leiden — doch Keinem tiefere Wunden schlägt, als mir selbst. Wenn Du die Beschützerin der Herzen sein willst, die sich mir unerwidert ergaben — hast Du da nie gedacht, wer dies Herz beschützte, wenn es dem Irrthum, diesem Fluche meines Lebens, eben so unterlag wie Jene? Die Thoren haben mich geliebt und Gegenliebe gefordert, und ich sah ihnen arglos belustigt zu, oder ich machte aus Angst vor ihrer Liebe mechanisch ein wenig ihre Kapriolen nach. Es war ein dummes Mitleiden, vielleicht ein wenig Schaam in ihrer Seele. Ausgeglichener schien mir ihr thörichtes Wesen, wenn ich es zu theilen strebte. Aber wer hielte die Lüge aus, wenn sie nur dem Andern Vortheil bringt? Wenn der Ueberdruß kam und ich die Schellenkappe abstreifte und sie mit bitterem Hohne jagte — dann hieß es — wie ich die zu fesseln suche, die ich doch nicht liebe. Und wo gab es ein wilderes Ungeheuer in der Natur als mich? Sieh', Claudia! mit wenigen Worten sei's gesagt: Wo ich liebte, ward ich nicht wieder geliebt — wo ich geliebt ward, liebte ich nicht wieder! — Willst Du nicht um mich weinen, fromme Seele?"

Wer könnte beschreiben, mit welchem erschütternden Ausdruck von Wahrheit sie diese Worte sprach — und

welche Empfindungen gerade diese Klage neben dem Anblick ihrer Schönheit, neben dem Eindruck ihres Geistes erregte! Sie hatte sich seitwärts über die Lehne ihres Stuhls gebogen; ihre Augen waren von der tiefen Bewegung so glühend blau; sie konnte vielleicht nicht schöner sein.

Claudia blickte unbeschreiblich gerührt zu ihr hin. Sie reichte ihr die Hand, sie sah sie zärtlich an. „O, Therese," sagte sie dann sanft — „wie schwer machst Du es uns, gerade so, wie wir Dich vor uns sehen, an Deine Behauptung zu glauben. Wer hätte Dich nicht lieben müssen, wem Du vollends das Glück Deiner Erwiderung schenktest!"

„Und doch ist es so!" sagte die Prinzessin in ihrer wunderlich tragischen Offenherzigkeit gedankenlos weiter redend. — „Erfaßte mich der Gegenstand, zwang er meinem Gefühl diese Hingebung ab, dann liebte ich auch mit allen Kräften meiner Natur. Dann war diese Liebe das lückenloseste Zellengewebe des Gefühls — dann hätte aus meiner Liebe das Gefühl selbst deducirt werden können und dann belebte ich mit dieser vollständig entwickelten Gewalt eine Zeitlang den Gegenstand zu meiner eignen Täuschung, bis mir plötzlich, von dem alten Fluche, der mich verfolgte, der Blitzstrahl der Erkenntniß kam und die Gewißheit, nicht ge-

liebt zu sein. Ach!" rief sie — „eine Frau muß zu ihrem eigenen Vergnügen — um der Liebe willen muß sie lieben lernen — sonst muß sie verzweifeln!"

Sie stand bei diesen Worten auf, um zur Kaiserin zurück zu fahren, winkte Allen mit der Hand, ihr nicht zu folgen, und schwebte mit einem so erhabenen Anstand an ihnen vorüber, daß ihr Alle stumm und mit den Augen an sie gefesselt nachsahen, bis sie in dem Hintergrunde des Saales verschwand.

Als der Wagenschlag zugedrückt war, riß sie die Blenden vor den Fenstern nieder und verhüllte dann mit beiden Händen ihr Gesicht, indem sie in ein heftiges bitteres Weinen ausbrach. „Ach! ach!" rief sie dazwischen, „wie elend bin ich — wie elend! Schön bin ich — begabt bin ich, wie es Wenige sind — vornehm bin ich — und dennoch wie elend! wie elend! Ach, dieser verwegene Feind in mir, der es wagt, mir mein eigenes Bild so klar vor Augen zu stellen! Wie ich mich hasse, daß ich zu der elenden Intrigue bereit bin, ihn ihr zu rauben — und wie ich doch ihn — sie — mich hasse, daß es erst nöthig ist, ihn mir zu erringen, daß er nicht schon mein ist! O, warum giebt es keinen Mann, der den Trieb fühlt, der uns arme Weiber zu Heiligen macht gegen sie — der uns zu den Verderbten hintreibt, daß wir sie heilen von ihren Sünden

und dem Leben wieder versöhnen. Warum will Keiner dem verlockten Weibe die Hand reichen und es heilen und retten? Warum will selbst der größte Sünder die Fleckenloseste — warum der Edelste nie der Retter sein? — Ich habe demnach Recht, sie zu hassen, sie zu strafen, zu verlocken; denn Keiner wagt über die eherne Mauer des Egoismus einen Schritt hinaus! Nun wohl, so will ich leben, um ihnen das Widerspiel zu halten, und das tiefe Elend, was ich mir damit bereite, sei die Kraft, die mich treibt!"

Der Wagen hielt. Sie eilte zu den Gemächern der Kaiserin. „Ohne Schürze? en demi habillée?" sagte die Gräfin von Fuchs, mit einem tiefen Knix zwischen die Prinzessin und die Kaiserin tretend.

„Gnade! Gnade!" rief die Prinzessin, die Hände über die alte Gräfin hinweg nach der Kaiserin ausstrekkend — „ich habe den Käse-Engel Eurer Majestät hinein gesteckt!"

„Sie ist doch die interessanteste Person am ganzen Hofe!" sagte Franz der Erste. „Es fällt immer etwas mit ihr vor. Wenn sie erscheint, denke ich oft: nun, was wird's heute sein?"

Wie sehr waren augenblicklich alle Männer des Kaisers Meinung, während die Damen überlegten, wie sie es machen könnten, daß auch mit ihnen etwas vorfalle.

Die Kaiserin ließ sich unterdessen von der Prinzessin den Abend bei den Brautleuten erzählen, und hatte keinen Zorn über die verlorne Schürze, denn die Prinzessin würzte ihre Mittheilung mit einer solchen Fülle anmuthiger Scherze, daß die hohe Frau ihr mehr wie ein Mal den Tribut eines Lächelns zahlen mußte. Am andern Morgen aber erhielt die Prinzessin eine neue kostbare Schürze von der Kaiserin, und in der Tasche steckte ein Röllchen Gold, worauf die Worte standen: „Für meinen Käse-Engel zu Wämmschen und Rock."

„Das dachte ich," rief die Prinzessin lachend — „O diese kluge Kaiserin! gleich sieht sie ein, daß, wenn ich meine Florschürze opfere, um die groben Kleider der Kleinen zu verhüllen, es ihr zusteht, etwas weiter zu gehen. Wie soll es auch die arme Claudia machen? Ich stehe dafür, sie nimmt noch nichts von Lacy an, und hat am Ende Schulden gemacht zu ihrer jetzigen Ausstattung; denn was sie mir da fabelt von Summen, die der Herr Fürst Papa noch verdient haben soll und die jetzt vom Himmel gefallen — das glaube, wer kann!"

Mit welcher Rührung überlegten unterdessen die edlen Freunde im Palast Morani den Zustand der Prinzessin Therese, der sie Alle auf verschiedene Weise angezogen und bewegt hatte.

„Ach," rief Claudia — „und dies Wesen — ganz



Gefühl — ganz Seele! das wird in der Welt herzlos — coquett — boshaft genannt, und ist jeder Verleumdung Preis gegeben!"

„Theure Beichttochter," sagte Georg Prey — „es hat Vieles neben einander im Menschen Platz! Vielleicht haben Jene, welche die liebe Prinzessin also züchtigen, eben so wenig ganz unrecht, als wir, die wir derselben im Grunde ihres Innern ein zum Guten befähigtes Herz und eine große Gabe des Geistes zutrauen. An beiden Aussprüchen schuldet die schöne Dame ihr Theil, und weder wir, noch Jene werden von ihr berechtigt, den Sieg davon zu tragen."

„Aber die," fuhr Lacy fort, als der gute Pater schwieg — „die dies ungemein befähigte Wesen sich selbst überließen und auf den gefährlichsten Standpunkt der Erde versetzten, die werden es zu verantworten haben, daß dieser Streit zwischen Recht und Unrecht jetzt schon in so bösen Gewohnheiten wurzelt, daß der Sieg für das Gute eine zweifelhafte Hoffnung bleibt."

„O nein! o nein!" rief Claudia. „O sein Sie nicht zu hart! Sie ist der schönsten Entwicklung fähig, sie ist vielmehr reif dazu! Diese Gewohnheiten sind nur kleine äußere Uebelstände und hemmen, ihr selbst zum Ueberdruß, ihre freie Entwicklung. Ach, wollte Gott, daß ihr ein edles männliches Herz erweckt würde,

das ihr schönes reiches Wesen erkennen und lieben lernte, und um den viel größeren Besitz dieses Schatzes es getrost mit den kleinen Mängeln aufzunehmen beschlösse, die dann sich als solche in Wahrheit zeigen und von ihr abfallen würden, wie ein entstellendes Gewand von einem schönen Körper. O Lacy! es bleibt ein Vorwurf, den ich nicht unterdrücken kann — daß sie Niemand so liebte!"

Sie sah ihren Verlobten bei dieser edlen Entgegnung mit so wunderbar bewegten Blicken an, daß er lächelnd ihre Hand faßte und ausrief: „Macht mir meine Claudia denn daraus einen Vorwurf, daß ich sie nicht geliebt habe?"

„O Lacy," sagte die Fürstin noch in derselben Stimmung — „ich habe es möglich gehalten, daß Sie sie liebten, und habe sie Ihnen gegönnt! Was kann ich Höheres für meine Ueberzeugung von ihr sagen? Ihr hattet Euch in Frankreich kennen gelernt — durch sie — durch ihre Briefe erfuhr ich zuerst von Ihnen. Daß sie von Ihnen in einem andern Tone sprach, als von der Masse, die sie umgab, das ließ mich hoffen, sie werde in Ihnen ihren Meister finden. Ich sah Sie dann selbst — und obwol durch Sie mein ganzes inneres Wesen verwandelt ward, so gestattete ich doch den Wünschen meines Herzens keinen Raum für's Leben

— und als Ihr Euch endlich hier bei mir wiedersahet, da knüpfte ich, mit der reinsten Resignation für mich, die Hoffnung für Euer Beider Glück an dieses Wiedersehn."

„Nun diese Probe hätte ich also, ahnungslos daß ich ihr unterworfen war, bestanden?" rief Lacy lachend.

„Das kann ich kaum sagen," entgegnete die Fürstin, ebenfalls lächelnd — „denn Sie wissen am Besten, wie bald der gesellige Verkehr dieses Hauses durch die wachsende Krankheit meines Vaters unterbrochen werden mußte und so ward Ihnen die holde Versucherin auch entzogen. — Sie hatten nun Zeit, fern von jeder Vergleichung mit Schöneren und Besseren, die arme bleiche Claudia zu bemerken, die fest beschlossen hatte, so wenig wie möglich Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln."

„Ach, Claudia," sagte der Graf — „ohne daß Sie es wollen, geben Sie da unserm Glück die schönste Bestätigung. Der Himmel selbst schirmte uns und ließ mich einer Verführung aus dem Wege gehn, die mir vielleicht eine glänzendere, aber immer sehr zweifelhafte Zukunft gegeben; denn ich bin offen genug, zu gestehen, daß ein Mann mit freiem Herzen und der Gelegenheit, die Prinzessin öfter zu sehn, in große Gefahr kommen kann. Außerdem ist grade etwas von dem Sinn in mir, den Sie für nöthig halten; ich

könnte mit Interesse und Liebe, ein so edel organisirtes Wesen von ihren Irrungen zurück zu führen, für einen schönen Lebensberuf ansehn."

„Ach," sagte Claudia — „wenn Ihr liebenswürdiger Eigensinn Sie nun daran vorüber geführt hat und Sie kein Gefühl der Art mehr zu verschenken haben, warum können wir Beide durch die gleich schöne Kraft der Freundschaft nicht noch für die theure Verirrte wirken? Im Ganzen haben Männer auf meine Cousine größeren Einfluß als Frauen. Bemühen Sie sich um die Freundschaft des verirrten Wesens, theurer Lacy, und dann wollen wir ihr vereint zu Hülfe kommen. Vielleicht gelingt uns noch Manches."

„Sie sind noch immer unschuldig und unerfahren wie ein Kind, liebe Fürstin," sagte Georg Prey — „und nehmen nach diesem Sinn auch Ihre Maaßregeln. Es ist dem Geistlichen, der das Ohr der Beichte leihen muß, nicht gestattet, sich den Sinn also zu erhalten; denn während er die Sünder anhören muß, um ihnen den Trost und die Heilungen der Kirche angedeihen zu lassen, wird er leider davon unterrichtet, in welchen Verzweigungen und Versuchungen das Böse über die Erde schleicht, und in tiefer Demuth befestigt sich da die Ueberzeugung von der großen Schwäche der menschlichen Natur. Schön ist es, mit der Versuchung käm-

pfen, wenn sie ohne unser Zuthun uns erreicht. Aber," setzte er lächelnd und fast beschämt hinzu, „ich rathe immer, ihr aus dem Wege zu gehn, oder doch zu fragen, ob unsere Verhältnisse ein gefährliches Wagniß gestatten. Zu diesen Fällen würde ich rechnen, wenn ein verheiratheter oder verlobter Mann sich berufen fühlen sollte, eine schöne Sünderin durch die an sie verwendete Freundschaft von ihren Verirrungen zurück zu führen; besonders wenn besagter Gegenstand gerade im Fache der Liebe von auffallenden Erfolgen war und von nicht strenger Gewissenhaftigkeit."

Lacy mußte laut auflachen, denn es war ein Anflug von Humor in der Entgegnung des alten Herrn, der mit der schlauen Warnung auf komische Weise zusammentraf. Selbst die Fürstin lachte ein wenig, und da der alte Bernhard so eben die Abendtafel anmeldete, reichte sie dem geistlichen Herrn die Hand und bald saßen sie sich an der kleinen Tafel in bester Stimmung gegenüber.

Ehe der Graf den Palast Morani verließ, brachte er noch seine Wünsche über eine schnelle Vermählung und ihre Abreise nach Tein vor, die er namentlich für die Gesundheit der Fürstin so nöthig hielt. Er traf aber hier auf den entschiedensten Widerstand. „Meine Gesundheit," setzte die Fürstin hinzu — „wird sich

hier auch befestigen. Vertrauen Sie dem Gefühl von Glück, welches das schönste Belebungsvermögen der physischen Natur ist. Es scheint mir, ich bin schon gesund; es glüht schon neue Lebenskraft in meinen Adern! Komme ich mir doch fast jünger und hübscher vor, seit ich mich als Ihre Braut schmücke."

Lacy küßte entzückt ihre ihm zärtlich dargereichte Hand. „Gestatten Sie mir nur, theurer Lacy," fuhr sie fort — „die Mäßigung auch öffentlich darzulegen, mit der ich mich schüchtern einem für mein Alter so ungewöhnlichen Verhältnisse nahe. Sie würden mit Ihrer Jugend Ihrer alten Freundin keine Entschuldigung sein — ja, man würde eben von mir das fordern, was man Ihnen billig zu Gute halten müßte."

„Ich will Ihnen nicht länger widerstehn," sagte Lacy — „Sie sind mir selbst da, wo ich anders empfinde, doch in allen Ihren Gefühlen heilig. Ich will Sie sogar nicht stören, wenn Sie fortfahren, mich immer an Ihr Alter zu erinnern, denn es hat für mich so gar nichts Störendes, es ist mir ein so vertrauter lieber Gedanke, daß ich gern zuhöre, wenn Sie ihn noch in alle Ihre Beschlüsse verweben, sicher genug, daß Sie ihn zuletzt wie ich selbst vergessen werden."

Gertraud erschien jetzt mit vielen Knixen und machte der Fürstin eine Meldung. „Kommen Sie, meine

Herrn," sagte diese jetzt — „Sie sollen sehen, wo meine kleinen Zöglinge ihren ersten Schlaf unter dem neuen Dache halten. Gertraud meldet mir, daß sie jetzt Beide in tiefem Schlummer liegen."

Die Herrn folgten der Fürstin über die Terrasse, um von Außen die Zimmer der Kinder zu erreichen, die nach Innen nur durch die Schlafzimmer der Fürstin und der alten Kammerfrau einen Eingang hatten.

Es war die schönste Sommernacht. Der Mond war eben aufgegangen; die Baumpartieen des Gartens traten aus der dunklen Masse hervor und waren mit dem sanften Glanz übergossen, der ihnen zwar ihre Farbenpracht raubt, aber ihre Formen an Rundung und Fülle zu verschönern scheint. Sie wendeten sich rechts nach der Abendseite des Schlosses, wo die Blumengärten lagen, die nur durch einen Kiesweg und ein kleines Bassin von den Zimmern getrennt waren, die hier hinaus ihre Fensterthüren öffneten. Der Baumwuchs, der den übrigen Garten sehr schattig machte, trat hier zurück und schützte nur in gemessener Entfernung die kleineren Sträuche und die Blumenparterr's gegen den Wind. Diese Zimmer hatten die schönste Luft und wurden für die gesundesten des Hauses gehalten. Die beiden Kabinette, in denen die armen Kinder ihre Schlafstätten gefunden, lagen neben einander; durch eine Thür im In-

nern verbunden, hatte jedes nach dem Blumengarten noch eine Flügelthür, die mit ihren Scheiben dem Zimmer Licht gab. Beide waren auf gleiche Weise in feinem Holze getäfelt und durch zierliche Vergoldungen verschönt. Alle Meubles waren in derselben Art wie die Wände; einfach für die Ansicht der gewohnten Ausstattung, glänzend für die Lage, der die Kinder so eben erst entrückt waren.

Beide waren nach einem behaglichen Bade zuerst in die Kleider gehüllt worden, die ihnen nun zugetheilt werden sollten, und es war das feine Gefühl der Fürstin zu erkennen, daß die erste Veränderung darin in dem schmucklosen, blendendweißen Nachtkleide bestand, welches die schönen Gestalten wie Engelsgewänder von den Schultern an in weiten Falten verhüllte. Man trat vom Garten aus zuerst in die geöffnete Thür, die nach Hedwiga's Zimmer führte, welches dicht neben dem Schlafgemach der Fürstin lag. Im Hintergrunde stand das kleine Bett, von dem die Vorhänge weit aufgeschlagen waren; der Mond erhellte die duftenden Blumenbeete vor dem Zimmer mit seinem klaren Licht, und der Widerschein beleuchtete das schöne Kind. Die warme Nacht und der Schlaf nach dem aufregenden Tage hatten die Wangen und Lippen des Kindes mit dem glühendsten Roth gefärbt. Die Decke war zurückgeschla-

gen und es hatte unendlich lieblich seinen kleinen rosenrothen Fuß in die Hand genommen, wodurch es so leicht und gehoben ruhte, als habe es tanzend der Schlaf überrascht. Das wunderschöne Köpfchen lag mit geöffneten Lippen hintenüber, so daß man unter dem Kinn die reizenden Linien des feinen Halses sah. Die Augen hatten den verklärten Ausdruck, als sähen sie unter den geschlossenen Augenliedern nach oben, und jeden Augenblick schien es, als müsse sich die leichte Decke öffnen. Die Rosen der Prinzessin waren so dicht in die vollen Locken genestelt, daß die alte Kammerfrau sie auf Bitten des Kindes darin gelassen hatte; sie drängten sich um die Schläfe vor, als wären sie neugierig, ein Kind zu sehn, das so schön als sie selber war. Die, welche das Mieder geziert, hatte das Kind fest mit dem andern weißen Händchen gepackt und drückte sie an die Brust. Die seelige Ruhe des Schlafes war über dies bezaubernde Bild gegossen, und doch schien es, als sei es davon mitten im Tanzen überrascht, mitten im Aufjauchzen holdseliger Freude.

Stumm und gerührt blickten Alle auf sie hin und Lacy namentlich schien, völlig in ihren Anblick verloren, nichts um sich her weiter zu beachten. „Gott segne Dich, mein liebes Kind," sagte endlich die Fürstin mit sanfter, thränenbewegter Stimme. Sie bog sich

nieder und küßte die leuchtende Stirn; als sie aber zu Lacy umblickte und ihm die Hand reichte, rief dieser: „Ich glaube mich endlich zur Klarheit durchgerungen zu haben, warum dies Kind mich mit Erinnerungen peinigt und solche Gewalt über mich ausübt. Die jetzige Ruhe seines Anblicks zeigt mir die große und auffallende Aehnlichkeit des Kindes mit einem Bilde, welches in dem Schlafgemache meines Oheims hing. Es ward von ihm wie ein Heiligthum gehegt und erweckte in mir als Knaben eine so leidenschaftliche Bewunderung, daß ich sagen kann, es war meine erste Liebe. Das Bild stellte die Prinzessin von D. vor, von der es hieß, mein Oheim habe sie geliebt und sogar Hoffnung zu ihrem Besitz gehabt."

„Sie muß sehr schön gewesen sein," erwiderte die Fürstin — „und Sie werden mich auf Hedwiga eifersüchtig machen; darum kommen Sie zu dem Knaben, wir müssen beide Kinder in ihrer Ruhe belauschen; sie verräth so viel von der augenblicklichen Gesinnung — und ich muß wissen, ob es Ihnen so recht ist — ob Ihnen meine Einrichtung gefällt."

Der Knabe lag grade ausgestreckt auf dem Rücken. Sein kleines, von Guntram verfertigtes Rapier, das ihn begleitet hatte und das er gewohnt war mit zu Bett zu nehmen, lag auch jetzt, die Spitze zwischen den

Zehen beider Füße, das Kreuz des Griffes auf der Brust, darüber die geschlossenen Hände. Die grade feste Stellung, das lange weiße Nachtkleid, das schöne ernste Gesicht des Knaben machte auf Alle einen lebhaften Eindruck. „Er sieht wie der Denkstein auf dem Grabe eines jungen Ritters aus!“ sagte Georg Prey.

„O nein!“ entgegnete die Fürstin — „und doch fühle ich mich auch an ein schönes Denkmal erinnert.“

„Wie ein junger Ritter, der seine erste Waffenwache hält, sieht er aus!“ fügte Lacy hinzu. „Ich wollte nicht rathen, ihm das Degenkreuz zu entwinden!“

„Ach nein,“ hob Gertraud schüchtern an — „ich gab nur nach, daß er es mit zu Bette nahm, weil mir Bernhard sagte, wir könnten es ihm leicht nehmen, wenn er schliefe. Aber als wir es jetzt versuchten, da hat er es noch viel fester gepackt und er hat noch die Falten auf der Stirn — so zornig zog sich das fest schlafende Gesicht.“

„Claudia,“ sagte der Graf, als er sie zurück führte — „lassen Sie morgen Frau Mora rufen und suchen Sie das Geheimniß zu enthüllen, das über diesen Kindern schwebt. Meine Ahnung täuscht mich sicher nicht. Wir werden etwas Anderes erfahren, als bis jetzt vorgegeben ward.“

„Ich kann mich derselben Meinung nicht entziehn," erwiderte die Fürstin — „und bin Ihnen in meiner Ueberzeugung näher, als meine Neckereien Ihnen bisher zugestanden."

Dennoch sollte die Hoffnung einer zu erlangenden näheren Nachricht noch für längere Zeit unbefriedigt bleiben; denn Gertraud, welche sich anderen Tages nach dem Ursuliner-Hof begab, um Frau Mora zur Fürstin zu bestellen, fand die Hütte leer und verschlossen, und erhielt von der weinenden Bäbili den Bescheid, daß Mora von ihr Abschied genommen und ohne ihr über den Zweck ihrer Entfernung Auskunft zu geben, sie noch am vorigen Abend verlassen habe, allerdings mit der Zusicherung, dereinst wiederzukehren. Eben so waren Frau Barbara Hülshofen und Magda Tags vorher abgereist; wie Bäbili versicherte, die Eine nach Nord, die Andere nach Süd, und Bäbili's Thränen über diese plötzliche Vereinsamung flossen so heftig, daß Gertraud es aufgab, mehr von ihr zu erfahren.

Ende des ersten Theiles.

Druck von E. H. Storch u. Comp. in Breslau.

Neuester Verlag

der Buchhandlung Josef Max und Komp.
in Breslau.

So eben sind erschienen und daselbst wie durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. 11s bis 14s Bändchen.
8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert. Neue Folge. 1s bis 4s Bdchn.
8. 1842. Geheftet. 81 Bogen. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus korrekt, sauber und elegant, und der Preis auf's Billigste gestellt. — Das gebildete Publikum hat dieser Novellen-Ausgabe bereits seine volle Theilnahme zugewendet; schon wurde eine zweite Auflage der ersten Lieferung nöthig. Diese Theilnahme, es ist nicht zu zweifeln, wird sich noch steigern, denn, wie der Dichter in der Vorrede so schön sagt: „Apollo in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Larven und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen."

Früher erschien in demselben Verlage:

Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Von Ludwig Tieck. Zweite Auflage. Mit einem Anhange. Zwei Bände. 8. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis: 3 Rthlr.

Der Beifall, den dieses neue große Dichterwerk in ganz Deutschland gefunden, ist ein so außerordentlicher gewesen, daß

die erste starke Auflage in noch nicht drei Monaten sich vergriffen hat. Als Anhang zur zweiten Auflage hat die Verlagshandlung eine geistvolle und tiefgedachte Abhandlung des Herrn Professor Dr. Braniß über Ludwig Tieck und seinen gegenwärtigen Roman beidrucken lassen, in der Voraussetzung, daß denkende Leser daran sich erfreuen und solche mit Dank entgegen nehmen werden.

Tieck, Ludwig, dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bde. 8. 1826. Geh. 40¼ Bogen. 1 Rthlr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des Spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bde. 8. 1827. 32⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Die Beilage zu Nr. 46 der Zeitschrift: Das Rheinland, Jahrgang 1841, macht auf dieses höchst anmuthige Werk mit folgenden Worten von neuem aufmerksam:

„Wir sind dem Meister Tieck für Herausgabe dieser Arbeit, die zum Theil von seiner eigenen Uebersetzungsfeder herrührt, zu nicht geringem Dank verpflichtet. Wir erlauben uns, das Publikum auf diese altspanische „Wahrheit und Dichtung," wie man Espinel's Markos Obregon füglich nennen kann, ganz besonders aufmerksam zu machen."

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. Pfennig-Ausgabe. 6 Bändchen. 8. 1840. Geh. 130 Bogen. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

